

Die  
Hungersnot in Rußland

1891

von  
Herrn Dr. phil. G. H. G. G.

L. W. G.

Die  
**Hungersnot in Rußland**  
und  
**Unsere Reise um die Welt**  
von  
D. M. Hofer.

---

Erster Teil:  
Die Hungersnot in Rußland.

**Motto:**

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,  
Wer nie die kummervollen Nächte  
Auf seinem Bette weinend saß,  
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen  
Mächte.“

---

1924  
K. M. B. PUBLISHING HOUSE  
2812 Lincoln Avenue Chicago, Illinois

Meiner teuren und geliebten  
Gattin, die mir auf allen Wegen,  
jowohl in frohen als auch in trüben  
Stunden treulich zur Seite gestan-  
den hat, zu bleibendem Andenken  
g e w i d m e t.



Selig sind die  
Friedfertigen, denn sie werden  
Gottes Kinder heißen.

Matth. 5, 9.





Einen freundlichen Gruß von Schw. Hofer und  
Eurem Diener im Herrn,

*D. M. Hofer.*

## Vorwort.

Dieses Buch verdankt seine Entstehung unserer Mitarbeit an der A. M. K. in Süd-Rußland zur Zeit der Hungersnot und unserer Reise um die Welt.

Was wir auf dem Gebiete unserer Pflichterfüllung innerlich und äußerlich erfahren, was wir auf der Reise, besonders im Heiligen Lande, „gesehen haben mit unseren Augen, was wir beschauet haben und unsere Hände betastet haben,“ und was wir in Berührung mit treuen Streitern Christi hie und da in den verschiedenen Heidenländern „gesehen und gehört haben, nämlich vom Wort des Lebens,“ das noch immer Wunder tut, „das verkündigen wir euch.“

Der erste Teil des Buches, „Die Hungersnot in Rußland,“ und die darauf folgende Mosaikensammlung beziehen sich ausschließlich auf die Schreckenstage in Rußland, während der zweite Teil, „Unsre Reise um die Welt,“ unsre persönlichen Erfahrungen und Eindrücke von der Reise, die wir durch die verschiedensten Länder machen durften, in Bild und Wort bringt.

Der aufmerksame Leser wird bald merken, daß nicht sämtlicher Stoff dieses Buches, soweit es Rußlands Leidenstage betrifft, vom Verfasser selbst geschrieben wurde, sondern daß er hie und da entweder in Prosa oder Poesie die Verunglückten selbst ihre Lebens- und Leidensgeschichte erzählen läßt.

Daß nun dieses Buch in den weiten Kreisen unseres deutschen Volkes freundlichen Eingang finde, daß es den Glauben an Gott stärke, den Sinn für Hohes und Edles wecke und ein Sporn zu warem Samariterdienst sei, das wünscht von Herzen

Der Verfasser.

Chicago, im September 1924.



Schauet die Lilien  
auf dem Felde . . . .  
sollte er das nicht  
vielmehr euch tun? .

Jesus.

## Geleitwort.

Die christliche Liebe, welche in den Herzen unseres Volkes wohnt, hat in den letzten fünf Jahren reichliche Gelegenheit gefunden, sich zu bekunden. Zuerst geprüft und auf die Probe gestellt durch die Angst und die Bedrängnisse, welche der Weltkrieg mit sich brachte; dann wieder angefaßt durch Gottes geoffenbarte Güte, welche dem Mennoniten-Volk in Amerika in diesen Jahren erwiesen wurde durch die reichlichen Ernten und die guten Preise während der Kriegszeit. Diese Nächstenliebe fand starke Anregung und viel Gelegenheit, sich zu äußern durch die Hungersnot in manchen Teilen Europas und Asiens. Besonders eindrucksvoll appellierten die Leiden der Glaubensbrüder in Rußland an das Mitgefühl der Brüder in Amerika.

Das „Mennonite Central Committee,“ die erste erfolgreiche Organisation der verschiedenen Gruppen der Mennoniten in Amerika, durfte durch ihre Vertreter in Europa und Asien große Hilfe leisten mittelst der freigebigen Spenden, welche ihnen von den Mennoniten Amerikas anvertraut wurden. Die Gaben in Geld und Kleider, welche durch dieses Komitee übermittelt wurden, übersteigen die Summe von einer Million Dollar und beweisen zur Genüge, daß das Interesse und die Teilnahme an diesem Liebeswerk eine lebhafteste und fast allgemeine war.

Biel ist geschrieben worden und viel hat man gehört und gelesen über das, was drüben geschah; doch war das Verlangen, mehr zu erfahren, in jenen ersten Tagen kaum zu befriedigen. Auch jetzt würde noch ein mancher gerne mehr erfahren von der Arbeit, für welche er geopfert und gebetet hat. Die Not drüben war einzigartig und die Hilfe so ein-



drucksvoll, daß die Berichte über den Erfolg der Hilfeleistung und über die Dankbarkeit der Glaubensbrüder von Interesse sein werden, solange das menschliche Herz noch in Mitgefühl für die Mitmenschen schlägt.

Dieses Buch, „Die Hungersnot in Rußland und unsere Reise um die Welt,“ verfaßt von Rev. D. W. Hofer, welcher ein Jahr an der Arbeit drüben beteiligt war, erzählt nun als Augenzeuge von der Not sowie der Hilfeleistung, welche er selber beobachtet und mitgemacht hat, so daß es den Lesern möglich gemacht wird, im Geiste zu durchleben, was dort in Wirklichkeit geschah.

In dem zweiten Teile des Buches erzählt der Schreiber von seinen interessanten Erfahrungen und wertvollen Beobachtungen auf seiner Reise um die Welt. Diese Reise führte auch durch Ägypten und das Heilige Land, in welchen die Spuren der Heiligen Geschichte nie ihre Anziehungskraft verlieren. Weiter berichtet Bruder Hofer manches Wertvolle von seinen Besuchen bei den verschiedenen Missionen der Mennoniten in China, Indien und Mongolien.

Br. Hofers interessante Persönlichkeit und lebhaftes Erzählungsweise versichern uns wertvollen Lesestoff, in angenehmer populärer Sprache verfaßt.

Grüßend,

R. C. Siebert,  
Chairman Mennonite Central Committee.

# Erstes Kapitel.

## Das Amerikanische Mennonitische Hilfswerk.

Entstehung der A. M. N. — Ruf nach Rußland. — Reise nach Rußland.

Als der schreckliche Weltkrieg mit seinen blutigen Folgen für uns vorüber war und am 11. Nov. 1918 Frieden verkündigt wurde, war die Bevölkerung der Vereinigten Staaten freudetrunken und demonstrierte besonders auf den Straßen der Großstädte zwei Tage lang einen großen Freudenlärm.

Auch die Mennoniten fanden Ursache zur Freude, nur war diese Freude anderer Art: als „die Stillen im Lande“ dankten sie Gott in stiller Zurückgezogenheit für die gnädige Erhörung ihrer Gebete, daß er nämlich dem verheerenden Kriege ein Ende gemacht und ihre Jünglinge erhalten hatte. Allgemein aber bedauerte und betrauerte man den Verlust der beiden Hofer-Brüder, die durch ihre Glaubensstreue für das Prinzip der Wehrlosigkeit den Märtyrertod starben.

Mit dem Friedensschlusse, dachte mancher, sei jetzt alles vorüber; aber „Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken und seine Wege sind nicht unsere Wege,“ und so sagte er: „Nein, es ist noch nicht alles vorüber! Ihr sollt noch ein großes Opfer bringen, und der Altar, auf den ihr das Opfer legen sollt, sind die zerbrochenen und heimgesuchten Herzen der Väter und Mütter in Rußland. Da herrscht in Folge des Krieges eine schreiende Hungersnot. Ich habe mein Volk dafelbst heimgesucht, aber ich habe auch ihre Gebete und ihr

Schreien erhört. Nun sende ich euch zu ihnen und gebe euch Gelegenheit, ihnen Nächstenliebe und Samariterdienste zu erweisen.“

In solcher Weise schlug der Hilferuf der Mennoniten in Rußland an die Herzen der Mennoniten in Amerika, und diese haben den Herrn verstanden. Vertreter sämtlicher mennonitischer Gemeinschaften kamen im „Wahrheitsfreund“-Gebäude in Chicago zu einer Beratung zusammen.

Mit Verlesen eines Schriftabschnittes und gemeinschaftlichem Gebet wurde die Sitzung eröffnet, welche

### Die Entstehung der A. M. R. A.,

das heißt des sogenannten Zentral-Komitees der Amerikanischen Mennonitischen Hilfsaktion zur Folge hatte. Die Glieder des organisierten Zentral-Komitees waren folgende:

Prof. P. C. Siebert, Vorsitzender, Hillsboro, Kansas.

Levi Mumaw, Sek.-Treas., Scottsdale, Pa.

Maxwell Krag, Philadelphia, Pa.

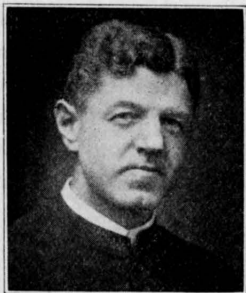
J. S. Mellinger, Lancaster, Pa.

Allen Yoder, Goshen, Ind.

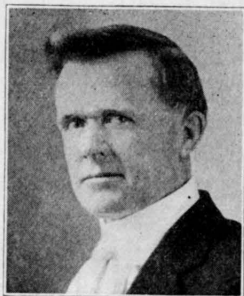
D. M. Hofer, Chicago, Ill.

Wm. Neufeld, California.

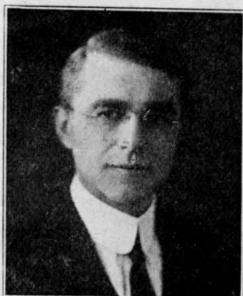
Die Brüder Prof. Alvin J. Miller, Orie D. Miller, Clayton Krag, der sein Leben einbüßte, (Siehe Seite 78.) W. Stolzfus und A. W. Slagel gehören zu den ersten, die in der Pionierarbeit auf den europäischen Hungerfeldern tätig waren. Im Vertrauen auf Gott wurde unter Gebet beschlossen, diesen Brüdern anfänglich \$5000.00 monatlich per Pabel zuzuschicken und zum Gebrauch auf dem Hungerfelde zur Verfügung zu stellen. Der Appell wurde in sämtlichen mennonitischen Blättern veröffentlicht.



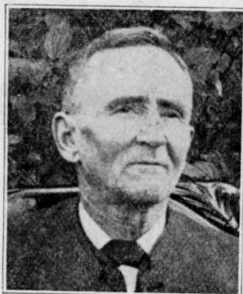
Levi Mumaw,  
Sekr. und Schatzmeister.



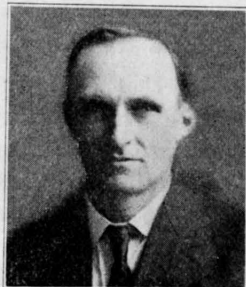
Prof. P. C. Siebert,  
Vorsitzender.



Maxwell H. Kratz



J. H. Mellinger.



Allen Yoder.  
Mennonite Central Committee.



D. W. Hofer.

Der Herr gab Gnade, und die volle Summe von \$5000.00 monatlich kam durch freiwillige Gaben ein, so daß die amerikanischen Vertreter in Rußland das A. M. N.-Hilfswerk auf den mennonitischen Ansiedlungen organisieren und systematisch betreiben konnten. Prof. A. S. Miller fungierte als Direktor. Zur Ernte 1922 glaubte man das Hilfswerk



Prof. A. S. Miller,  
A. M. N. Direktor.



Drie D. Miller,  
A. M. N. Vertreter

schon liquidieren zu können. Aber der Ratsschluß Gottes war, Rußland noch einmal mit einer Fehlernte heimzusuchen, und das Hilfswerk mußte mit verdoppeltem Opfer von \$20,000.00 per Monat ein ganzes Jahr fortgesetzt werden.

### Unser Ruf nach Rußland.

Der Umstand, daß das Hilfswerk mit verdoppelter Anstrengung und Energie ein ganzes Jahr sollte weiterbetrieben werden, erforderte es, daß auch wir nach der Rückkehr des Prof. B. C. Siebert auf Beschluß des Zentral-Komitees nach Rußland gehen mußten, um daselbst bis zur nächsten Ernte im Hilfswerk tätig zu sein.

Obgleich wir in dem uns liebgewordenen Missions- und Publikationswerk in Chicago stets vollauf zu tun hatten,

konnten wir doch nicht abjagen, und nach ernstem Gebet und reifem Überlegen sahen wir in dem Ruf einen Wink vom Herrn und haben zugesagt.

Auf Anordnung und Vorschrift des Zentral-Komitees wurde die nötige Ausrüstung gekauft, darunter auch ein Kompaß zur Zurechtweisung, wenn es die Not erfordere. Der Hauptgegenstand unserer Ausrüstung war jedoch die *B i b e l*. Sie war schon jahrelang auf Reisen in Amerika unsere Begleiterin gewesen und sie sollte auch auf der Reise nach Rußland unsere Waffe und unser Wegweiser, unser Licht und unsre Leuchte sein. Sie sollte uns begleiten bis ins Heilige Land, wo sie entstanden ist. Was die Sonne für die Blume, das ist die Bibel für die Seele.

### Unsre Reise nach Rußland.

Nachdem die Salems-Gemeinde bei Bridgewater, S. D. (unsere Muttergemeinde) uns am 24. Sept. 1922 ein von weit und breit besuchtes liebliches Abschiedsfest bereitet hatte, und wir von Segenswünschen begleitet, Abschied genommen hatten, verließen wir ermutigt unsere Heimat.

Am 1. Oktober sagten wir unserer kleinen Herde in Chicago „Lebe wohl!“ und bestiegen den Schnellzug nach New York. Am 7. Oktober bestiegen wir den Ozeandamper S. S. „Amerika.“

Gottgeweihte Missionsgeschwister, namens D. L. Starling von New York, begleiteten uns zum Schiff. In der eleganten Kabine wurde noch gemeinschaftlich gebetet und gesungen. Dann wurde Abschied genommen, ein schriller Pfiff, und unser Schiff setzt sich in Bewegung.

Zur Anerkennung der Stadt New York möchten wir sagen, daß sie die Metropole der Welt ist, und daß es nur ein New York in der Welt gibt. Groß-New-York nimmt den

ersten Rang ein im Welthandelsverkehr. Die sogenannten Wolkenkratzer bis zu 40 und 60 Stockwerke hoch, Hoch- und Untergrundbahn, Bevölkerung und Flächenraum, und Kapitalismus, sowie auch viele andere Dinge geben New York den ersten Rang. Auch der Seehafen gehört zu den ersten und bedeutendsten in der Welt.



New-York vom Schiffe aus.

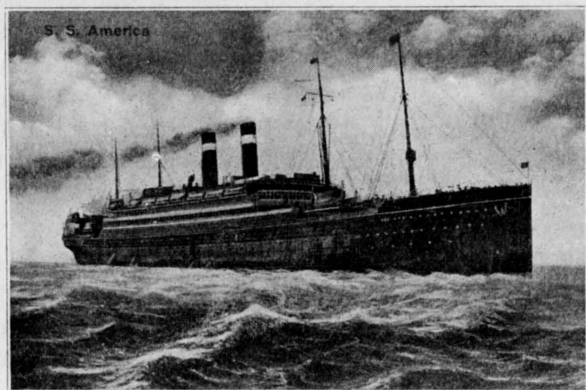
Unser Schiff ist schon in mäßiger Geschwindigkeit, und wir sind bald auf hoher See. Mit einem betenden Volke hinter uns, mit einem hungernden Volke vor uns und mit dem lieben Gott über uns, verlassen wir unser Heimatland Amerika. Das Wetter ist günstig, die Sonne vergoldet das Meer, und die Seereise geht gut.

Auf dem Deck des Schiffes entrollte sich ein buntes Treiben. Die Passagiere plauderten, hin und wieder sich in Gruppen vereinigend; einige maßen mit schnellen Schritten die Länge des Schiffes, um sich die Zeit zu vertreiben; andere saßen und lasen; noch andere erhoben ihren Blick zum Him-

mel, als hätten sie ihren Glückstern verloren oder als zählten sie die Sterne.

Unversehends war der Abend herbeigekommen. Die Sonne sandte uns ihre letzten Strahlen zu, sich langsam ins Meer versenkend, und bald lagerte Finsternis auf dem Meer.

Ganz unerwartet erhielten wir am ersten Abend vom Kapitän, namens Rind, eine schriftliche Einladung, am folgen-



Auf der Reise nach Europa.

den Sonntag den Passagieren erster und zweiter Klasse im Gottesdienste mit dem Worte zu dienen, welches wir zur bestimmten Stunde auch taten. Der Kapitän und sein Staff hatten sich, in Uniform gekleidet, auch eingefunden. Ein dazu bestimmtes Trio diente mit Streichmusik. Wir sprachen über „Die Seereise der Seele,“ nach 1. Tim. 1, 19. Der Kapitän bedankte sich und die Folge davon war, daß wir noch in zwei weiteren Gottesdiensten mit dem Worte Gottes dienen durften.

Eines Tages erhob sich aber ein heftiger Wind, der sich zu einem solchen Sturm entwickelte, daß das Schiff eine Mi-



nute auf einem kleinen Wasserberge und die nächste in einem Wassergrab war, bis die Finsternis der Nacht uns umhüllte; dann war es gut zu glauben, daß Jesus auch im Schiff war, dem Sturm und Meer gehorsam sind. Ja, Gottes Auge schläft noch schlummert nicht. Hätte man das nicht fest geglaubt, dann hätte man sehr gezweifelt, ob man die Sonne noch einmal sehen würde.

Br. Jakob Kröker von Deutschland, der unser Reisegefährte war, wagte sich eines Tages kühn aufs Deck und wurde von einer hohen Welle so gewaltig begrüßt, daß er sofort rasch in seine Kabine eilte, um daselbst seine Kleider zu wechseln. Br. Kröker ist ein guter Reisegefährte, mit ihm ist gut Kirichen essen. Durch den Umgang mit ihm sind wir reicher geworden.

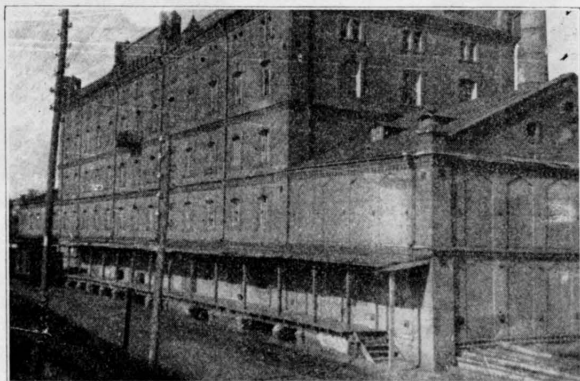
Am achten Tage landeten wir in Plymouth, England, um daselbst Post und Passagiere auszuladen; am neunten Tage taten wir daselbe in Cherbourg, Frankreich, und am zehnten Tage landeten wir glücklich im Bremerhafen, wo wir anno 1879 einstiegen und mit unseren Eltern nach Amerika auswanderten.

Frau Jakob Kröker war nach Bremen gekommen, um ihren Mann zu begrüßen. Nachdem wir dann bei Krökers in Wernigerode von der Seereise ausgeruht hatten, begaben wir uns über Berlin und Riga nach Moskau, wo wir nach einigen Tagen im Braun-Haus ankamen.

Im Braunhaus hatte A. Z. Miller in Verbindung mit der Amerikan Relief Administration sein Hauptquartier.

Nachdem wir dann mit Prof. Miller und mit dem Gang des Hilfswerkes bekannt waren, reisten wir nach einigen Tagen über Charkow nach Alexandrowsk, wo die A. M. R. (American Mennonite Relief Administration) ihr Hauptlager hatte. Hier trafen wir auch die amerikanischen Vertre-

ter, C. C. Krehbiel und A. W. Slagel. Hier durften wir auch schon manches von der herrschenden Not inne werden. Männer, die früher wohlhabend waren, die kamen, ohne

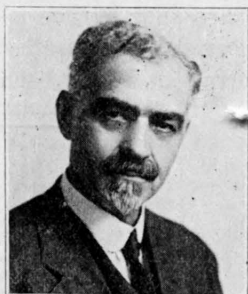


A.M.R.-Lagerhaus zu Alexandrowsk.

Gemd auf dem Körper, und baten um irgend ein Kleidungsstück. Flüchtlinge aus Sibirien wohnten ihrer mehrere Familien in einem Zimmer, ohne Bett, Tisch oder Stuhl, mit wenig Bettzeug, dazu noch jämmerlich gekleidet. Hier lernten wir auch den Ex-Millionär Wollmann kennen, der auch heimatlos in Schönwiese bei Verwandten wohnte. Alles dieses gab uns einen Vorgeschmack von dem, was unser in der Molotschna wartete.

Nachdem wir auch mit diesem Felde etwas bekannt waren, begleitete uns Br. C. C. Krehbiel per Auto über die Steppe nach Halbstadt, nahe Todmack, an der Molotschna auf das für uns bestimmte Feld von 60 Mennoniten-Dörfern.

Br. G. G. Siebert, der Vertreter der A. M. R., nahm uns freundlich in Empfang und zeigte uns ein Haus zur Wohnung an, welches wir dann auch als unsre zeitweilige Heimstätte bezogen.



Rev. C. C. Krehbiel.



Ält. F. S. Urruh.



G. G. Siebert.



A. W. Stigel.



D. W. Hofer.



S. C. Yoder.

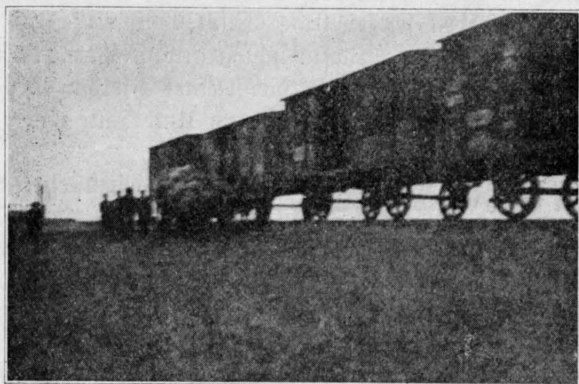
Vertreter der A. M. R. in der Wolotschna, Süd-Rußland.

## Zweites Kapitel.

### Bericht über die Arbeit im Hilfswerk.

Organisation — Brotverteilung — Brennpunkte — Kleiderverteilung — Traktorenarbeit.

Die Arbeit der Amerikanischen Mennonitenhilfe begann, wie bekannt, im Molotschna Gebiete im März 1922. In Erwartung dieser Hilfe waren von dem Mennonitischen Verbandsverbande Vorarbeiten getan, es waren in allen sechzig Dörfern Komitees gewählt worden, welche die Bevölkerung zur Mitarbeit aufforderten und die sich meldenden Notleidenden registrierten, so daß beim Eintreffen des Prof. A. S. Miller sofort mit der Durchführung der Unterstützungsarbeit begonnen werden konnte.



Ein Transport Produkte aus Amerika.

Der erste Transport von Produkten traf in Halbstadt am 14. März ein, die ersten Küchen begannen ihre Tätigkeit am

20. März. Bei der Zubereitung und Verabfolgung der Speisen wurde das System der American Relief Administration (A. R. A.) zur Anwendung gebracht indem in jedem Dorfe Küchen mit Speisefälen eröffnet wurden, in welchen die bereiteten Speisen verabreicht wurden.

Der Bestand der Rationen ist bekannt, es gab Reis, Grütze, Bohnen, Fett und Kakao alles mit Weißbrot. Zur Speisung wurden die Allerbedürftigsten der Bevölkerung ohne Ansehen der Nationalität oder Religion zugelassen, welche von den Dorfskomitees nach einem von der Amerikanischen Mennonitischen Relief Administration (A. M. R. A.) geschaffenen System herausgesucht wurden.

### Organisation.

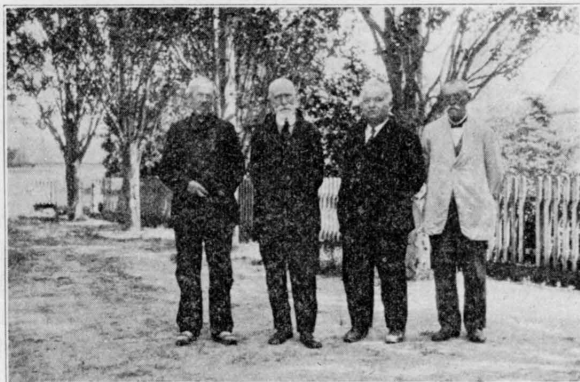
Die ganze Bevölkerung der Dörfer wurde aufgenommen, sowohl ihrer Zahl als auch ihrem Vermögen nach, dementsprechend in Kategorien eingeteilt und deren Bedürftigkeit aus den Angaben festgestellt. Zum Beispiel: Ein Arbeitspferd, oder eine Milchkuh schloß gewisse Personen von der Speisefliste aus, da der Verdienst eines Pferdes oder der Ertrag einer Milchkuh wesentlich zum Unterhalte einer Familie beisteuerte.

Wie schwer es war, diese „Kategorien“ festzustellen und richtig zu erhalten, davon könnten wir ein langes Lied singen, dazu auch das Wolostkomitee von Halbstadt, bestehend aus den Brüdern G. B. Ganz, Kor. Wiens und D. Düd.

Durch das Wolostkomitee waren wir stets mit den Dorfskomitees in Verbindung, welches aus drei Personen in jedem Dorfe bestand. Auch das Dorfskomitee stand uns in der Regel treu zur Seite und auch sie verdienen Anerkennung, da manche von ihnen bittere Erfahrungen machten, um den Regeln der A. M. R. A. nachzukommen, denn trotz allen Bemühens machten wir die traurige Erfahrung,

daß es schwer war, in allen Fällen befriedigend zu handeln. Die Not bindet sich nicht an bestimmte Verhältnisse und Umstände, die Hungersnot dringt durch solche feinen Spalten ein, die von keinem Menschen vorhergesehen werden konnten.

Als Erstberechtigte kamen Kinder, erwartende Mütter,



Das Bolschewikomitee in Halbstadt.

Kranke und Greise in Betracht, doch war die Not zu Zeiten so groß, daß auch viele Personen zwischen 15 und 60 Jahren gespeist wurden. Es waren in vielen Dörfern geschwächte, in manchen Fällen auch geschwollene Personen, die sich aber durch den Genuß der kräftigen Speisen doch erholten.

Die kräftigen Rationen wirkten lebensstärkend und in Verbindung mit dem Genießen der Gartengemüse erholte sich das Volk während unseres Dortseins dermaßen, daß sie die schweren Feldarbeiten in der Ernte von 1923 überwältigen konnten.

Leider kam für manche die Hilfe zu spät, so daß 326 Fälle von Hungertod zu verzeichnen sind. Die Durchführung der Instruktionen war in manchen Dörfern sehr schwer. Ein

großes Uebel war der Mangel an Brennmaterial, mit dem die meisten Küchen zu kämpfen hatten. Wir waren mitsamt dem Wolostkomitee und den Dorfskomitees nicht in der Lage, in dieser Richtung Erleichterung zu schaffen. Wir konnten uns nicht entschließen, uns an die Behörde der Sowjet Regierung zu wenden, weil voraussichtlich zu sehen war, daß man dann doch die Bevölkerung der Dörfer zwingen würde, die letzten Obstbäume, die des Schutzes bedürfen, herbeizuschaffen. Einige Hundert Pud wurden aber doch auf diese Weise den bedürftigen Dörfern zugestellt. Der Bedarf war, ein Pud gespaltenes Brennholz per Person monatlich für die Küche zu liefern.

Es gereicht uns aber zur Freude mitzuteilen, daß es uns durch einen persönlichen offiziellen Besuch der Behörde in Zekaterinoslaw gelungen ist, die Speisen in den letzten Monaten trocken zu verabreichen. Ein weiterer schwerer Uebelstand, mit dem wir stets zu kämpfen hatten, war die Zustellung der A. M. R.-Produkte vom Bahnhof zum A. M. R. Wolost-Lagerhaus.



Das A.M.R.-Lagerhaus in Halbstadt.



Vor dem Lagerhause in Halbstadt auf Produkte wartend.

Die Produkte mußten unverzüglich ins Lager geschafft werden. Oft waren die Wege fast unfahrbar und es war eine ungeheure Anstrengung für die Pferdebesitzer in den Dörfern, die ohnehin schwachen Zugtiere zu dieser schweren Arbeit unentgeltlich herzugeben, um die Produkte immer prompt einzufahren. Es handelte sich nicht nur um den Transport vom Bahnhof zum Wolostlager, sondern auch um die Beförderung von Halbstadt nach allen 60 Dörfern, deren Entfernung bis 45 Werst (30 Meilen) erreichte.

#### Brotverteilung.

Bei unseren Dorfküchenbesuchen merkten wir stets, daß die Leute und Kinder das Brot und den Reis von Amerika mit größter Dankbarkeit aßen. Dabei waren wir aber doch überzeugt, daß ihnen eigenes Brot besser schmecken würde. Da sich die mennonitische Bevölkerung im Malotschna-Gebiet auf etwa 30,000 Personen belief, so herrschte in manchem Hause die tieferrnste Frage: „Wo nehmen wir Brot her, daß diese essen?“

Diese Frage beschäftigte manchen Hausvater, wenn er



seine gesegnete Kinderzahl anschaute. Hier und da fand diese Frage noch eine Lösung darin, daß das, was im Hause und in der Wirtschaft entbehrt werden konnte, stückweise nach Ladmaß auf den Basar getragen und verkauft wurde, wie z. B. Motore, Treibriemen, Eisen, Blech, Möbel, Betten, Küchengefährte usw. Die Not macht geübte Rechenmeister, so daß bei dem geringen Ruhestand doch verhältnismäßig viel Butter verkauft oder für Roggenmehl eingetauscht wurde. Die M. M. R. Küchen versuchten zwar in erster Linie die Glaubensgenossen zu speisen, doch tat sie im vollen Sinne des Wortes auch Samariterdienste, indem ohne Unterschied auch Nichtmennoniten gespeist wurden, die sich zum Hilfswerk dankbar erwiesen. Total etwa 10,000 täglich.

### Brennpunkte.

Ein manches Wehe und Herzeleid hat die mennonitischen Kolonien in Süd-Rußland getroffen. Fast unberechenbar sind die großen Opfer, welche dem Kriege zur Beute fielen. Die Bevölkerung kam dadurch mehr und mehr ins Gedränge und in die Enge in dem Kampf ums Dasein, und die Leistungsfähigkeit sank von Tag zu Tag, fast bis zur Verzweiflung, wie aus folgender Statistik im Halbstädter Gebiet zu ersehen ist:

Gehungert	823 Familien.
Vor Hunger gestorben	326 Personen.
Krähen gegessen	469 Familien.
Steppenmäuse gegessen	71 Familien.
Pferdefleisch gegessen	755 Familien.
Katzen gegessen	344 Familien.
Hunde gegessen	184 Familien.
Gefallenes Vieh gegessen	308 Familien.
Leder gegessen über	250 Familien.

Einunddreißig Bauern haben ihre Strohdächer abgedeckt, um ihr Vieh durch den Winter zu bringen. Brot wurde gebacken aus Rüben, Blättern, Spreu, Delfkuchen, Maiskolben, Kürbissen, Kleie, Zuckerrohr, gemahlene Knochen, Hafer, Gerste, Kurai, Unkrautsamen, Leinsamen, Baumrinden, Sägemehl usw.

Obige Daten wurden uns von den betreffenden Dörfern im Malotschnagebiet eingesandt und nach der Hauptzentral-Office nach Alexandrowsk und von da nach Moskau gesandt. Aus dieser Statistik kannst du, lieber Leser, sehen, was der Hunger für eine Wirkung hatte. Ein Br. sagte zu uns: „In unserm Hause sind 11 Katzen geschlachtet und gegessen worden.“



Vor der A.M.R.-Küche in Halbstadt.

Die Lage des Volkes war nach menschlichem Ermessen hoffnungslos. Mit Hoffen und Bangen schaute man sehnsüchtig nach Hilfe aus. Inbrünstige Gebete stiegen empor zum Throne des Allmächtigen.

Gott sei Dank, allmächtige Arme ließen sich bewegen. Viele willige Herzen und Hände der amerikanischen Menno-

niten machten durch ihre in der mennonitischen nie dagewesenen Opferwilligkeit der größten Not in Rußland ein Ende.

Durch den tatkräftigen Angriff des mennonitischen Volkes in Amerika wurde das mennonitische Volk in Rußland tatsächlich vom gänzlichen Untergang gerettet und den Klauen des Hungertodes entrißen und vor frühzeitigem Grab bewahrt. Die Ehre sei Gott, denn wir als ein Volk waren doch nur Handlanger und es war das Brot, das Gott vom Himmel uns gab. Unvergeßliche Tage, Wochen und Monate liegen hinter uns und das Elend, das wir gesehen haben; unvergeßlich aber auch die Beweise göttlicher und brüderlicher Durchhilfe, die wir erfahren durften. Tiefe, schmerzvolle Wunden waren dem ganzen mennonitischen Volkskörper geschlagen, aber der Finger göttlicher Liebe hat bleibende Zeichen der Barmherzigkeit geschrieben.

#### **Kleiderverteilung.**

Womit werden wir uns kleiden?



**Kleidungsbedürftige vor unserer Tür.**

Der Brotnot folgte auf den Fersen die Kleidernot. Die Kleidernot war auch eine strenge Lehrerin; sie hat in diesen

Trübsalsjahren viele Mütter das Spinnen wieder gelehrt. Lächer, Leibwäsche, Sacken, Unterjacken, Kinderkleider, Strümpfe, Mützen und Handschuhe wurden aus selbstgesponnener Wolle gefertigt. Allmählig versiegte aber auch diese Quelle der Möglichkeit, sich und die Seinen kleiden zu können, weil Schafe zu den gewesenen Dingen gehörten. In manchen Familien ist wohl der letzte Sack zu Hosen verarbeitet worden.

Besonders schwer ging es in den Familien, in welchen die Kinder in den letzten zehn Jahren vom 10. bis zum 20. Lebensjahr herangewachsen sind, und an Kleidung konnte fast nichts hinzukaufen werden.



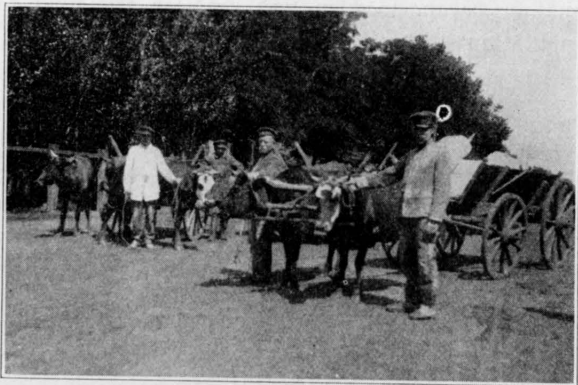
Ein Zug mit Kleidern aus Amerika.

Eine allgemeine Not war auch das Fußzeug. Die meisten trugen Holzschuhe oder Sandale auch Chorsänger in der Kirche. 50,000 Paar Schuhe und 50,000 Strümpfe und ebensoviele Unterhemden und Unterkleider hätte man wohl brauchen können.

Als dann die liberale Kleiderfendung von 14 Waggonen kam, machte dieselbe einen gewaltigen Eindruck auf die Be-

böfkerung, und die Kleidernot war sehr gemindert. Viele Personen, die sich in ihren Lumpen schämten, sich öffentlich zu zeigen, traten dann anständig gekleidet hervor. Kinder jubelten und Frauen zeigten gern bei Besuch die geschenkten Sachen.

Die Kleiderverteilung brachte uns und den Wolost- und Dorf-Komitees viel Arbeit, jedoch müssen wir sagen, daß der ganzen Bevölkerung dadurch eine große Hilfe geworden ist und mancher trug ein amerikanisches Kleidungsstück, ohne welches er sozusagen fast nackt gewesen wäre.



Auf dem Wege nach A.M.R.-Kleider.

Unsre Erfahrung über die allgemeine Lage in der Brotnot und Kleidernot erinnerte uns stets an eine sonderbare und eigenartige Erfahrung in Deutschland, im Harzgebirge. Da kamen wir an eine Station, die hat den seltsamen Namen, „Sorge,“ und die nächste Station heißt „Elend“ und so kamen wir von der „Sorge“ in das „Elend.“ Ebenso war unsere Beobachtung und unsere Erfahrung in Rußland. Sorge und Elend spricht aus den Gesichtern der entkräfteten Einwohner; Sorge und Elend spiegelt sich in dem wirt-

schastlichen Leben wieder; Sorge und Elend mehrt sich auf dem moralisch - sittlichen Gebiet der mennonitischen Gemeinden. Doch die Wohltätigkeit linderte auch diese Not.

Fast täglich erhielten wir Dankesbriefe und Lorbeerkränze mit Worten unter Tränen. Diese Dankes-Lorbeerkränze gehören aber in erster Linie den guten Gebern in Amerika, denn wir waren ja nur ihre Handlanger.

Mit der langersehnten Kleiderverteilung kam es auch zu Ende. Obzwar diese weit um sich greifende Arbeit Wochen in Anspruch nahm und es von Seiten der amerikanischen Vertreter recht viel Weisheit, Geduld und Ausdauer erforderte, so dürfen wir doch sagen, daß es durch die systematische Mit-



Ein tägliches Bild vor unserer Tür.

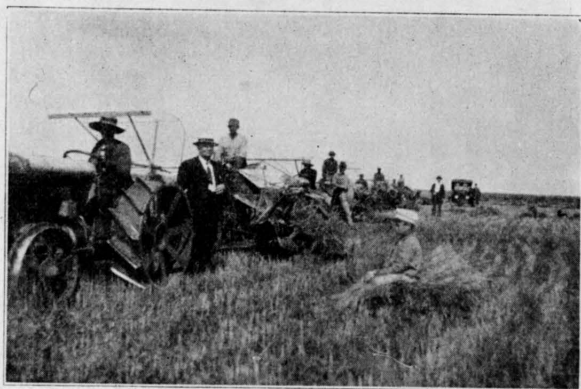
hilfe der verschiedenen Woloß- und Dorfkomitees der 60 Dörfer in der Molotschna über Erwarten gut ging. Br. Krehbiel verdient besondere Anerkennung für seine Mühe.

Die Bevölkerung wurde in diesen Tagen überwältigt von der tatkräftigen Bruderliebe unserer gutherzigen Glaubensgenossen in Amerika. Wäre es möglich, so wollten wir den Gebern zurufen: „Könntet ihr nur sehen, wie so ein man-

cher Sorgenstein von den Herzen vieler bekümmertter Mütter und Väter durch das Einhängigen der verschiedensten Kleidungsstücke abgewälzt wurde!"

Die dankbaren Gesichter der meisten Empfänger sind uns eine reichliche Entschädigung für die Mühe und Arbeit, die wir hatten. Wir wünschen nur, daß unsere amerikanischen Geber wären dabei gewesen und hätten spätere Blicke tun dürfen in die einzelnen Häuser, wo die Kinder und die Eltern ihre ihnen geschenkten amerikanischen Kleidungsstücke anpaßten und in den meisten Fällen glücklich dreinschauten! Ja, ihr lieben Geber, „Geben ist seliger als Nehmen.“ Möge der Herr euch das innere Glück empfinden lassen, welches immer die herzliche Teilnahme an der Not des Nächsten begleitet. Die Kleiderforge hat durch diese Kleiderverteilung in manchem Hause den Reizepaß bekommen. Möge sie nie wiederkehren!

#### Die Traktor-Abteilung.



A.M.R.-Traktore in der Roggenernte.

G. G. Siebert von Reedley, Calif., dem die Traktorenarbeit anvertraut war, war der rechte Mann auf dem rech-

ten Plage. Es war ihm keine Mühe zu groß, und durch seine Anstrengung und Unterweisung sind mit den 25 Traktoren etwa 5000 Acker im Spätjahr 1922 gepflügt worden. Sobald die Witterung es erlaubte wollte man im Frühling 1923 mit 50 Traktoren auf den verschiedenen mennonitischen Ansiedlungen von Tagesanbruch bis zur Abenddämmerung pflügen und in der Weise die Steppen der Wolotschna und des Wolotschnagebietes umpflügen. Dieser Plan ist aber nicht gelungen und konnte nicht zur Ausführung gebracht werden, weil die Sowjet Regierung sich geweigert hat, ihrem Versprechen nachzukommen, das Gasolin und Öl zu stellen. Jedoch wurde viel dadurch in der Richtung zum Wiederaufbau erreicht.



Ein Bild der Pferdenot in Rußland.

**Bericht über die amerikanische Hilfsarbeit in der Halbstädter Wolost, Rußland, im Jahre 1922 bis zum 18. März 1923.**

Als Vertreter des Halbstädter Wolostkomitees der amerikanischen mennonitischen Hilfe bitte ich noch um etwas Aufmerksamkeit. Ich will versuchen, durch die dem Komitee zu



Gebote stehenden Daten einen Überblick über die Größe und den Umfang des schönen Werkes der amerikanischen Glaubensgenossen in unseren Gemeinden zu geben und hoffe, daß mir dieses gelingen wird, ohne euch durch das vorzuführende Ziffernmateriale zu langweilen.

Es war am 3. März vorigen Jahres, als wir die große Freude hatten, nach langem sehnlichen Warten den Vertreter der amerikanischen Glaubensbrüder, Prof. Alvin S. Miller hier im Gotteshause begrüßen zu dürfen. Er brachte uns nicht nur die Nachricht von dem Eintreffen der Hilfe, sondern organisierte solche sofort unter uns, indem er die ersten Wolost- und Ortskomitees ernannte und ihnen die nötigen Vorschriften für die Durchführung der Hilfe erteilte. Am 10. März fand der erste gemeinschaftliche Transport von Lebensmitteln ein und wurde sofort ins Wolostlager und dann von dort in die Dörfer gefahren. Am 20. und 21. März begann in den Dörfern die Speisung in den Küchen.

### Lebensmittel.

Was den Hungrigen in den Küchen dargeboten wird, ist allgemein bekannt, und wir dürfen darüber nichts sagen; wir wollen hier nur sagen, daß die Lebensmittel alle gut, kräftig und nahrhaft und die Speisezetteln praktisch und nach dem Nährwert der Produkte zusammengestellt sind. Ohne hier das System der amerikanischen Hilfe zu berühren, will das Wolostkomitee nur mitteilen, wie groß die eingetroffenen Hilfsmittel sind und wie sie verwendet worden sind. Zur Orientierung über das Verhältnis der Hilfe zur Bevölkerung schicken wir voraus, daß unsere Halbstädter Wolost gegenwärtig bei 17,600, die Gnadenfelder Wolost ca. 12,000 Bewohner hat.

Bis zum 15. März 1923 kamen ins Halbstädter Woloftlager für die Küchen 72,983 Pud Produkte. In der Paketabteilung trafen für die Woloften Halbstadt und Gnadenfeld zusammen 7,933 Lebensmittelpakete mit einem Gewicht von ca. 32,770 Pud ein. In allem sind in unsere beiden Halbstädter Lager 105,753 Pud amerikanischer Produkte eingekommen. Nach den Vorkriegspreisen repräsentieren diese Produkte einen Wert von 275,000 Rubel. Wenn wir diese Summe in den früheren Wert von Weizen umsetzen, so wären dafür bei uns 275,000 Pud Weizen anzukaufen gewesen, welche, bei 60 Pud pro Desjatin gerechnet, den Ernteertrag von über 4500 Desjatinen betragen.

An Einzelprodukten sind hereingekommen für die Küchen und in den Paketen: 50,526 Pud Mehl, 6,759 Pud Zucker, 11,711 Pud Reis, 2,847 Pud Fett, 698 Pud Bohnen, 16,972 Pud Milch, 15,018 Pud Grütze, 1,164 Pud Kakao und 58 Pud Tee. Diese Ziffern beziehen sich auf beide Woloften, Halbstadt und Gnadenfeld.

Die uns von den amerikanischen Brüdern übermittelten Gaben wurden an die Ortskomitees für die Küchen übergeben und sind bis zum 1. März 1923 in der Halbstädter Woloft überhaupt 2,353,199 Rationen ausgeteilt worden. Das beträgt pro Monat durchschnittlich 205,230 Rationen. Mit diesen Rationen wurden gespeist: Im März v. J. 5948, im April 6101, Mai 7012, Juni 6952, Juli 7055, August 6611, September 4407, Oktober 5307, November 5808, Dezember 6155, — Januar 1923 — 6476, Februar 7049, März 7279 Personen. Die Durchschnittszahl der täglich in den Küchen der A. M. K. Speisenden und Gespeisten beträgt 6847 Personen.

Die Anstalten der Halbstädter Woloft haben im Laufe dieser Zeit erhalten: Das Muntauer Krankenhaus rund 128 Pud, Lieger Taubstummenschule 155 Pud, Altenheim 273

Pud, Großweider Waisenhaus 182 Pud, Kinderheim und Krankenhaus in Neu-Salbstadt 107 Pud Produkte.

### Kleidung.

Der zweite Zweig der Wohltätigkeit unserer amerikanischen Brüder erstreckt sich auf die Hilfe durch Kleider. Im Mai vorigen Jahres durfte das Halbstädter Wolostkomitee 13,940 verschiedene Kleidungsstücke, 571 Arschin Manufakturware, außerdem Knöpfe und Zwirn an die Ortskomitees zur Verteilung an die Bewohner übergeben.

Anfangs Januar d. J. trafen im Halbstädter Wolostlager von der A. M. R. Zentrale 33,985 verschiedene Kleidungsstücke ein, die zur Verteilung unter die Bevölkerung der Halbstädter Wolost für 10,739 Personen bestimmt waren.

Welchen Wert dieses großartige Geschenk hat, das zu bestimmen, entzieht sich unserm Berechnungsvermögen. Welchen ungeheuren wirklichen Wert diese Kleider aber für uns zum Teil Entblößte haben, das ist noch weniger möglich auszurechnen und auszusprechen.

### Traktorenarbeit.

Wir kommen hier auch auf die unsern Dörfern geleistete reale wirtschaftliche Hilfe durch die Traktorenarbeit. Von dem Wirtschaftskomitee haben wir folgende Daten über das Resultat der Herbstarbeit. Es wurden für die Dörfer 861 Desj. gepflügt; außerdem sind 184 Desj. mit Roggen besät. Der Ertrag der Ernte von dieser Aussaat ist ganz zur Unterstützung der Hungrigen und Bedürftigen bestimmt.

### Arzneien.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß unsere Ärztebezirke und Krankenhäuser durch die freundliche Vermittlung der

U. M. R. sehr schöne Sendung der nötigsten Medikamente und Verbandstoffe erhalten haben, was bei dem fast gänzlichen Fehlen an Medizin für unsere Bevölkerung von sehr großer Bedeutung ist.

Wenn wir versucht haben, uns durch die vorgeführten Zahlen den Umfang und die Größe des Werkes der amerikanischen Brüder vor Augen zu führen, so geschah es zu dem Zwecke, unsere Herzen gegen Gott und unsere Wohltäter dankbar zu stimmen und kund zu tun, was der Herr und barmherzige Geschwister für uns getan haben. Doch die Ewigkeit wird es besser klar machen.

Salbstadt. 18. März 1923. S. B. S a n z, Vorsitzender.  
R. A. W i e n s, Sekretär.

#### Edele Tatjachen.

Wie uns von Br. A. W. Slagel, dem Distrikt-Supervisor der U. M. R. über die Ukraina, berichtet wurde, sind daselbst vom März 1922 bis September 1923 etwa 1200 Tonnen Proviant im Werte von \$225,000.00, dazu noch 150 Tonnen Kleider im Werte von \$150,000.00 und ungefähr \$2000.00 wert Medikamente verteilt worden. Es ist schwer, genau zu sagen, wieviel Menschen dadurch gerettet wurden, aber sowohl das Volk selbst als auch die Behörde sagt, daß nicht weniger als 10,000 Menschen vom Hungertode gerettet wurden.

#### Nachschrift zum Bericht: Das U.M.R.-Hilfswerk.

In Bezug auf das U.M.R.-Hilfswerk in Rußland sei hiermit noch gesagt, daß außer den auf Seite 20 genannten U.M.R.-Vertretern auf den russischen Hungerefeldern tätig waren: Br. D. R. Höppner und ein Bruder Schröder, von denen ersterer im Wolgagebiet und letzterer in Memriß arbeiteten. Leider haben wir von ihnen weder Photographie noch schriftlichen Bericht über ihre Tätigkeit erhalten.

### Auszüge aus dem Tagebuche der Schw. D. M. Hofer.

Den 3. Oktober 1922 fuhren wir, nachdem wir von unseren Lieben Abschied genommen hatten, von Chicago fort.



Schwester  
D. M. Hofer.

Wir hielten in Scottsdale, Pa., einen Tag an, und von dort eilten wir dann per Express-Zug dem Hafen von New York zu. Nach zwei Tagen Aufenthaltes in New York waren wir reisefertig. Der Herr führte es so, daß auch der liebe Bruder Jakob Kröker von Deutschland sich uns noch zugesellte und unser Reisegefährte wurde, wozu wir uns sehr freuten. Den 7. Okt. bestiegen wir im Hoboken-Hafen den Ozean-Dampfer „Amerika.“ Geschwister Starling begleiteten uns bis in unsere Kabine hinein, wo wir noch eine ernste Gebetsstunde abhalten durften, uns alle und unsere Lieben dem Schutze unseres großen Vaters anempfehlend. Bald darauf setzte sich unser Schiff in Bewegung, und mit Tränen in den Augen verließen wir unser Liebes Heimatland und riefen noch im Geiste allen unseren Lieben ein „Lebt wohl“ zu.

Die Seereise ging gut, besonders für die, welche nicht seerkrank wurden. Wir hatten schönes Wetter; doch eines Tages wurde es auf einmal windig, und in Verbindung damit fing unser Weg an, uneben zu werden. Ich konnte nicht viel essen und mußte einige Tage im Bett bleiben. Den 17. Oktober durften wir, Gott sei Dank, glücklich im Bremer-Hafen aussteigen. Schwester Jakob Kröker kam ihrem Manne von Wernigerode entgegen, um ihn hier zu begrüßen. Geschwister Kröker nahmen uns mit zu ihrem Heim nach Wernigerode. Der Vater wurde von seinen elf Kindern und seinen Freunden aufs herzlichste begrüßt und mit einem schönen Empfangsfest überrascht.

In Wernigerode blieben wir einige Tage. Von da fuhr mein David wegen Ausfahrtspapiere nach Berlin und dann nach Lechfeld, um die russischen Mennonitenflüchtlinge dajelbst zu besuchen. Erst am 29. Oktober konnten wir Berlin verlassen und nach Riga abfahren.

In Riga mußten wir drei Tage bleiben, bis ein Zug nach Moskau ging. Die A.N.A. brachte uns bei finsterner Nacht auf den Zug, der meistens mit Bolschewiken angefüllt war. Als wir zur russischen Grenze kamen, hielt der Zug an, und es wurde das russische Nationallied gesungen.

Den 4. November kamen wir in Moskau an, und wunderbar hat der Herr uns überall einen Begleiter geschickt! Hier wurden wir wieder von der A.N.A. in Empfang genommen, die uns zu dem sogenannten Braun-Haus brachte, wo auch Br. Mb. Miller sein Quartier hatte. Dieser sorgte dafür, daß auch wir ein Zimmer bekamen. Sonntag vormittag fuhren wir zur Kirche, und abends gingen wir zu einer russischen Mission.

Den 7. November fuhren wir weiter bis nach Alexandrowsk, wo Bruder Elagel, der Leiter des Hilfswerkes, war. Hier blieben wir zehn Tage, um mit der Arbeit bekannt zu werden. Ich machte Hausbesuche und teilte unter den armen Familien Kleider aus. Wir besuchten auch noch einige Dörfer: Chortiza, Rosental und Bethania (Zrrenanstalt). Die Schwestern in dieser Anstalt tun an diesen bedauernswerten Menschen eine aufopfernde Arbeit. Den 18. November kamen wir nach Halbstadt und waren nun am Ziele unserer Reise angelangt.

#### E i n e G e b e t s e r h ö r u n g .

Als eines Tages das Brot so knapp wurde, daß die Mutter fast ratlos dastand und nicht wußte, wie es werden sollte, nahm sie in ihrer Not ihre Zuflucht zum Herrn und betete

mit ihren Kindern zu Gott, er möge doch auf irgend eine Weise Hilfe senden. Einige Tage vergingen, und immer noch waren sie in der hoffnungslosen Lage, die mit jedem Tage trostloser wurde. „Aber, Mutter,“ sagten die Kinder auf einmal eines Tages, „der liebe Gott kommt ja nicht zur Hilfe!“ Das brach der Mutter fast das Herz, und unter Tränen schrie sie wieder zum Herrn, „der ein Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden.“ Als sie von ihren Knien aufstand, machte sie ein Buch auf, und unwillkürlich fielen ihre Augen auf die Worte: „Der Mann mit dem Kruge ist schon auf dem Wege.“ (Siehe Seite 217: „Der Mann mit dem Kruge.“) Dieses gereichte ihr zum Trost, und als wir mit der Hilfe erst dort waren, erzählten sie uns diese Erfahrung, und wir waren zu der Zeit wirklich schon auf dem Wege!—

\* \* \*

Eines Tages kam eine Frau zu uns und fragte uns, ob wir nicht würden ihren 10-jährigen Sohn ihr abnehmen, denn sie habe weder Nahrung, Kleidung noch ein Heim, und habe gehört, daß wir würden Kinder mit nach Amerika nehmen. Natürlich konnten wir diesem Wunsche nicht entgegenkommen, was wir aber an Nahrung und Kleidung aushelfen konnten, das haben wir stets mit Freuden getan, eingedenk der Worte aus Jakobus 1, 27: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt behalten.“

\* \* \*

Ein Mann sagte: „Ich hatte mich schon früher bekehrt, kam aber wieder vom rechten Wege ab; in der Kriegszeit aber jagte der Herr mich in einen Strohhaufen hinein, und dort konnte er zu mir sprechen.“

## Drittes Kapitel.

### Die Mennoniten in Rußland auf dem politischen Gebiet.

Die Revolution in 1917. — Der Selbstschutz. — Entweder oder. —  
Das Schicksal entschieden.

Der europäische Krieg, welcher für Rußland so verhängnisvoll geworden ist, und der darauf folgende Bürgerkrieg, der Rußland an den Rand des Verderbens gebracht hat, hat viel Trübsal, Elend und großes Leid auch für die rußländischen Mennoniten gebracht. Da die Mennoniten auf Grund ihres Glaubensbekenntnisses in Bezug auf den Waffendienst eine Ausnahmestellung im Reiche einnahmen, so erfüllten sie während des großen Krieges ihre Pflicht für das Vaterland, teils als Sanitäre in den Kriegslazaretten und an der Front; teils als Kanzelei- und Waldarbeiter. Treu und gewissenhaft haben sie ihre Arbeiten im Dienste verrichtet, was von verschiedenen Institutionen und offiziellen Personen sowohl durch Belohnung als auch durch schriftliche Zeugnisse bestätigt wurde.

Von der gewissenhaften Ausübung ihres Dienstes und ihrer bürgerlichen Pflichten ließen sie auch dann nicht ab, als die kaiserliche Regierung verschiedene Maßnahmen gegen sie ergriff, wodurch sie dann aber in ihren religiösen und bürgerlichen Rechten beschränkt wurden. Und die Beschränkungen, wie man uns sagte, sehr bald. Schon im September 1914 wurde das Deutschsprechen auf der Straße oder auf öffentlichen Plätzen, im Wartesaal, im Restaurant, auf der Eisenbahn, verboten, und der kleinste Verstoß gegen dieses Verbot, wur-



de durch große Geldstrafen und sogar mit Verschickung nach Sibirien bestraft. Ein Beispiel: Ein Mühlenbesitzer, J. B., gegenwärtig wohnhaft in Gnadental, rief seinen Müller zum Mittagessen in plattdeutsch: „Komm Medbdag äte!“ Es waren russische Mahlzeiten auf dem Hofe, er wurde angezeigt und mußte für die ganze Zeit des Krieges nach Sibirien in die Verbannung gehen. Auch die deutsche Presse und die deutsche Predigt wurde verboten. Es durfte nichts Deutsches gedruckt werden. In den Kirchen bestand der Gottesdienst während des Krieges darin, daß ein Abschnitt aus der Bibel vorgelesen wurde. Den Deutschen wurde nicht erlaubt, sich in Privathäusern mehr als zwei Männer zu versammeln.

Schließlich kamen die Gesetze vom 2. Feb. und 13. Dez. 1915 über die Aufhebung des deutschen Landbesitzes in Rußland. Diese Gesetze, besonders die Art und Weise ihrer Anwendung und Durchführung, sind für das wirtschaftliche und geistliche Leben der Mennoniten von großem Schaden gewesen.

### Die Revolution in 1917.

So ging das fort bis zur Revolution im Februar 1917. Die zeitweilige Regierung proklamierte bald nach ihrem Antritt das Prinzip der Freiheit und Gleichheit aller Bürger. Die Mennoniten aber wurden beschränkt und die strengen Gesetze gegen das Deutschtum wurden nicht aufgehoben.

Alles das war aber nur eine Vorbereitung, denn das Schlimmste sollte noch kommen; die Mennoniten hatten die schwersten Heimtückungen zu erdulden, besonders in der Zeit des Bürgerkrieges, wo der Kampf hin- und herwogte und immer eine Regierung die andere ablöste. An der Wolotschna hat der Regierungswechsel nicht weniger als zehnmal stattgefunden. Diese Wechsel der Regierung kamen der Be-

völkerung sehr teuer zu stehen, denn die Abziehenden versuchten immer soviel wie nur eben möglich an Fuhrwerken, Produkten, Kleidern, Betten und sogar Möbeln usw., mit sich zu nehmen, um den nachrückenden Feinden so wenig wie möglich übrig zu lassen. Damit war dann auch ein schrankenloser Terror und Jammer verbunden, so daß die Leute schließlich seufzten und den Wunsch äußerten, es möge eine Regierung sein, welche da wolle, nur keine Front und keinen Umsturz mehr!

Nach dem Umsturz 1917 in Petersburg, kam die bolschewistische Welle allmählich auch bis in den Süden Rußlands. Im Januar 1918 rissen die Bolschewiken auch hier die Herrschaft an sich und ihr Terror dauerte bis zur Ankunft des deutschen Militärs, im April desselben Jahres. Während dieser drei Monate lebten die Mennoniten in den Klauen der Bolschewiken beständig unter Pein, wegen ihrer religiösen Ansicht gegen die bolschewistische Regierung. Der Terror bestand in Arresten, Berauben, Prügeln, und sogar Mordtaten kamen zur Anwendung.

Um sich größere Autorität zu verschaffen, ließ die bolschewistische Regierung im Februar eine Gruppe Matrosen nach Galbstadt kommen, die daselbst zwei Wochen lang wüteten und zwar in folgender Weise: Gleich nach ihrer Ankunft wurde eine Anzahl angesehenen Männer arretiert und dann sieben von ihnen erschossen. Dadurch wurde der Bevölkerung ein großer Schrecken eingejagt, weil niemand seines Lebens sicher war. Dazu wurden noch überall Hausbesuche gemacht und alles Geld, Wertsachen und sonstige Kostbarkeiten genommen. Als diese Matrosen fort waren, behielt aber die bolschewistische Dorfsregierung jene angewandte Methode bei. Die materiellen Verluste aus jener Zeit beliefen sich in der Galbstädter Woloost auf 3,291,188 Rubel (nach amerikanischem Gelde \$1,640,594.00).

Im April rückte das deutsche Militär ein, das anfangs die Absicht hatte, 5—10 Jahre zu bleiben. Ihr Bemühen und Bestreben ging dahin, den Bolschewismus auszurotten und wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Die geraubten Sachen mußten zurückgebracht werden, die Täter wurden bestraft. Weil es nun durchweg Russen gewesen waren, die da raubten, und die Veraubten Deutsche, so hatten die Russen auch sehr unter dem deutschen Militär zu leiden. Es ist darum ganz natürlich, daß der Nationalhaß der Russen gegen die Deutschen in der Zeit sehr geschürt und angespornt wurde. Als dann die Gerüchte auftauchten, daß das deutsche Militär durch die Unruhen in Deutschland abziehen würde, wurde vielen Angst und bange, denn es war zu klar, daß nach dem Abzuge der Deutschen die dunklen Mächte der Bolschewiken wieder am Ruder sein würden.

Diese Befürchtungen sind leider auch eingetroffen. Noch während das deutsche Militär im Taurischen Gouvernement war, organisierten sich im Kreise Alexandrowsk unter Anführung von Machnow Räuberbanden, welche einzelsiehende Dekonomen und kleine Dörfer überfielen und beraubten und die Bewohner vielfach ermordeten.

Es war vorauszusehen, daß diese Banden mit dem Abzug der Deutschen ihre grausame Tätigkeit auch auf die Molotschna erstrecken würden. Darum beschloßen die Bewohner der Molotschna, sobald es bekannt wurde, einen bewaffneten

### Selbstschutz

zu organisieren, um Leben und Vermögen vor den Banditen zu beschützen. Bei den Mennoniten entstanden unter dem Einfluß 400-jähriger Tradition tiefere Konflikte bei der Lösung der praktischen Frage, wie die bewaffnete Abwehr der Banditen mit dem Grundprinzip des mennonitischen

Glaubensbekenntnisses von der Wehrlosigkeit zu vereinbaren sei. Diese Frage war schon früher, als die Deutschen versuchten in den Dörfern kleine Selbstschutzabteilungen zu organisieren, erörtert worden. Sie war auch auf der Allgemeinen Mennonitischen Bundeskonferenz zu Lichtenau im Sommer 1918 der Hauptgegenstand der Debatten gewesen und die Konferenz hatte die Resolution angenommen, an dem Bekenntnis der Väter von der Wehrlosigkeit unbeweglich und standhaft festzuhalten. Nun war man aber unmittelbar vor die Entscheidung gestellt:

### Entweder — oder.

Die Ueberfälle wurden immer häufiger und bedrohlicher. Man erzählte von Überfällen auf wehrlose Frauen, die Zahl der Flüchtlinge mehrte sich, und darunter waren Frauen mit durchschossenen Brüsten und zerhackten Gliedmaßen, Kinder, die man in den Armen der Mutter getötet hatte. Da entschied man sich für den Kampf. Personen, die noch vor einem Jahr glaubten, für die Aufrechterhaltung der Wehrlosigkeit unter allen Umständen einzutreten, waren durch die Ereignisse des letzten Jahres allmählich und gegen ihren Willen zu dem Entschluß gekommen, wenn die Umstände eintreten, es sich zur Pflicht zu machen, für die Brüder, für Recht und Gerechtigkeit, für Freiheit und Ordnung wehrhaft zu werden und mit den Waffen in der Hand zu kämpfen. In den 400 Jahren ihres Bestehens haben die Mennoniten nie etwas derartiges durchlebt, daß organisierte Banden alle Grundfesten der Staatlichkeit und Rechtsordnung zu erschüttern drohten, und die friedliche Bevölkerung in Schrecken und Grauen versetzten, daß jedermann für sein Leben zitterte. Die Jahrhunderte alte Tradition war der unerbittlichen grausamen Wirklichkeit gegenübergestellt, und diese

Tatsache nötigte viele der Mennoniten, besonders von der jüngeren Generation, das Gewehr zu ergreifen, um das Leben ihrer Lieben, die Ehre ihrer Mütter, ihrer Frauen und Schwestern zu schützen. Es war das wohl nicht eine Ueber-eilung, sondern es geschah ganz bewusst, bei vielen nach schwerem inneren Kampf.

Wir wollen nun nicht urteilen oder verurteilen. Denn wir wissen nicht, was wir unter solchen Umständen getan haben würden. Wie man aber solchen Entschluß mit dem 6. Gebot Gottes und mit der Lehre Jesu an Petrus vereinigen konnte, ist doch schwer zu verstehen. Pred. G. A. Peters von Ladefop schreibt in seinem Buche, „Wehrlos?“ wie folgt:

„Etwa drei bis vier Monate hat der Selbstschutz auf einer Front von 100 Werst die Machnowzen erfolgreich abgehalten, aber der Andrang der Banditen, die vom Norden Verstärkung bekamen, wurde gegen Ende Februar 1919 so stark, daß der Selbstschutz, der klein an Zahl und ungenügend ausgerüstet war, nicht länger widerstehen konnte. Die letzten entscheidenden Kämpfe waren bei Blumental, wo die Selbstschützer fünf Tage lang ohne Unterbrechung und ohne Ablösung, einen Feind, der ihnen zehnfach überlegen war, bekämpft haben. Diese Kämpfe hatten die Selbstschützer so entkräftet, daß sie buchstäblich vor Ermüdung umfielen und jeglichen weiteren Widerstand aufgeben mußten.“

### Das Schicksal entschieden.

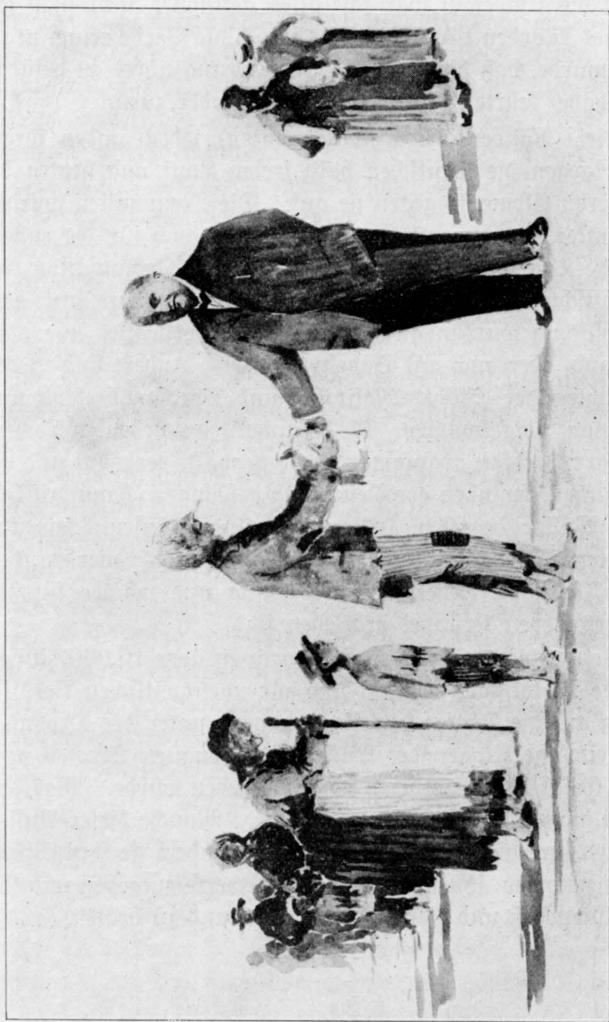
Damit war das Schicksal der Mennoniten entschieden. Wer die Möglichkeit hatte, versuchte sich in die Krim zu retten.

Am 26. Februar besetzten die Machnowzen das Molotschnagebiet. Die Prischiber-Wolost von 27 Dörfern Lutheraner war fast ganz geflüchtet, auch aus den Dörfern von Halb-

stadt bis Lindenau war fast alles geflüchtet, weil man ein großes Morden fürchtete. Als jedoch die Versicherung gegeben wurde, daß die friedliche Bevölkerung nichts zu befürchten habe, kehrten viele Flüchtlinge wieder zurück.

Diese Räuberbanden (Machnowzen) jedoch gaben ihrem Haß gegen die Deutschen bald freien Lauf und hetzten die niederen Elemente gegen sie auf. Die Mennoniten wurden für alles verantwortlich gemacht, sogar auch für die zunehmende Teuerung; besonders aber für die Organisation des Selbstschutzes. Eine ganze Reihe junger Leute aus dem Selbstschutz wurden an Ort und Stelle erschossen, wo man sie fand, oder auch mit Säbeln zerhackt. Andere sind in den Gerichten der Städte Melitopol und Berdjansk elend und grausam umgekommen. Die Mennoniten wurden zu Duzenden arretiert, in grausamer Weise gequält, verhöhnt und oft bis zum Schwinden der Besinnung geschlagen; dann mit kaltem Wasser begossen. Manche sind mit Eisenstöcken und Flintenkolben und Stiefelabsätzen so zugerichtet worden, daß das Fleisch in Fetzen am Leibe hing und manche für ihr ganzes Leben Krüppel geblieben sind.

Weiter wurden von den Machnowzen über 10,000 Russen in die Wolotschna gebracht und zur unentgeltlichen Verpflegung auf die Dörfer verteilt und zwar unter der Drohung, daß etwaige Klagen der Russen die strengsten Strafen nach dem Gesetz der Revolution nach sich ziehen würde. Was das heißt, wußte man schon zur Genüge. Manche dieser Russen nutzten ihre günstige Gelegenheit aus, indem sie ihre Wirthe zwingen, ihnen Geld und Fuhrwerke zu geben und für sie ohne Maß und Verstand zu kochen und zu braten.



Traurig, aber wahr!

## Viertes Kapitel.

Die Mennoniten in Rußland auf dem wirtschaftlichen Gebiet.

Wachnow und seine Bande. — Greuelstaten in Blumenort. — Wachnow und seine Bande in den Altkolonien. — Sagradowka. — Dobrischin. — Die Weißen und die Roten. — Militärische Besatzung. — Die Steuerschraube. — Wachnow im Gedicht. — Der Kommunismus. — Der letzte Brief. — Der letzte Gang.

**I**n vorigen Kapitel beleuchteten wir die politische Lage der Mennoniten, mit diesem Kapitel möchten wir die Leser auf die wirtschaftliche Lage hinweisen und sagen:

Außerdem, was schon alles erwähnt wurde, wurde in jedem Dorfe eine wachnowische Ortswache eingesetzt, die fortführen mit Hausbesuchen, Prügeleien und Räubereien. Alles, was den Banditen gefiel, wurde einfach mitgenommen. Besonders hat der Pferdebestand gelitten, weil die Wachnowzen den Mennoniten viele Pferde wegnahmen zur freien Verteilung unter den russischen Bauern. Viele Wirtschaften, die früher 10 bis 12 und noch mehr Pferde hatten, waren ganz ohne Pferde geblieben, so daß manche Wirte genötigt waren, für hohe Preise von den Russen Pferde zu mieten, oder ihr Getreide auf dem Salm an russische Bauern zu verkaufen.

Etwa Mitte Juni 1919 war die „Weiße Armee“ da. Das gab eine Zeit, wo die Bevölkerung sich wirtschaftlich etwas erholen konnte, und wo auch die Nerven sich etwas erholen konnten. Wohl ging auch bei den Weißen nicht alles glatt ab, auch sie hatten manchmal unvernünftige Forderungen auf dem wirtschaftlichen Gebiet und es gab unliebsame Zusammenstöße, aber man konnte doch eher sein Recht suchen



und auch finden. Man konnte sich mit den Leuten einigermaßen verständigen. Es waren eben doch andere Verhältnisse und man fühlte sich freier. Handel und Wandel auf dem wirtschaftlichen Gebiet lebte bald wieder auf. Diese Ruhepause dauerte ungefähr drei Monate. Dann kam wieder

### Machnow und seine Bande.

Diese Periode war die schwerste im Leben der Mennoniten in allen Ansiedlungen Rußlands. Machnow und seine Banden hatten die letzte Maske abgeworfen und zeigten sich in ihrer wahren Teufelsnatur und Bosheit; sie erklärten frei und frech, daß sie nun die deutsche Bevölkerung ausrotten wollten. Alle Rohheit und Grausamkeit, deren ein Mensch nur fähig ist, wurde von ihnen ausgeübt, so daß die ganze Bevölkerung unter ihrer schweren Marter und Terror zerschellte und zitterte. (Das Banner der Machnowzen war eine schwarze Fahne, mit Sense und Totenschädel.) Wie wilde Tiere brachen sie in die Häuser ein und raubten nicht nur die letzten Pferde und Wagen, sondern auch alles Mögliche andere. Kleider, Pelze, Wäsche, Betten, Rissen, Nahrungsprodukte, Möbel, und vieles Andere.

Unter Androhung des Todes wurden die Bewohner gezwungen, ihre letzten Ersparnisse herzugeben. Ein sehr beliebtes Mittel, die Leute gefügig und willig zu machen, war dieses: Man stellte die Leute an die Wand, setzte ihnen die Pistole auf die Stirn und schrie sie an: „Gib her, oder ich schieß dich nieder wie einen Hund!“ Nun, dann gab man schon das Letzte her, denn man wußte aus Erfahrung, daß die Unholden nicht Spaß hatten und tatsächlich in der Weise Menschen erschossen. So wurden die Deutschen auf offener Straße

beraubt, auch Angestellte und Arbeiter, sogar Bettler mußten ihre Taschen leeren.

### Greuelthaten im Dorfe Blumenort.

Als eine neue Erscheinung traten dazu noch die massenhaften Vergewaltigungen der Frauen auf. Es ist haarsträubend, wenn man solches erzählen hört, wieviel schrecklicher muß es aber sein, wenn man solches zuschauen und erfahren muß!

Diese greuliche Erscheinung hat bis jetzt noch nicht aufgehört, noch während unseres Aufenthaltes im Sommer 1923 sind tatsächlich noch Fälle vorgekommen, wo mennonitische Mädchen auf dem Felde bei der Arbeit überfallen und geschändet worden sind. Noch bei unserem Abschiedsfest in einem gewissen Dorfe erzählte uns ein Prediger von solcher greuelhaften Vergewaltigung in derselben Woche. Und weil man kein Völkerrecht hat, muß man dazu noch schweigen.

Im Dorfe Blumenort wurden auch schreckliche und graueenhafte Gewalttaten ausgeführt. Zwanzig Männer des Dorfes, darunter zwei Prediger und der Lehrer des Dorfes, wurden auf schändliche Weise ermordet, und schließlich wurde das Dorf angezündet, wobei in vielen Fällen die Wirte auf Befehl der Räuberbande das Feuer selbst anzünden mußten. Viele Wirtschaften sind dadurch teilweise und acht derselben ganz niedergebrannt, deren Ruinen wir jetzt noch sahen, und die Klagelieder der bedauernswerten Bevölkerung anhörten. An demselben Tage wurden von derselben Räuberabteilung im Dorfe Ohrloff 6 Mann ermordet, in Altenau zehn, und in Tiegenhagen drei, überhaupt in der ganzen Wolost 54 Mann.

Auf solche Weise hausten die Machnowzen sechs Wochen lang. Alles geraubte Gut wurde weggefahren. Die wirtschaftlichen Verluste in dieser kurzen Zeit erreichten die enorme Summe von ca. 65 Millionen Rubel, oder über 32 Millionen Dollar nach amerikanischem Gelde. Dieses geschah alles in der Molotschna und beruht auf konkreten Tatsachen und auf Wahrheit.

### Machnow und seine Bande in den Altkolonien.

Nun, lieber Leser, danke Gott, daß du solches noch nicht erfahren hast, bete, daß er dich davor bewahre und höre weiter:

Schlimm genug und grauenhaft genug waren die Greuelthaten im Molotschna Gebiet, aber noch schlimmer und haarsträubender hat es in den mennonitischen Woloften im Gouvernement Zekaterinoflaw in den Dörfern Chortiza, Nikolaiopol und Schönfeld und der Ansiedlung Sagradofka im Gouvernement Cherson zugegangen.

Im Dorfe Dubowka, Nikolaiopol-Woloft wurden von den Machnowzen 80 Männer und 4 Frauen buchstäblich ermordet, so daß von der ganzen männlichen Bevölkerung über 16 Jahren nur noch 2 Greise am Leben blieben. Wie man uns sagte, wurden in diesem Dorfe Menschenköpfe der Ermordeten zum Schrecken der Vorübergehenden in die Fenster gestellt. Schönfeld wurde durch Morden und Rauben auch gänzlich verwüstet. Dieses war eine reiche Ansiedlung, viele von den Flüchtlingen kamen zu uns und erzählten uns ihre bitteren Erfahrungen und fristeten jetzt als total verarmte Flüchtlinge ein elendes Dasein in fremden Wohnungen, wo sie wohl mehr zu Last als zu Gast waren. Um nähere Auskunft über die Zerstörung „Schönfeld“ siehe Schönfeld.

In der Altkolonie Chortiza ging es auch schrecklich zu, und der vielfache Millionär Wollman erzählte uns, wie er in einem Tage um seine tausenden Desjatinen Land, seine ausgebauten Ökonomien, seine Obstgärten, seine Waldungen, seine Fischteiche, seine zu Hunderten zählenden Arbeitspferde und Arbeitsochsen, seine Ackerbaumaschinenfabrik in Schönwiese und schließlich sein Wohnhaus in Chortiza beraubt und dadurch gänzlich arm wurde, und sich viele Tage unter einem Dach in Schönwiese im Versteck hielt und heimlich ernährt wurde, während in demselben Hause die Feinde schwelgten und tobten.

Als wir nach Schönwiese kamen, wohnte Herr Wollman und seine Familie bei seinem früheren Fabrikteilhaber Löpp im Hause, hatte aber außer dem, was er auf dem Leibe hatte, wenig oder garnichts. Kein Bett, kein Bettzeug, keinen Tisch, weder Eimer noch Hausgeschirr. Daß es uns nicht schwergefallen hat, schnell von unsern Kleidern usw. darzureichen und eine helfende Hand zu erzeugen, läßt sich denken.

Die Chortitzer Woloßt war durch die ekelhaften Machnowzen vom epidemischen Fleckentypheus dermaßen durchseucht, daß daran über 10,000 Menschen starben. Sieben Dörfer dieser zwei Woloßten sind teilweise niedergebrannt, teilweise zerstört und von den Bewohnern gänzlich verlassen.

### Sagradowka.

Diese Ansiedlung ist 50 Jahre alt und besteht aus 17 Dörfern an der rechten Seite des Dnjeper Flusses. Von allen Ländern auf unserer weiten Reise in Amerika und Europa haben wir noch keine schönere Gegend gesehen. Der Boden ist fruchtbar, und die Ernteausichten von Roggen und Winterweizen sind gegenwärtig vielversprechend. Das

Land ist so wunderschön und eben, daß man fast das ganze Panorama von fast allen Dörfern gleichzeitig sieht, welches dem Auge einen malerischen Anblick darbietet. Dieser Bezirk bildet eine mennonitische Woloost mit etwa 6000 Einwohnern. Im großen und ganzen haben sich in den letzten Jahren die Kolonien wirtschaftlich besser gestanden als viele anderen. Leider aber haben sie an Verlust von Menschenleben mehr gelitten als alle anderen, davon zeugen die langen Totenlisten derer, die der Willkür der Räuberbanden zum Opfer fielen. Ein ganzes Dorf, namens Münster-



Ein Massengrab zu Tiego, Sagradowka, mit 58 Leichen.

berg, wurde fast ganz ausgeschlachtet und beraubt und ging in Flammen auf. Nur solche, denen es möglich war, zu flüchten, kamen mit dem Leben davon. Im ganzen Dorfe bezeichnen Ruinen die Baustellen der vorher blühenden Kolonie. Mit entblößtem und gesenktem Haupte standen wir hier an einem Massengrab, welches über einhundert Leichen Ermordeter hält. Im Dorfe Tiego standen wir mit vielen Trauernden an einem Massengrab, welches 77 Fuß

lang ist, und welches 58 Leichen in sich birgt. Nachdem wir gemeinsam ein Lied am Grabe gesungen und gebetet hatten, gingen wir mit blutendem Herzen trauernd davon.

Der Raub und Mord der Banditen läßt sich hier nicht beschreiben. Es war der Plan der Schreckensbanden, ganz Sagradowka auszumerzen und der Erde gleichzumachen, aber durch einen nächtlichen Lichtstrahl sollen sie verschreckt worden sein. Indem sie dachten, daß es ein Lichtstrahl und Schein ihrer Feinde sei, verließen sie in jener Nacht das Feld und kamen nicht wieder. Man glaubt, daß dieser Lichtstrahl eine Führung Gottes war. Fast die ganze Einwohnerschaft sämtlicher Dörfer war nach verschiedenen Richtungen in die Rußendörfer geflüchtet und durften nun zurückkehren, wo die Schreckensszenen der Ermordeten in manchen Dörfern antrafen. Nur, wer selbst erfahren, kann recht mitfühlen. Manche Träne sieht man jetzt noch fließen, und es gibt viel Gelegenheit zu weinen mit den Weinenden. Nun gereicht es uns aber noch zur großen Freude, daß wir in der Familie Wilhelm Martens hier nicht nur Bekannte, sondern Verwandte fanden. Es war eine besondere Freude und es ergab sich eine gründliche Durchsprache über unsere Väter und Vorfäter in Guttertal, Johannesruh, Dobrissin, Medischtschewa, Wischenka und Wallachei bis zur Geschichte des Märtyrers Jakob Gutter. Selige Stunden haben wir hier mit dieser Familie verlebt. Es sind vier Geschwister am Leben, nämlich: Jakob und Franz Martens, Jakob Klassen und Peter Bergen, Jakob und Katharina sind wohl bei 70 Jahre alt und konnten uns im hutterischen Dialekt manches aus Guttertal und Johannesruh erzählen. Die Liebe und Gastfreundschaft, welche wir hier in diesem Geschwisterkreise genossen haben, werden wir wohl nie vergessen. Die Stunden flogen und die Tage eilten, und ehe

wir es uns verfahren, war die Woche vorüber. Um Mitternacht sang der Chor vom Dorfe geistliche Lieder an unserm Fenster und überwältigte uns mit ihrer entgegengebrachten Liebe. Bierzehn mal durften wir mit dem Evangelium dienen, und recht viele haben sich auch hier auf die Seite unseres Heilandes gestellt und zu Gott bekehrt. Die Ehre sei dem Herrn, wir sind zufrieden mit dem reichen Segen. Bis 1500 Menschen kamen zur Versammlung. Man zählte 240 Fuhrwerke, welche aus fast ganz Sagradowka herbeikamen.



Martens-Geschwister auf Sagradowka.

Am letzten Sonntag Nachmittag gab es noch ein Familienfest der Martensgeschwister und Kinder, wozu über hundert Seelen gekommen waren. Schwester Hofer hat sie dann alle photographiert, um ihnen allen in solcher Weise eine freie Reise nach A m e r i k a zu geben. Auch die Familie David Knels haben wir hin und wieder im Dorfe Nikolaisfeld besucht und manches mit ihr durchgesprochen. Unter der Leitung des I. Br. Franz Martens, der auch Ältester der Gemeinde ist, führen wir nun von hier eine Strecke von etwa

100 Werst in nordöstlicher Richtung nach dem von viel Hören bekannten Neu-Suttertal, wohl besser bekannt unter dem Namen

### Dobrischin.

Von ganz besonderer Wichtigkeit war uns dieses Dorf, weil es der Wohnort meiner Frau Eltern Joseph Hofer No. 15 war, welche anno 1874 von hier nach Amerika auswanderten. Leider fanden wir nur noch 2 Wohnhäuser aus jener Zeit, und wie man uns sagte, waren es die Wirtschaft-



Ruinen von Jak. Mendels Haus zu Dobrischin.

ten des alten Jakob Tschetter und die des David Tschetter. Von dem Hause des Jakob Mendel fanden wir nur noch die Ruinen als Folgen des Krieges. Sieben Personen sind in diesem Hause von Mörderhand ermordet worden. Die Außen- und Mittelwände stehen noch, und man sieht, daß es ein geräumiges Haus war. Ein kleiner Hügel bezeichnet die Stelle, wo einst die große Scheune stand. Die Windmühle ist nicht mehr da. Von den andern Häusern im Dorfe sind



auch nur Ruinen vorhanden. Sieben Familien, bestehend aus 40 Seelen, wohnen daselbst offenbar in dürftigen Verhältnissen. Der Damm an der niedern Seite des Dorfes ist noch da, und der Teich ist mit Wasser angefüllt. Auch recht ziemlich Bäume sind noch vorhanden, und wenn manche von denselben reden könnten, hätten sie uns vielleicht von den Dobrischinern aus den siebziger Jahren erzählt, denn von den alten Bewohnern aus jener Zeit fanden wir keine mehr. Die Letzten sollen im Krieg umgekommen sein. Unmittel-



Angewidlich Dav. Eschetters Haus zu Dobrischin.

bar über dem Damm liegt das Russendorf Lubimowka mit etwa 2000 Einwohnern in typisch russischen Wohnungen. Manche von ihnen erinnern sich noch an Neu-Guttertal. Weiter führte uns der Weg durch das große Russendorf Sofijewka, von etwa 20,000 Einwohnern, wo täglich ein großer Basar stattfindet. Auf dem Rückwege besuchten wir noch die mennonitische Ansiedlung Grünfeld, zu welcher auch etwa sieben Dörfer gehören, in denen mennonitische Kirchen sich befinden. Hier hielten wir uns einen Sonntag auf und

dienten dreimal mit dem Wort Gottes in den Dörfern Grünfeld, Steinfeld und Neu-Chortiza. Zuletzt kamen wir auch nach der Alt-Kolonie nach Neuendorf, wo wir einen gewissen Tschetter fanden, dessen Verwandtschaft Izaak, Jakob, Paul und Lohrenz Tschetter und ihre Schwester, Witwe Barbara Glanzer in Süd-Dakota wir gut kennen. Er war sehr froh, uns zu treffen, und hat uns unter Tränen seine traurige Lage mit acht Kindern erzählt.

### Die Weißen und die Roten.

Unter dem Namen „Weiße“ verstehen wir die Weiße Armee, die unter General Wrangel versuchte, die alte Zarenregierung zurückzuführen. Unter dem Namen „Rote“ versteht man die bolschewistische Armee, die unter der Leitung von General Lenin kämpfte und auch zum Siege der Sowjetregierung kam. Die Machnowzen waren die „Schwarzen.“

Die Machnowzen wurden anfangs November desselben Jahres von den Weißen vertrieben und blieben bis zu Ende Dezember, wo sie dann vor den Roten weichen mußten, und zu Weihnachten 1919 kamen diese Roten ans Ruder. Dieses Militär hat sich anfänglich der Bevölkerung gegenüber erträglich verhalten. Es wurde nur viel Rindfleisch und viel Getreide ausgefahren und manche Häuser wurden besetzt, in der Zentralschule und in der Kommerzschule in Halbstadt, wurden Lazaretten eingerichtet, aber das war immer noch erträglich. Im Oktober 1920 wurde es aber schon immer unruhiger. Die Roten raubten und plünderten nach der Art der Schwarzen. Es wurden die letzten Pferde genommen, auch viele Schweine und Milchkühe. Hin und wieder wurden Hausbesuche gehalten und viele arretiert, wovon manche auf immer verschwunden sind, darunter auch unser amerikanische Vertreter der A. M. A., Br. Clayton Krag, der arretiert wurde und spurlos verschwunden ist.

Nachher hat die mennonitische Bevölkerung hier noch zweimal Schreckenszeiten durchlebt. Das war im Sommer 1920, als ein großer Teil der Halbstädter Jugend, — Jünglinge und Jungfrauen — arretiert wurde. Man hielt die jungen Leute noch lange in Haft, weil sie angeklagt waren, sich gegen die Rote Regierung verschworen zu haben. Als sich aber nichts Derartiges zeigte, wurden 5 von ihnen erschossen und die anderen entlassen.

### Die Trojka.

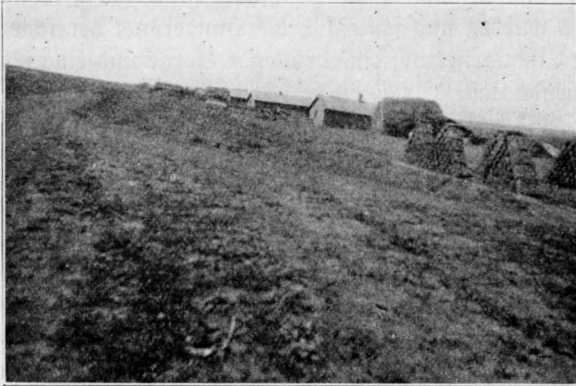
Zum zweitenmal als im November 1921 die sog. Trojka herankam zur Forderung von Gewehren, die man unter den Mennoniten vermutete. Von jedem Dorf wurde eine ganz bestimmte Anzahl Flinten, Revolver, Säbel, Patronen, und Handbomben gefordert. Die Sachen sollten in 24 Stunden eingeliefert sein. Inzwischen wurden aus jedem Dorfe die angesehensten Bürger arretiert und in Kellergewölbe gesperrt.

Der zweite Tag kommt und das Geforderte kann nicht geliefert werden. Man droht, daß, wenn am dritten Tage das Geforderte nicht eingeliefert wird, die Strafe folgt und und wenns die halben Dörfer koste. Der dritte Tag kommt: ein trostloser Morgen! Überall wird gesucht, Brunnen werden ausgeschöpft, um vielleicht ein verrostetes Gewehr zu finden. Aber alles umsonst! Die Zahl der Gefangenen wächst: 100, 150, 200! Ein zweiter Keller wird mit Gefangenen angefüllt, ein dritter, und nirgends findet sich ein Ausweg.

Keine Hilfe, keine Rettung! Suchen, — suchen, — alles geht suchend umher. So geht der dritte Tag zu Ende, was wird die Nacht bringen? Wie soll man da Schlaf finden?

Der vierte Tag ist da und bald wird es laut, daß man in der Nacht einige Personen abgeführt hat, und außerhalb des

Dorfes in der Sandgrube hat man frische Grabhügel gesehen. Schließlich wissen sie es: alle 5 Personen wurden des Nachts erschossen, darunter Prediger Willems vom Dorfe Tiegenhagen.



Russenansiedlung vor Tiegerweide.

Am fünften Tag dieselbe Geschichte, derselbe Druck auf den Gemütern, dieselbe Qual, — und so noch einige Tage. Schließlich hat die Bevölkerung eine fast unerschwingliche Summe zusammengebracht anstatt Gewehre, und die Trojka zieht ab, nimmt aber noch 30 Männer aus dem Dorfe mit sich, und die anderen Gefangenen werden freigelassen.

Im ganzen wurden diesmal in den Dörfern der Molotschna 12 Mann erschossen. Allmählich läßt die Überspannung der Nerven nach, und das Leben nimmt wieder seinen gewohnten Gang.

#### Militärische Besatzung.

Schwer lastete auf der Bevölkerung auch die militärische Besatzung, die anfangs ganz von der Bevölkerung unterhal-

ten werden mußte. Manche Ortschaften sind in der ganzen Zeit vom Oktober bis zum Herbst 1922 keinen Tag ohne Einquartierung von Militär gewesen. Solange genügend Lebensmittel da waren, ging es noch, aber als im Herbst 1921 und besonders im Frühjahr 1922 die Produkte so knapp wurden und schließlich die Hungersnot herrschte, war diese Einquartierung eine drückende Sorge und eine schwere, schreiende Last.

### Die Steuerschraube.

Am schwersten aber legten sich auf die Bevölkerung die Steuern, die in den verschiedensten Formen erhoben worden sind. Im Jahre 1921, wo bei manchen noch etwas vorhanden war, wurden den Leuten im Frühjahr die Böden reingefegt, das letzte Korn wurde heruntergeholt, das Brot ging auf, und eine regelrechte Hungersnot begann. Eine Hungersnot unter den Mennoniten, in der reichen Molotschna, dem Brotkorb Rußlands! An Unterernährung haben fast alle gelitten, viele haben längere oder kürzere Zeit tatsächlich gehungert, und viele sind vor Hunger gestorben. Und wäre im Frühjahr 1922 nicht die amerikanische Mithilfe gekommen, wären von den 30 Tausend in der Molotschna, und von den bei 70 Tausend in den andern mennonitischen Ansiedlungen wenig am Leben geblieben. Die amerikanischen Mennoniten haben die Molotschnakolonien buchstäblich von dem Hungertode gerettet.

Im Jahre 1922 war die Produktensteuer so drückend, daß es ganz unerträglich war. Wir sahen, daß viele nicht nur das ganze Getreide, sondern die letzte Kuh und das letzte Schaf abgeben mußten, um die auferlegte Steuer zu entrichten. Und nun, wovon weiterleben? Ja, da mußten unsere amerikanischen Küchen erhalten, welche mit verstärkter Kraft unermüdlich fortgesetzt wurden.

Im Jahre 1923 wurden während unseres Aufenthalts in der Molotschna eine ganze Reihe fabelhafter Steuern in Geld eingefordert, kleine, größere und ganz große. Fast jede Woche kam die Forderung der Steuer, in der verschiedensten Weise, wie ein Schreckensgespenst ins Haus. Da war extra Steuer und dann wieder etwas Anderes. Zum Beispiel: Eine gewisse Summe für jedes Fenster im Haus, das nächstemal soviel für jeden Baum im Garten, dann wieder für jeden Knaben gewisse Millionen Rubel; für jedes Mädchen so viele Millionen Rubel, so viel für die Orgel jeden Monat, wo noch eine im Hause war, und so weiter bis wohl nicht weniger als 50 verschiedene Arten von Steuern eingefordert waren. Zu erwähnen wäre noch, daß die Dorfslehrer und besonders die Lehrer der Hochschule sehr unter diesem Steuerndruck zu leiden hatten.

Und nun, lieber Leser, kannst aus dem Inhalte dieses Kapitels sehen, daß unsre mennonitischen Glaubensgenossen auch auf dem wirtschaftlichen Gebiet ganz zugrunde gerichtet waren, und die reiche Molotschna-Bevölkerung steht als ein gänzlich verarmtes Volk da und seufzt nach einer neuen Heimat.

### **Machnow und seine Greuelthaten in Reimen geschildert.**

Der Schlund der Hölle hat sich aufgetan  
Und speit den Auswurf auf die Erde,  
Der richtet grauenvolles Elend an,  
Als ob die Erde selbst zur Hölle werde,  
Von Staub umringt, so sprengen diese Horden  
Mit ihrer schwarzen Fahne durch das Land,  
Besä'n den Weg mit blut'gen Morden,  
• Vernichten die Kultur mit Unverstand!

Und Marterqualen sondergleichen,  
 Geschürt mit heißer Höllenglut,  
 Wird für die Opfer, die erblichen,  
 Ersonnen von des Satans schwarzer Brut!  
 Sie haben nicht Respekt vor eines Weibes Ehre  
 Und nicht Erbarmen mit dem kleinen Kind;  
 So stürmen diese grau'gen Heere,  
 Das Land verheerend, wie der Wüste Wind.

Was jahrelang mit saurem Schweiß  
 Und Gottes Segen ward hervorgebracht.  
 Was hier geschaffen ward zu Ruhm und Preise  
 Was jedem edlen Menschen Freud' gemacht,  
 Das ward durch jene wüsten Sündenknechte  
 Rasch in den Grund gebohrt, zerstört,  
 Mit Hohn zertreten sie der Menschen Rechte,  
 Wie es der Feind der Untermelt sie lehrt.

Als Gott seinen Rächerarm erhoben,  
 Seinen Bogen schnell gespannt,  
 Ist die Bande bald zerstoben,  
 Floh erschreckt ins ganze Land.  
 Gottes Aug' zieht nie daneben,  
 Seine Hilf' bringt sicher Heil,  
 Denn die Richtung ist gegeben,  
 Und es trifft sein scharfer Pfeil.

### Der Kommunismus.

Was der Kommunismus für ein zerstörendes Seelengift  
 ist, ist aus folgenden Zeilen zu ersehen:

L e h r e des K o m m u n i s m u s wider die R e l i g i o n.

1. Die Religion ist ein Gemisch von Glauben und Aberglauben, den die Menschen sich selber geschaffen haben. Reli-

gion ist Opium für das Volk. (Dieser Satz ist in Moskau in großen Buchstaben an einem Hauptgebäude angebracht.) Religion und Kommunismus sind unvereinbar.

2. Der Kommunismus kämpft gegen die christliche Kirche als eine besondere Organisation der religiösen Propaganda, die das Volk zu einer religiösen Sklaverei verführt.

3. Die Kirche ist in den Augen der Kommunisten eine Gemeinschaft von Leuten, die sich vereinigt haben, die ärmere Klasse der Menschen auszubeuten.

4. Die Schule muß vollständig von der Kirche getrennt sein, damit nicht das religiöse Gift auch unter die Kinder verbreitet wird.

5. Die Eltern sollen den Verstand der Kinder nicht mit demselben Opium vergiften, mit welchem die Kirche sie vergiftet hat.

6. Das letzte Mittel, die Kinder von dem Einfluß der christlichen Eltern zu retten, ist die Erziehung der Kinder durch die Regierung nach den Vorschriften und Grundsätzen des Kommunismus.

7. Unterricht der Glaubenslehre in der Kirche und in den Privathäusern an Personen, welche das 18. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, ist verboten.

8. Nichtbefolgung aller dieser Forderungen wird die strengste Bestrafung der gegenwärtigen Soviet-Regierung nach sich ziehen.

Ferner ist zu erwähnen, daß laut einem Bericht, zu Weihnachten 1922 öffentlich Bibeln in Moskau verbrannt wurden. Die Teilnehmer an dieser Prozedur waren als Geistliche verkleidete Kommunisten.



## Der letzte Brief.

Ein rührender Brief der Frau Dr. Klassen in Halbstadt an ihre Eltern, Geschwister und ihr einziges sechsjähriges Kind, geschrieben am letzten Abend vor ihrer Hinrichtung.

Mein allerliebste Kindelein, meine lieben, lieben Eltern, Schwestern und Brüder! Dies ist vielleicht mein letzter Gruß. — Heute waren wir auf dem Drei-Gericht und heute Nacht erwarten wir unser Urteil. — Wir sind auf alles gefaßt. — Wir sind unschuldig! —

Sollten wir uns nie wiedersehen, so ist es der Wille unseres himmlischen Vaters. Kolja und ich glauben f e st an das bessere, schönere Jenseits, wo wir uns alle wiedersehen. Was für ein Schicksal — übermorgen ist der Todestag unseres Töchterleins. Seid nicht traurig, bitte, bitte, herzt und liebt unser liebes, liebes Kind! Gerne hätten wir ihn noch bei uns gehalten. Macht aus ihm einen brauchbaren Menschen! Tröstet ihn! Unser einziger Wunsch ist, daß er in seinem späteren Leben ein frommer, guter Mensch werde und nur in Gottes Wegen wandeln möchte! In letzter Zeit wurde ich von meinem Mann getrennt, darüber sind wir traurig. Mein armer, armer Nikolai! Aber was ist das irdische Leben? — Nichts, gegen das ewige, himmlische Leben, wo wir uns alle wiedersehen werden!

Seid nicht traurig, freut Euch, wir haben unsern Herrn gefunden, und des sind wir froh! Unser liebes Kindelein, der Herr segne dich und behüte dich, wir küssen und umarmen dich, vergiß uns nicht, bete für uns! Euch allen, unsern Lieben, rufen wir zum letztenmal zu: Verzeiht uns, wenn wir Euch beleidigt haben! Verzeiht, daß wir Euch ein so großes Herzeleid zugefügt haben.

Wir umarmen Euch in herzlicher, treuer Liebe. Lebet wohl und gedenket unser!

Unser letzter Gruß, unser letzter Händedruck! Der Herr

segne Euch und behüte Euch! . . . . Psalm 121, 103, 91, 92, 90. — An Dich, liebe Mutter, habe ich in letzter Zeit besonders viel gedacht und für Dich gebetet; sei stark und fest im Glauben! Lebet wohl!

Gott schütze Euch alle! — —

Eure Kinder und Eltern      Kolja und Selma.

Bemerkung: „Kolja“ ist der russische Kose- oder Schmeichelname für „Nikolai.“

### Der letzte Gang.

Ach, wie schwer ist die Zeit, die wir leben,  
Niemand weiß, ob nicht heut' schon verblüht sein Leben!

In des Kellers dunkeln Grund

Warten sie von Stund zu Stund

Wehrlos, hoffnungslos, mit Beben

Auf das Urteil: Tod! oder — —? Leben!

Ein großer unterirdischer Raum: zwei Faden tief in der Erde, zehn Faden lang und drei Faden breit. Längs der Außenwand liegen auf kurzen eingestampften Pfählen grobe unbehobelte Bretter. An einem Ende, hoch oben in der Ecke, ist ein kleines vergittertes Loch, welches die einzige Verbindung mit der Außenwelt ist. Die Eingangstür, bis zu der es zwölf Treppen hoch ist, liegt unter schwerem Schloß und Riegel und wird von den Roten draußen aufs strengste bewacht.

Im Raume befinden sich 200—300 Personen, deren Wohl oder Weh von den Beschlüssen des unabhängigen Kollegiums abhängig ist. Hier findet man Vertreter von fast allen Nationen und Konfessionen in Rußland; hier ist fast jede Altersstufe und fast jeder Stand vertreten: vom 14-jährigen Kinde an bis hinauf zum 75-jährigen Greise: Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, Lehrer und Schwarzarbeiter, Ingenieure und Landwirte, Bahnbeamte und Rechts-

anwülte, Diebe und Mörder, Menschenfresser und andere mehr, — alle sind in einen Raum zusammengewürfelt, alle befinden sich in gleichem Schicksale, alle erwarten dasselbe Urteil: Tod! oder — — ? Leben! — Die Atmosphäre ist in Ermangelung eines Toilets eine bis zum Ersticken furchtbare! Verbindung mit der Außenwelt — keine! Essen — keins! Ersteigt jemand die Treppe, um bei der Tür durch die Spalten nach frischer Luft zu schnappen, so wird er mit Schüssen von außen begrüßt und steigt eiligst wieder hinunter. Man verbringt den Tag mit Nachdenken über die Vergangenheit und bangem Erwarten der ungewissen Zukunft.

So grundverschieden einer vom andern auch geartet sein mag — hier sind wir alle eins insofern wir uns in gleichem Schicksale befinden! Der Abend kommt! Für wen wird sich heute die Tür zum letztenmal öffnen und schließen? Gilt's mir? oder gilt's dir, Bruder? — Horch! sie kommen. — Todesstille! Kurzes Atmen, — leise Seufzer. — Da auf einmal erschallt die Stimme des Kommandanten, der die Namen der Verurteilten ausruft. Langsam und deutlich und mit einem harten, gefühllosen Herzen liest er die Todesliste bis zu Ende. Und dann? — Ja, armes Herz, was dann?! — Wahnsinniges Aufschreien, fürchterliche Flüche, schnelles Ergrauen, stilles Beten, lautes Weinen; wütend Rasende, demütig sich Ergebende bilden ein buntes aber entsetzliches Durcheinander! — Einige treten ihren letzten Gang an. — Waffengeklirr! — Brüllender Befehl des Kommandanten. — Stilles Entkleiden, — gezwungenes Sich-Hinlegen auf dem Boden mit dem Gesichte nach unten . . . letzte Seufzer . . . schauerliches Warten . . . dumpfer Knall! und — es war der letzte Gang!

Einer, der dabei war.

(Dieses hat sich im Keller des Litjahni zu Melitopol zugegetragen.)

## Fünftes Kapitel.

### Die Mennoniten in Rußland auf dem religiösen Gebiet.

Geistliche Erweckungen. — Der Gnadenwagen in der Molotschna.  
Die Gemeinden zu Waldheim, Liegenhagen, Halbstadt,  
Rückenau und Lindenau.

**N**ach das religiöse Leben schien in diesen Hungerjahren zu ersterben. Man sollte doch meinen, daß die harten Bedrängnisse und die bittere Not die Menschen näher zu Gott bringen müßte; es schien aber gerade das Gegenteil zu bewirken. Die Menschen wurden erbittert und verhärtet und grausam gegen die anderen Brüder. Mit dem wirtschaftlichen Ruin schien auch der sittliche Niedergang Hand in Hand zu gehen. Manches, das wir sahen, hat uns tief betrübt und sind für uns bis heute noch dunkle Kapitel, die uns nur dann einigermaßen klar werden, wenn wir an ihre bittere Erfahrungen und Erlebnisse denken und uns sagen: Wir hatten es mit einem kranken, ausgebeuteten Volke zu tun!

### Geistliche Erweckungen.

Erst im Winter 1922 fing es an, sich zu regen. Es gab ein Fragen nach Gott. Man fing an, Gott zu suchen, es kam zu Erweckungen und dann ging es wie ein Geistesrauschen durch die Kolonien. Überall begann es, sich zu regen, es gab Massenerweckungen und zu Hunderten bekehrten sich die Menschen, und es regte sich das geistliche Leben. Überall fanden sich willige Arbeiter, zu denen auch unsre Wenigkeit gehörte. Trotzdem wir dreimal vor der roten Behörde erscheinen mußten und mit den ihr zur Verfügung stehen-

den Strafen bedroht wurden, so gab der Herr doch Gnade, daß wir von Weihnachten bis zum 1. Mai am Rebe des Evangeliums ziehen durften.

Der Herr gab uns besonders viel Mut und Freude, für ihn einzustehen, und wir haben die Wirkung des heiligen Geistes und die verborgene Kraft des Evangeliums noch nie so wirksam verspürt, als bei dieser Arbeit in Rußland.

### Der Gnadenwagen in der Wolotschna.

Es gereicht uns zur besonderen Freude, zu berichten, daß der Gnadenwagen in besonders sichtbarer und wirksamer Weise durch die Dörfer in der Wolotschna fuhr. Selbst mitten in den außergewöhnlichen Drangsalen freuten wir uns, daß „Gnade und Friede“ noch nicht erschöpft sind, und daß sie auch in unserm vorgeschrittenen Jahrhundert mitten in den betäubten Verhältnissen in Strömen auf uns herabfließen. Es bewahrheitete sich die Verheißung Jesu, wenn er sagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ In ihm haben alle Gläubigen heute noch ihr Leben, und aus seiner Fülle nehmen sie noch immer Gnade um Gnade.

Zuerst berichten wir von der

### Gemeinde in Waldheim.

Waldheim ist ein Dorf von etwa 1200 Einwohnern, und darunter auch drei Ungerfamilien, die Verwandten meiner lieben Gattin von Mutterseite, in Rußland. Nachdem wir am 23. Januar in der Morgenandacht Trost und Mut aus dem Worte Gottes geschöpft und die Morgenarbeit in der Wolostkanzlei geordnet hatten, fuhren wir nach Waldheim. Die leitenden Brüder am Orte: Unruh, Köhn und Görz, waren mit Hand und Herz dabei. Schon in der er-

sten Versammlung war der Herr uns fühlbar nahe und bekannte sich zu der Arbeit. Jeden Abend wurden die Versammlungen größer; jeden Abend wurden die Gläubigen mehr belebt, und jeden Abend tat der Herr hinzu kleine Scharen bußfertiger Sünder, die mit gefalteten und ausgestreckten Händen zu Gott um Vergebung ihrer Sünden flehten. Tränen der Buße und Ströme des Segens sind geflossen. Es gab ein Ringen und ein Kämpfen, wie wir es noch nie gesehen haben! Der eine betete: „O Gott! schon 20 Jahre bist du mir nachgegangen, und nun komme ich zu dir mit meinem sündbefleckten Herzen; ich bitte dich, vergib mir meine Sünden!“ Ein Lehrer aus einem Nachbardorfe rang mit lauter Stimme: „Lieber Gott, ich bin ein elender Mensch; ich wollte andere führen, und habe gepredigt. Nun weiß ich, daß ich ein blinder Blindenleiter war. Herr, du weißt, daß ich ein steinernes Herz habe; ich bitte dich, sei mir Sünder gnädig und gib mir ein reines Herz! Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Dieses Gebet war so gewaltig, daß es fast die ganze Versammlung zu Tränen rührte. Gleich darauf folgte eine Frau, die betete: „Lieber Heiland, ich danke dir, daß du mir in diesen Tagen ganz besonders nachgegangen und daß du nicht bei mir vorbeigegangen bist! Ich bin auf ewig verloren, und ich bitte dich, vergib mir meine Sünden!“ Ein Jüngling kam in seinem Kampfe plötzlich zum Siege und äußerte folgende Worte: „Endlich habe ich dich, meinen Erlöser, gefunden, den, der meine Sünden ans Kreuz trug. Freuet euch mit mir, daß auch ich jetzt meinen Heiland habe, der mich nie verläßt.“

In solcher und ähnlicher Weise gab es ein Ringen, welches die Suchenden über Golgatha führte, so daß in den ersten vier Abenden 167 teure Seelen zu Jesu kamen. Es wurde mit den verlängerten Versammlungen angehalten, und die

Zahl der suchenden und findenden Seelen stieg bis über 300. Während dieser Tage wurden auch noch Bibellesungen abgehalten und Hausbesuche gemacht, und es war eine herrliche Zeit der Seelenernte! Nachdem wir uns dann einige Tage in Galbitadt erholt und alles geordnet hatten, folgten wir dem Rufe der

### Gemeinde zu Tiegenhagen.

Auch hier war das Feld weiß zur Ernte; auch hier taten die Ortsprediger Dörksen, Kornelsen und Görzen, was sie konnten. Der Herr gab Gnade, und das rührende Rusen



Vom Tauffest zur Kirche in Tiegenhagen.

und Ringen war bald fühlbar und hörbar. Ein starker Mann brach zusammen und schrie zu Gott mit den Worten: „Herr, du weißt, daß ich ein eisernes Herz habe; ich bitte dich, gib mir ein neues, reines und gehorsames Herz, sonst gehe ich verloren!“ Ein 11-jähriger Knabe betete: „Lieber Gott, wo soll ich hin mit meinen Sünden? Ich komme

zu dir und bitte dich: vergib mir!“ Als dieser Knabe später Frieden fand, fragte er die Versammlung: „Erlaubt ihr mir nun, euch alle meine Brüder zu nennen?“ In der Bekenntnisstunde sagte ein Mann: „3650 Tage habe ich nun als Gemeindeglied geschwiegen und hatte kein Wort für meinen Heiland, und nun kann ich es nicht mehr länger aushalten. Es ist mir, als sollte ich durch die Bank frieden; aber nun will ich meinen Heiland bekennen.“ Es waren wirkliche Segenstage für uns! Ein nach Frieden suchender Mann kam kurz vor der Abendversammlung in mein Zimmer und da lag er auf den Knien und bat Jesum um Vergebung seiner Sünden. Eine Person kam, wie einst Nikodemus, bei der Nacht zum Hause eines Predigers, und der mußte mit ihr beten. Das Geistesfeuer brannte weiter, und der Herr tat hinzu zu seiner Gemeinde an hundert Seelen, darunter jung und alt. Ihm allein die Ehre dafür! Von Liegehagen kamen wir zu unserem Wohnort Halbstadt.

### Die Gemeinde in Halbstadt.

Hier dienten wir unter Mithilfe der leitenden Predigerbrüder: Peters, Klaffen und Friesen, zwei Wochen lang mit dem Worte Gottes. Das Netz des Evangeliums wurde ausgeworfen; die Diakonissenschwestern aus dem Hospital „Morija“ in Halbstadt und aus dem Hospital in Muntau und andere betenden Geschwister halfen ziehen. Jeden Abend füllte sich das Versammlungshaus mehr und mehr, so daß auch kein Stehraum mehr zu haben war, und daß es für uns fast eine Kunst war, durchzukommen ins Versammlungshaus.

Obzwar der Boden hier etwas hart zu sein schien, so verlebten wir auch hier selige und ernste Stunden. Auch hier flossen Tränen der Buße, und auch hier kamen über 90 teure Seelen über Golgatha zu Jesu und fanden Frieden im Blute



des Lammes und konnten sagen: „Mir ist Erbarbung widerfahren.“ Darunter waren eine Anzahl Studenten aus den Nachbardörfern. Wie in andern Dörfern, so wird auch hier mit den Neubefehrten weitergearbeitet, wobei aber auch um mehr Seelen geworben wird. Zu den Neubefehrten in Halbstadt gehört auch die Frau und eine erwachsene Jungfrau und ein Knabe in unserem Wohnhause.

Nachdem wir uns von der anstrengenden Arbeit in Halbstadt einigermaßen ausgeruht hatten, begaben wir uns nach einer herzlichen Einladung des Pred. Jakob Reimer zu der

### Gemeinde in Rückenan.

Der Bruder Jakob P. Friesen aus Halbstadt fuhr mit, das Neg des Evangeliums auszuwerfen. Die Ortsprediger, Jakob und Heinrich Reimer, taten auch, was sie konnten.



Vor der Kirche zu Rückenan.

Und bald war der Boden locker und empfänglich für den ausgestreuten Samen. Bald war das Feld weiß zur Ernte,

und es durften jeden Abend eine schöne Zahl Garben eingebracht werden, so daß wir von Herzen singen durften: „Bringen Garben ein, bringen Garben ein, und sie werden freudig bringen Garben ein.“ Die ganze Einwohnerschaft war bewegt; aus den Nachbardörfern kamen viele herbei. Manchmal war zweimal des Tages Bibelleseung. Später war dann auch an den Nachmittagen in der Kirche eine Gebetsversammlung, um speziell für die Abendversammlungen zu beten, und der Herr gab Gnade und erhörte die Gebete. In solcher Weise wurde das Netz schon am Tage von den betenden Geschwistern ausgeworfen, und des Abends wurden etwa 53 „Fische“ ans Ufer gebracht. Solche Begeisterung hatten wir noch nie vorher gesehen. Es gab ein Rämpfen und ein Ringen, ein Weinen und ein Schluchzen, das wohl beinahe eine Stunde dauerte. Der Herr wurde vielen zu stark, und 162 Seelen wurden willig, ihm zu folgen. Möchten diese alle nun auch wahre Nachfolger Jesu und echte Reben am Weinstocke sein und Frucht bringen für Zeit und Ewigkeit.

### Die Gemeinde zu Lindenau.

Nachdem wir uns von der Missionsarbeit in Rückenau einige Tage in Halbstadt erholt, und in der Wohltätigkeitsarbeit alles somehr geordnet hatten, kamen zwei Dienstbrüder im Namen der Gemeinde von Lindenau und baten, wir möchten kommen, am Netze des Evangeliums ziehen. Obzwar wir einen ganz anderen Plan hatten und in einer anderen Richtung zu reisen gedachten, so erkannten wir diesen mazedonischen Ruf doch als einen Wink vom lieben Herrn. Die 12 Werst waren bald zurückgelegt, und mit vereintem Gebet wurden die Netze gestickt und im Namen des Herrn ausgeworfen. Das Eis auf dem geistlichen Boden

war durch Vorarbeit stellenweise schon durchbrochen, und gleich den ersten Abend unseres Dortseins durften wir sehen, wie bußfertige Sünder zum Throne der Gnade kamen.

Mit jedem Abend steigerte sich die *Wirkung des Geistes*. Suchend mit Beten und Ringen kamen viele zu der Erkenntnis und dem Bekenntnis ihres verlorenen Zustandes und warfen sich mit ihrer eingebildeten Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit zu Jesu Füßen. Am dritten Abend steigerte sich die geistliche Bewegung in der Nachversammlung zu solchem Grade, daß wir einfach die Kontrolle von der Leitung verloren.

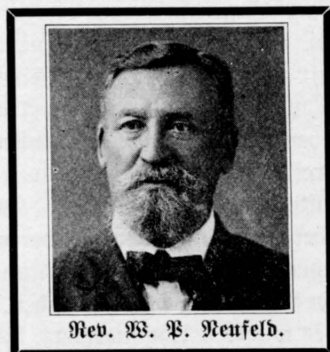
Vor mir lag eine Anzahl bußfertiger Sünder auf ihren Knien und rang laut im Gebet zu Gott um Vergebung ihrer Sünden. Zur selben Zeit stand eine andere Gruppe auf und schrie mit zum Himmel emporgestreckten Händen auch laut weinend zu Jesu; noch andere fielen sich um den Hals und baten einander um Verzeihung ihrer Sünden. Noch andere fielen Schw Hofer um den Hals und weinten. Starke Männer brachen zitternd unter der Last ihrer Sünden zusammen. Wohl die meisten Anwesenden beteten und weinten fast zu gleicher Zeit, und so ging es fort bis Mitternacht. Eine Seele kam um Mitternacht und rief in die Versammlung hinein: „Ich war schon beinahe zu Hause und es hat mich eine verborgene Kraft zurückgezogen, und nun will ich mich auch befehren. Betet für mich, denn ich bin verloren!“ Fast die ganze Versammlung brach noch einmal in ein Schluchzen aus, eine Anzahl stand auf und bat die Gemeinde öffentlich um Verzeihung für öffentliche und heimliche Beleidigungen. Der Gebetsgeist brach wieder aus, und es wurde 2 Uhr morgens, bis wir Schluß machten.

Ehe wir aber das Versammlungshaus verließen, kam ein Mann herein und bat, wir sollten mit ihm zu seinem Bruder

kommen, der mit zerschlagenem Herzen von der Versammlung heimgekommen sei. Als wir dort hinkamen, saß der bußfertige Sünder mit gesenktem Haupte auf einem Stuhl beim Ofen und weinte, wie einst Petrus; seine Frau stand neben ihm und weinte ebenfalls. Es gab ein ernstes Ringen, und es wurde halb drei Uhr morgens. Als wir noch auf den Knien lagen, klopfte jemand an die Thür. Es war ein junger Mann vom oheren Ende des Dorfes, der vom Bette aufstehen, sich anziehen und uns aufsuchen mußte, um ihm beten zu helfen um Vergebung seiner Sünden. Gerne wurde es getan, und es wurde 3 Uhr morgens, bis wir in unser Quartier kamen.

So war die geistliche Bewegung während der Erweckungswoche in Lindenau, und es kamen 222 teure Seelen über Golgatha zu Jesu, davon sind: Unter 15 Jahren, 74 Personen; von 15—20 Jahren, 55 Personen; von 20 bis 30 Jahren, 43 Personen; von 30—40 Jahren, 27 Personen; von 40—50 Jahren, 15 Personen; von 50—60 Jahren, 3 Personen; von 60—70 Jahren, 4 Personen, und von 70—80 Jahren, 1 Person. Prediger D. S. Dörksen von Liegenhagen war mit Herz und Hand dabei und half am Netze ziehen.

Wir danken dem Herrn für die Dienstgelegenheiten und auch für die Hilfsquellen, die er uns erschließt.



Br. W. P. Neufeld, Mitglied des Zentralkomitees, kehrte von einem mehrmonatlichen Besuche bei seinen Verwandten in Rußland krank nach Californien zurück und entschlief im Zulimonat 1923 selig im Herrn.



Br. Clayton Kray, einer der ersten Pionierarbeiter auf dem Hungerfelde in Rußland, wurde angeblich als Landesverräter von den „Roten“ verhaftet und ist dann aller Wahrscheinlichkeit nach den Märtyrertod gestorben. Joh. 15, 13.

## Sechstes Kapitel.

### Die Auswanderungsfrage.

#### 1. Massenauswanderung. 2. Gruppenauswanderung.

Die in den vorhergehenden Kapiteln geschilderten Ereignisse haben die Mennoniten in Rußland in solche hoffnungslose Lage gebracht, daß sie, trotz der wiederholten Anstrengungen zum Wiederaufbau, kaum eine Möglichkeit sehen, aus eigenen Kräften ihre zerstörten Wirtschaften wieder herzustellen.

Dazu kommt noch der Umstand, daß die Bevölkerung der benachbarten Russendörfer fortfährt, offenen Haß gegen die Deutschen zu zeigen, und es ist scheinbar keine Aussicht, daß die Lage der Mennoniten besser werden wird, es sei denn, daß die gegenwärtige Regierung durch die Führung Gottes einem gänzlichen Umschwung unterworfen wird. Solange aber die gegenwärtigen trüben Aussichten fortherrschen, bleibt der wirtschaftliche Arbeitsmut unterdrückt und die Arbeitsfreude für allen Fortschritt kann nicht aufkommen.

Die Hoffnung, noch einmal wieder auf einen grünen wirtschaftlichen Zweig zu kommen, ist scheinbar dahin.

Unter so schweren Verhältnissen und so traurigen Perspektiven für die Zukunft wird die weitere Existenz der Mennoniten in Rußland physisch, ökonomisch und moralisch absolut unmöglich. Verzweiflung ergreift die Kollektivseele der Mennoniten! Die letzten zehn Jahre sind für die Mennoniten Rußlands eine ununterbrochene Leidenszeit, eine lange Kette unsäglicher Drangsalen.

### Massenauswanderung.

Bei dem Gedanken an all die Leiden und blutigen Erfahrungen, welche sie von allen Seiten des Lebens entgegennehmen mußten, steht vor ihnen die Frage: „Was nun? Wie weiter? Sind vielleicht die gemachten Erfahrungen ein Beweis dafür, daß Rußland uns als Bürger nicht mehr wünscht? Sind die über uns gekommenen Heimfuchungen nicht vielleicht ein Fingerzeig Gottes, das Land zu verlassen, das uns zur lieben Heimat geworden war?“ Wenn so, dann haben die Mennoniten in Rußland kein Vaterland mehr. Wenn wir schon früher, als wir noch in Chicago waren, und ehe wir nach Rußland reisten, Gelegenheit hatten, durch Lesen zu dieser Erkenntnis zu kommen, so sind wir während unseres Aufenthalts in der Molotschna und der Ukraina als Augenzeugen zu der Überzeugung gekommen, daß die Mennoniten in Rußland nur geduldet Fremdlinge sind, deren Bleiben nicht gewünscht wird. Zu dieser Überzeugung haben besonders auch die religiösen Bedrückungen und Einschränkungen, die wir selbst erfahren haben, beigetragen.

Daselbe gilt von der Schule. Nach den Regeln des Gesetzes sollen die Kinder förmlich vom Glauben zum Unglauben geführt werden. Während wir Sonntagmorgens in der Kirche waren, mußten die mennonitischen Jünglinge unter Kommando der Behörde, marschierend das Nationallied singen, in dem es u. a. heißt, daß es keinen Gott gibt, und daß keine Bibel und keine Kirche retten kann. Rußland hat sich den Mennoniten gegenüber als eine böse Stiefmutter erwiesen, welche die Stiefkinder beiseite schaffen will, um deren Erbteil ihren eigenen Kindern zukommen zu lassen!

Und nun haben die Mennoniten in Rußland kein Vaterland mehr. Als Vaterland ist Rußland für die Mennoniten

tot, für das Herz der Mennoniten ist Rußland gestorben. Das ist traurig, aber wahr! Und nun suchen sie eine neue Heimat, ein neues Vaterland. Sie richten ihre Blicke im Geiste in die Ferne, über den Atlantischen Ozean, und suchen ein Fleckchen Erde, wo sie in geordneten Zuständen ihres Glaubens leben und ein arbeits- und freudenvolles Leben führen können. Möge Gott ihnen dazu verhelfen!



Beim Zuge einer Gruppenauswanderung.

Inbezug der Auswanderungsfrage geht es den Mennoniten in Rußland so, wie Schiller sagt:

„Ach, aus dieses Tales Gründen,  
Die der kalte Nebel drückt,  
Könnt' ich doch den Ausgang finden,  
O wie fühlt' ich mich beglückt.“



### Gruppenauswanderung.

Nach unserer Ansicht gestaltet sich die Sache in Bezug auf die Auswanderung etwa so:

Die Mennoniten in Rußland seufzen und schauen aus auf Hilfe von den Mennoniten in Amerika. Durch die anstrengende Mithilfe in der Hungersnot sind aber die Mennoniten von Amerika fast erschöpft, zudem noch eine herrschende Geldknappheit durch die Folgen des Krieges und die niedrigen Preise für die Produkte. - Und jetzt: was tun? Es wurde auch ein Auswanderungskomitee ernannt. Das Projekt aber war so groß, daß das Komitee um dasselbe umherging und die Erde suchte, wo anzufassen. Diese Erde war auch schwer zu finden.

Zur Illustration möchten wir folgendes sagen:

Um ein Ziegelgebäude als ein Ganzes von Rußland nach Amerika zu transportieren, würde man wohl vergebens um das Gebäude gehen, um die Erde zu finden, wo man mit Erfolg anfassen könnte. Der einzige Weg wäre, eine Ecke vom Hause loszureißen und dann die Ziegel zu Hunderten oder zu Tausenden nach Amerika zu transportieren. Schließlich könnte so das ganze Haus stückweise transportiert werden. Ebenso verhält es sich mit der Auswanderungsfrage der Mennoniten. Als ein Ganzes ist das Projekt zu groß für die Mennoniten Amerikas. Die einzige Möglichkeit ist, wenn einzelne Gruppen von je 500—1000 sich losreißen, wie das auch geschehen ist, und im Laufe der Zeit ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie alle nach Amerika kommen können.

# Siebentes Kapitel.

## Das Schulwesen.

1. Dorfschulen.
2. Zentralschulen.
3. Lehrerseminar.

### Dorfschulen.

Als die Mennoniten vor 120 Jahren (1804) in der Moltchna ansiedelten, gründeten sie auch gleich Schulen für ihre Kinder, denn sie hatten aus ihrer früheren Heimat neben manchem Anderen auch die Erkenntnis mitgebracht, daß es Pflicht der Eltern ist, für die Ausbildung ihrer Kinder zu sorgen.

Freilich waren die Schulen sehr primitiv, sowohl hinsichtlich der Räumlichkeiten als auch hinsichtlich der Lehrkräfte. Sehr mangelhaft waren in der ersten Zeit auch die Lehrmittel und die Lehrmethoden, die bei ihnen zur Anwendung kamen.

Betreffs der Lehrer war man nicht wählerisch, denn es herrschte damals allgemein die Ansicht, daß zum Lehrer ein jeder taugte, der nur einigermaßen verständlich lesen, womöglich auch leserlich schreiben könne und allenfalls noch einige Rechenkenntnisse besitze. Somit konnte jeder etwas lesefähige Handwerker und Wanderbursche Lehrer werden.

Aber bald erkannte man, daß solche Schulen ungenügend waren, und man fing an, mit Ernst an die Verbesserung der Schulen zu denken. Es fanden sich Männer, die da einfahen, daß die Vernachlässigung der Schule und Erziehung eine große Gefahr für die gesunde Entwicklung eines Volkes in sich birgt und daß darum mehr für das Schulwe-

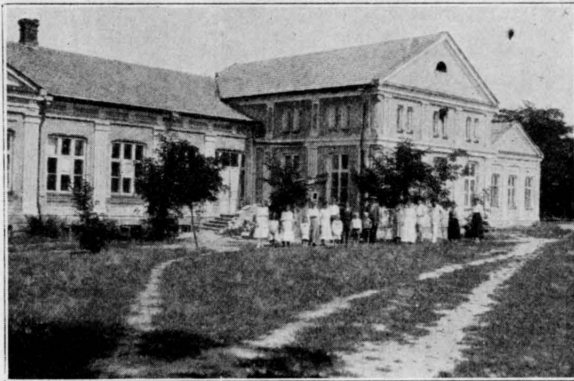
sen getan werden müsse. Sie erkannten zugleich auch, daß der Hauptgrund für den jämmerlichen Zustand der Schule in dem Mangel an tüchtigem und fähigem Lehrpersonal liege, und daß zur Hebung des Schulwesens vor allem besser ausgebildete Lehrer nötig seien. Darum gingen sie an die Einrichtung höherer Schulen, welche Lehrer für die Dorfschulen ausbilden und in welcher, neben den deutschen Fächern, auch die Landessprache gelehrt werden sollte.

### Zentralschulen.

So entstanden die ersten Zentralschulen: In Orloff im Jahre 1822 und in Halbstadt 1825. Diese Schulen mit ihren Lehrern haben viel dazu beigetragen, das mennonitische Schulwesen auf ein anderes und besseres Geleise zu bringen; sie haben Sinn und Verständnis für Verbesserung und intensiver Hebung des *Schulwesens* geweckt und gefördert. Wenn auch das Schulehalten noch meistens handwerksmäßig betrieben wurde, so wurde im Lehren und Lernen jetzt schon bedeutend mehr geleistet als zur Zeit der Handwerkerlehrer.

Einen weiteren Schritt vorwärts bedeutete es, als im Jahre 1843 das mennonitische Schulwesen dem „Landwirtschaftlichen Verein“ übergeben wurde, an dessen Spitze der geniale Johannes Cornis stand. Unter seiner Leitung wurde der Verein zu dem allumfassenden Kultur-Departement sämtlicher Mennoniten Rußlands, und das Schulwesen gelangte zu einem erfreulichen Aufschwung nach allen Seiten hin: Es wurden solide Schulhäuser gebaut, eine allgemeine Schulordnung wurde eingeführt, ein einheitlicher Lehr- und Stundenplan ausgearbeitet, die angehenden Lehrer mußten sich einer Prüfung unterwerfen, usw. Im Jahre 1850 gab es eine Lehrerkonferenz.

Aber der landwirtschaftliche Verein hatte neben der Schulsache noch viele andere Pflichten, und nach Cornies Tode und Phil. Wiebes Rücktritt konnte dieser Verein nicht mehr allen Anforderungen gerecht werden. Es entstand das Bedürfnis, für die Aufsicht und Verwaltung des Schulwesens ein besonderes Organ zu haben, und so wurde im Jahre 1869 der „Molotschnaer Schulrat“ ins Leben gerufen. Dieser Schulrat ist 50 Jahre lang, bis zum Jahre 1919, der Leiter und



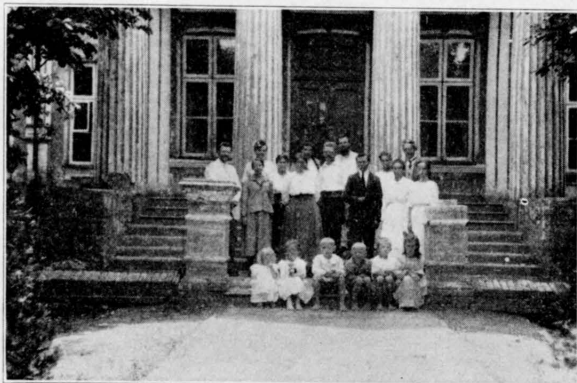
Zentralschule in Halbstadt.

Güter des mennonitischen Schulwesens gewesen. In dem Schulrat hat man eine ganze Reihe gottbegnadigter Schulmänner gehabt, deren Wirksamkeit für das Schulwesen von größter Bedeutung gewesen ist. Zu erwähnen sind u. a. And. Both, Joh. Klatt, Peter Heese, Abr. Görz und Heinr. Unruh. Aus der Mitte ihres Volkes hervorgegangen, verstanden sie ihre Zeit und wußten ihre Absichten und Ziele dienstbar zu machen. Es war ihnen gegeben, die im Volke schlummernden Lebenskräfte zu wecken und sie zur Erhal-

ung und Förderung ihres Volkes in harmonischen Einklang zu bringen.

### Das Lehrerseminar zu Halbstadt.

Dem oben erwähnten Schulrat verdankt auch das Molotschnaer Mennonitische Lehrerseminar seine Entstehung. Der Schulrat merkte bald, daß die Zentralschulen, die zwar eine



Lehrerpersonal vor der Zentralschule in Halbstadt.

ganz gute Allgemeinbildung erstrebten, doch ungenügend zur Heranbildung von tüchtigen Lehrern waren. Auch andere einsichtsvolle Männer aus der Gesellschaft erkannten, daß für die Ausbildung von Lehrern mehr als bisher getan werden müsse, wenn die Dorfschulen ihren Aufgaben gerecht werden sollten, und daß für die Lehrer eine spezielle berufliche Ausbildung nötig sei. Und so kam es im Jahre 1878 zur Gründung der Pädagogischen Klassen mit zweijährigem Kursus, an der Halbstädter Zentralschule. Das war die erste Lehrerausbildungsanstalt in Rußland, der dann im Jahre 1890

eine zweite ähnliche Anstalt in der Alt-Kolonie Chortiza folgte. Wie das Kultur- und Volksleben der Mennoniten sich entwickelte, so hat auch die Lehrerausbildung in diesen beiden sich kristallisiert. Diese beiden Schulen haben seither die mennonitischen Schulen in ganz Rußland mit Lehrkräften versorgt.

Wo Leben ist, da ist auch Entwicklung und Wachstum, und so kam man zu der Überzeugung, ein selbständiges Lehrerseminar zu gründen, um eine genügende Fachbildung zu geben, die den Bedürfnissen der Zeit entsprechend wäre. Der Kursus des Seminars ist dreijährig. Das Lehrpersonal besteht gegenwärtig ausschließlich aus Deutschen und zwar nur Mennoniten. Es hat dieses den Vorteil, daß die Arbeit im Seminar im mennonitischen Geiste durchgeführt werden kann.

Unterhalten wurde die Anstalt während der ganzen Zeit ihres Bestehens von den Mennoniten selbst und zwar von der Selbststädter und Gnadenfelder Wolost, und das hat dazu beigetragen, daß die Anstalt ein Kind der Mennonitenschaft geblieben ist.

Andererseits hat dies auch seine Nachteile gehabt, denn in den letzten Jahren konnten die Mennoniten die Anstalt nicht genügend unterstützen, und sie hat sich kümmerlich durchschlagen müssen, so daß ihr Fortbestehen zur ernststen Frage wurde. Es ist den Lehrern in der Schule hoch anzurechnen, daß sie trotz der schwierigen Verhältnisse und der schweren materiellen Lage, trotz Hunger und Kälte der Anstalt treu geblieben sind.

In den 45 Jahren ihres Bestehens hat die Anstalt ca. 500 Lehrer und Lehrerinnen zum Dienst entlassen, die nicht nur an der Molotchna, in der Krim, auf Sagradofka und Memrik Anstellung erhalten haben, sondern auch über die

Grenzen dieser mennonitischen Ansiedlungen hinausgegangen sind, bis nach dem Terek und Kuban, nach Samara, Orenburg, Ufa und bis nach Sibirien und Turkestan, um Kultur und Bildung in alle mennonitischen Ortschaften zu tragen. Das Molotfchna-Lehrerseminar ist somit ein nicht zu unterschätzender Kulturfaktor im Leben der Mennoniten Rußlands gewesen, und es liegt deshalb durchaus in der Lehrer Interesse, diese ihre älteste Lehrerausbildungsanstalt auch in dieser kritischen, schweren Zeit über Wasser zu halten und sie in eine schönere und bessere Zukunft hinüberzuretten.

#### An die Schüler der mennonitischen Zentral- und Mittelschulen Amerikas.

Vor allen Dingen sagen wir euch, ihr lieben Schüler der Zentral- und Mittelschulen Amerikas unsern herzlichsten Dank für die von euch gespendeten Paketen. Wir haben sie gestern erhalten, und ihr wißt garnicht, wieviel Freude ihr uns dadurch gemacht habt. Im Geiste wandern wir über all die in Wirklichkeit unüberbrückbaren Hindernisse hinweg in eure Mitte, und drücken jedem von euch, unsern lieben jungen Spendern, warm die Hand. Ihr habt wohl manchem Vergnügen, manchem persönlichen Wunsch entsagen müssen, um euer Geld auf den großen Altar der Liebe zu legen. Und wir, die wir uns immer wieder bittend diesem Altar nahen müssen, können es euch nicht vergelten. Aber was ihr in Liebe getan habt, glaubt nur, es geht nicht verloren, es wird eine Saat zeitigen, wenn auch nicht an materiellen Gütern, so doch an geistigen. —

Wir möchten so gerne etwas Näheres über euch, unsere lieben Spender, erfahren. Es ist uns so, als wenn ein gewisses Band zwischen euch und uns geknüpft ist, als wenn

etwas Persönliches zwischen uns getreten ist. Ihr dort in Euren schönen Schulen, in geordneten, ruhigen Verhältnissen und wir hier verlumpt und verrissen, in fast unmöglichen Verhältnissen arbeitend: und es geht ein warmer Pulsschlag der Liebe von euch zu uns herüber, und wir vergessen unser Leid, es wird warm und wohl ums Herz: wir sind von sorgender Liebe umhüllt und umgeben. Ja, wir möchten gern etwas Persönliches von Euch erfahren, von eurem Leben und Treiben in der Schule — und wir denken, es wird euch auch interessieren, etwas von uns zu hören, damit ihr sehen könnt, wohin eure Liebesgabe gewandert ist. — Deshalb wollen wir euch mal von unserer Alt-Halbstädter Fortbildungsschule schreiben.

Als im Herbst 1922 der Unterricht beginnen sollte, da sah es noch recht traurig aus: Wohl war die größte Not vorbei, aber man hatte noch keinen Durchblick durch den Winter, besonders die Brennungsfrage war sehr schwer. Deshalb mußte sich die Zentralschule notgedrungen spalten, und die Alt-Halbstädter Fortbildungsschule mußte sich ein Schlupfunter suchen. Die schöne große Zentralschule, die ihr abgebildet findet, blieb leer und stumm stehen, und wir fanden Aufnahme in der Sommerschule und im Korridor eines alten Bauernhauses. Die Schüler mußten Holz machen; sie haben Wurzeln gegraben und Stämme gefällt und gespalten. Da die Zimmer nur sehr klein waren, der wissensdurstigen Mädel und Buben aber viel, so mußten wir uns tüchtig beengen. Wir dachten so: klein und eng, aber warm soll es sein. Und doch gab es recht oft rote Nasen und blaue Hände. Manches Diktat, manch schriftliche Rechnung mußte ungeschrieben und ungerechnet bleiben. Ob die Schüler darüber wohl recht traurig waren? — Ja, es gab manch' tragik-komische Szenen. Die mit Sandalen be-



Kleideten Füße waren voller Frostbeulen, und in der Pause sah man eine ganze Reihe Sandalen stehen, die Inhaber aber saßen und standen in den verschiedensten Posen um den Ofen herum und rieben sich mit verzweifelten Gesichtern die geschwollenen, oft eiternden Füße. Überröcke, geschweige denn Pelze — haben auch lange nicht alle Schüler. Und da sah man sie denn mit eingezogenen Schultern früh morgens in die Schule laufen. Die Bücher unter dem Arm, die Mütze tief auf die Ohren gezogen. Ach, und der unbarmherzige Ostwind drang durch die dünnen, abgeseuerten Kleider. Und dann die Bücher: auf 5—6 Schüler kommt ein Buch. Die Hefte werden aus alten Rechnungen zusammengenäht, so daß es für uns Lehrer oft schwer wird, unter all den alten die richtige Rechnung zu finden.

So könnten wir euch noch unendlich viel erzählen, was die Arbeit erschwerte. Aber ihr dürft nicht denken, daß wir nun in der Schule gefessen und Trübsal geblasen haben. O nein, es war so viel Freude und Sonnenschein bei uns, wir haben uns selbst oft gewundert, wo die Kinder die Freude alle hernehmen. Und seht ihr mal, ihr lieben Amerikaner, da kommt wohl das meiste auf euer Konto. Wenn nach trüben, dunklen Regenzeiten die Sonne wieder scheint, wie atmet die Natur da verjüngt wieder auf, wie ist da alles noch einmal so schön. — Gleich einer langen, dunklen Nacht liegt das Hungerjahr 1921—1922 hinter uns. Da gab es kein Lachen, wir alle, auch die Kinder, hatten es verlernt. Wie ein graues Gespenst schlich der Hunger von Tür zu Tür, unerbittlich seine Opfer fordernd. Schrecken und Grauen war unter uns. Das warme Leben schien erstarrt zu sein. Ein Wunsch nur war noch da: „Mach End“, o Herr, mach Ende.“

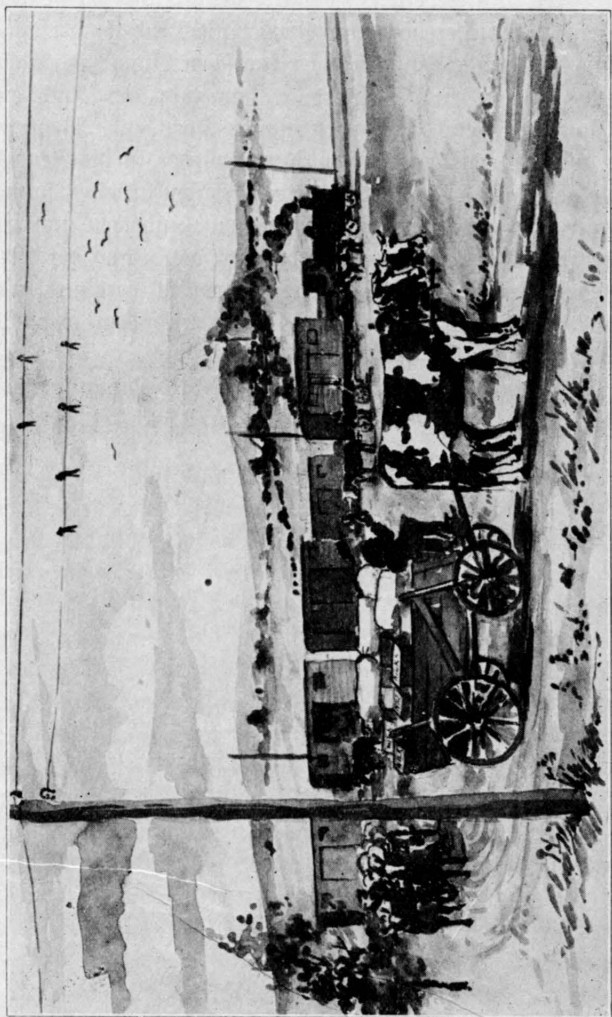
Da kamt ihr, Amerikaner, und eure opferfreudige Liebe erwärmte unsere erstarrten Herzen. Wir bekamen wieder Mut

zum Beten und Arbeiten. Neue Lebensfreude zog in unser Herz. Und wieder hört man Kinderjubel und Kinderlachen.

Wie dankbar wir unsern amerikanischen Glaubensgenossen sind? Uns fehlen die Worte, es auszudrücken, und auch ganz persönlich euch, ihr lieben jungen Spender. Wenn wir nun, will's Gott, im nächsten Jahre wieder in die Zentralschule gehen, und ihr dort in euren Schulen arbeitet, so wollen wir nicht vergessen, was gewesen ist, und treu und froh unsre Arbeit tun. Uns alle aber soll das Band der Liebe und das Gefühl der Zusammengehörigkeit vereinen, nicht wahr? Mit den herzlichsten Grüßen und dem wärmsten Dank verbleiben wir

Lehrerinnen der Alt-Salbstädter Fortbildungsschule.  
Alt-Salbstadt (Molotschansk). Juni 1923.





Abholen der H. M. R.-Produkte vom Bahnhof.

# Achtes Kapitel.

## Frühsalszeiten.

Die Frühsalszeiten in der früheren Nikolaipoler Wolost, Gouv. Zefaterinoslaw, Ukraina: 1. Die Mekeleien; 2. Die Typhusepidemie; 3. Die Hungerstot. — Gründung und Zerstörung der Schönfelder Ansiedlung: 1. Schönfeld als Ansiedlung; 2. Der Besuch des Machnow. — Schreckenstage auf der Tererker Ansiedlung. — Die Flucht vom Teres.

Die Frühsalszeiten in der früheren Nikolaipoler Wolost, Gouv. Zefaterinoslaw, Ukraina.

**N**atürlich können und wollen wir hier nicht alles bringen, was die Bewohner unserer Dörfer alles während der Unruhen haben durchmachen müssen. Wir stellen uns zur Aufgabe, eine Übersicht zu geben: 1. über die Mekeleien, 2. über die Typhusepidemie und 3. über die Hungerstot.

### 1. Die Mekeleien.

Den 20. September (3. Oktober) 1919 kamen die Machnowze, die bei der Stadt Umanj die Weiße Front durchbrochen hatten, nach Chortika. In Nikolaipol trafen sie erst den 12. Oktober (25. Oktober) ein. Am 25. Oktober a. St. zogen Machnowze massenhaft durch gegen Zefaterinoslaw. Sonnabend, den 26. Oktober (8. Nov.) kam um die Mittagszeit viel Reiterei vom Postwege her ins Dorf. In Nikolaipol wurde Johann Isaak Klassen furchtbar geschlagen und mit dem Säbel zerhackt, so daß er nach etlichen Stunden starb. Dieselben Leute erschossen in dem Vorzimmer des Arztes den Apotheker und den auf den Arzt wartenden Heinrich

Peters von Reinfeld. Bei der Wohnung der Postdienenden erschossen sie einen soeben eingetroffenen jüdischen Studenten und verwundeten einen galizischen Polen. Am Ende des Dorfes Warwarowka (Franzfeld) trafen sie dann einen Bruder Keimer von der Zeltmission, der in die Apotheke nach Medizin ging, forderten Geld von ihm, trieben ihn beim Buchhändler Redekop in die Scheune und erschossen ihn da. Darauf ging der eine ins Haus. Redekop kam ihm entgegen, die Frau lief hinaus. „Bist du ein Deutscher?“ war seine barsche Frage. „Ja, ich bin ein Deutscher.“ — „Uns ist befohlen, alle Deutschen zu töten!“ Der Schuß fiel und Redekop brach tot zusammen. Darauf ermordeten sie Peter Isaaß Friesen und Jakob Quiring und seinen Sohn Abram. Auf anderen Stellen sind sie dann noch grob gewesen, haben einige Leute schrecklich geängstigt, aber niemand mehr in Franzfeld getötet.

Von hier sind die Unmenschen nach Morosowo (Hochfeld) gegangen, wo sie furchtbar gewüthet haben. Als diese Menschen nach Hochfeld kamen, ritten sie zuerst bei Korn. Epp auf den Hof. Der junge Jakob Epp sah die Leute kommen und lief ins Nebenhaus, wo er mit seiner jungen Frau wohnte. Er sagte zu ihr: „Es sind Machnowze gekommen. Ich muß bei Papa sein!“ Man sah auch schon, wie sie die Flinten bereit machten; aber das hatten sie auch sonst getan. Bald erfolgte ein Knall! Man hatte den Jakob hinter seinen Vater gestellt und beide mit einem Schusse getötet. So töteten diese Unmenschen in der Zeit von zwei Stunden 15 Personen. Unter diesen war auch der alte und gebrechliche Prediger Kornelius Lehn.

Freitag, den 25. Oktober waren 5 Mann von der russischen Zeltmission in Eichenfeld (Dubowka) angekommen. Missionar Dyck hielt erschütternde Reden. Nachmittags ka-

men Reiter ins Dorf. Sonnabend vormittags kam Militär den Weg von Petersdorf. Es war ein Zug ohne Ende. Den ganzen Tag zogen sie durch das Dorf, indem sie nebenbei die Bewohner beraubten. „Mein Bruder,“ so berichtet eine Augenzeugin, „hatte Menschen fahren müssen und kam erst vor Abend zurück. Der Vater hatte viel Arbeit mit den Nachtgästen. Der ganze Stall und die Scheune waren voll Pferde und das Haus voll Menschen. Der Vater besorgte sie so gut er konnte. Abends brachte man uns die Nachricht, daß Kornelius Pauls erschossen sei. Bald brachte man den Peter Pauls, und sie erschossen ihn an unserer Sommerstubenwand. In dieser Zeit schloß der Bruder das Nebenhaus zu; wir haben ihn nicht mehr lebend gesehen. Der Vater war auf dem Boden; die Schwester lief in Angst hinauf. Der Vater stand und rang und betete. Beide kamen nun herunter und der Vater setzte sich in eine Ecke der kleinen Stube. Es war stille. Auf einmal sagte er: „Es ist schrecklich! Das hätte ich nicht gedacht!“ — Da kamen sie auch schon, meinen lieben, lieben Vater zu holen. Er nahm noch das kleine Schwesterchen auf den Arm und küßte Mutter und das Schwesterchen. Von den anderen konnte er schon nicht Abschied nehmen, da die Soldaten ihn schon anschrieten. Kein Zittern, keine Angst zeigte er. Er schritt ruhig und sicher, ohne sich auch nur einmal umzusehen, um nie zurückzukehren! Er hatte sich gewünscht, wenn eine Kugel ihn schnell töten, und man ihn nicht lange quälen möchte. Zu uns Töchtern hatte er gesagt: „Laufet nicht weg! Weibet bei der Mutter, euch wird nichts werden: Ich habe für euch gebetet.“ Wir baten die Menschen, flehten sie auf unsern Knien an, sie sollten uns den Vater zurückbringen. Sie sagten, er werde morgen kommen. — Nachts hatten wir große Gefahr auszustehen. Die bösen Menschen waren trunken

und wollten uns Mädchen haben. O, wie schrecklich war das! Wie haben wir zu Gott geschrien! Und siehe, der Eltern Gebet wurde erhört! — Draußen regnete es. Die Hunde kläfften. Eine angetriebene Ochsenherde brüllte. Eine unheimliche Nacht nach solch greulichem Abend! Und darauf ein noch fürchterlicherer Morgen! Nie werde ich diesen Sonntag vergessen! Mütter und erwachsene Töchter, hohläugig und weiß wie der Schnee, suchten die Thüren. Niemand konnte weinen! Wir hatten zu viel verloren! Vater, Bruder, Freund! Das ganze Dorf ist abgeschlachtet! O Weh, o großes Weh!“

Diese Schreckenstat in Eichenfeld war allem Anscheine nach vorher vollständig geplant: Alle Hausbesitzer und ihre ältesten Söhne, so viel man deren habhaft wurde, hat man in der einen Hälfte des Dorfes mit Schwertern zerhackt, in der anderen Hälfte niedergeschossen. Man tötete auch die beiden Lehrer Heinrich Wiens und Wilh. P. Peters und von der Zeltmission die Brüder J. Dyk, Halbstadt, D. Zuskewitsch, Riga, J. Galizyn von Mogilew, und die Schwestern K. Rosenberg, Konotap, L. Hübert, Rüdtenau. Fünfundsiebzig Personen wurden in dieser Nacht ums Leben gebracht!

Die Nachricht von diesem Massenmorde verbreitete sich rasch. Da saßen am 28. Oktober zwei junge Männer von Nikolaiopol sich ein Herz und gingen nach Eichenfeld. Dichter Nebel lag auf Dörfern und Feldern. Es schien, als ob er den Ort der verübten Greuelthaten verdecken wollte! Einander Mut zusprechend näherten sie sich allmählich dem Schreckensorte. Je näher sie kamen, desto aufgeregter wurden sie. Unwillkürlich kam ihnen der Gedanke: „Ei, wenn du heute solltest abgerufen werden!“ Nun sind sie am Ende des Dorfes angekommen. Unheimlicher Schauer durchrie-

felte sie, als sie die Straße betraten. Alles war öde und leer. Kein Leben auf den Höfen! Eine wahre Totenstille! Sie und da lief ängstlich ein Hund über die Straße. Vor einem Hause saß der getreue Wächter und beklagte heulend den großen Verlust. So gingen sie bis zur Schule, ohne einen Menschen zu treffen. Hier trafen sie die vielen Wittwen und die übriggebliebenen Männer. Sie gingen zum Kirchhof. Ein schauerlicher Anblick!

Die meisten Leichen lagen im Blute da, nur einige wenige waren abgewaschen. Manche Leichen waren derart verstümmelt, daß man sie nicht erkennen konnte! Die meisten lagen in einem Hemd oder ganz nackend da; denn die Ermordeten waren ihrer Kleider beraubt. Man hatte sehr große Brüdergräber angefertigt. In diese wurden die Leichnahme je 10—12, dicht nebeneinandergedrängt, gelegt; der Sohn beim Vater, Verwandte bei Verwandten. Die meisten wurden ins Grab gebracht, wie sie dalagen, und nur ein wenig Stroh legte man ihnen unter den Kopf. Ganz wenige wurden in Laken gewickelt.

Herzzerbrechend war dieses Begräbniß! Keine Träne wurde vergossen! Die Wittwen und Waisen gingen wie Schatten auf dem Friedhofe umher. Die Schrecknisse und Greuelthaten waren zu groß, als daß sich die Gefühle hätten in Tränen äußern können!

Als die Toten begraben waren, verließen die meisten Familien sofort Eichenfeld; etliche aber blieben zu ihrem Unglücke noch da. Am 2. November a. St. kamen Banditen ins Dorf und töteten Jakob Friesen und David Friesen, am 4. November tötete ein junger Bandit den alten, kranken W. Pauls, zerhackte seinen schwach sinnigen Sohn Kornelius und erschloß den Jüngling Abr. Günter. Den 6. November wurde dann noch der Jüngling Peter Bloß ermordet.



Am 26. Oktober wurden in Petersdorf ermordet: Heinr. Korn. Peters, Andreasfeld, Lehrer Peter Janzen aus dem Bachmutter Kreise und ein Unbekannter. Am 5. November wurden in Petersdorf von drei Mordbuben umgebracht: Franz Peters, sein Sohn Kornelius Peters, Johann Joh. Peters und sein Sohn Johann und zwei Kronstweider Flüchtlinge Regier, Vater und Sohn. Am 18. November kamen kurz vor Abend zwei Fuhrwerke und etliche Reiter auf den Hof des B. Dnč, Nikolaipol. B. Dnč, jr., ging ihnen entgegen: „Dieses Gesicht ist mir bekannt. Wie ist der Familienname?“ — „Dnč.“ — „Nein, das ist er nicht. Aber euer Nachbar?“ — „Peters.“ — „Das ist er.“ — Der Sprecher ordnete dann noch an, die Fuhrleute gut aufzunehmen, darnach zogen die Kerle ab. Bei Dan. Fr. Peters haben sie schrecklich gehaust. In der ganzen Zeit von 8 Uhr abends bis 2 Uhr morgens haben sie Peters furchtbar gequält, geschlagen, gehaßt, mit Getränken besäuft und ihn gezwungen, Lästerworte auszusprechen. Nachdem sie ihn so grausam gemißhandelt hatten, verlangten sie von ihm Geld. Er ging mit ihnen zu einem Manne, den er soll Spekulant genannt haben, um dort Geld zu borgen. Als die Leute hier nicht augenblicklich fertig waren zu öffnen, schoß einer durch die Tür und tötete den jungen Wilh. Schwarz. Später haben dieselben Scheusale einen Jüngling, Franz Unruh, mit einem Schusse so schwer verwundet, daß er um 5 Uhr starb. Peters hatte 2 Uhr seinen Geist aufgegeben. — Nun hörte das Morden endlich auf. Durch Überfälle und Plünderungen wurden die Dörfer aber noch lange heimgesucht.

## 2. Die Typhusepidemie.

Weihnachten 1919 konnten wir mehr in Ruhe verleben; denn die Machnowze hatten uns endlich nach 9-wöchentlichem

Aufenthalte verlassen. Diese Gorde hatte unsere Dörfer so stark mit Typhus verseucht, daß in kurzer Zeit die ganze Bevölkerung daran erkrankte. In manchem Hause blieb nur eine, höchstens zwei Personen gesund. Viele Kranke blieben ganz ohne Pflege. In sehr vielen Familien sah es bitter traurig aus. Längere Zeit hatten wir keine medizinische Hilfe. Schließlich wurden aus der Stadt ein Feldscher und zwei Schwestern hergeschickt, und von Salbstadt kam eine Schwester aus Morija. Die Toten konnte man nur mit großer Mühe begraben: es fehlte an Männern, die Gräber zu machen. In Adelsheim bekam selten jemand einen Sarg. Nicht viel anders war es in Hochfeld; in Nikolaiopol und Franzfeld sind nur wenige ohne Sarg begraben worden. Das Sterben war so stark, daß wochenlang jeden Tag Leichen zu begraben waren, oft 3—5 täglich; an einem Tage waren es sogar 8 Leichen. In Adelsheim sammelten sich einmal 12 Leichen an, weil man nicht die Kraft hatte, sie zu begraben. —

In den schweren Jahren 1919 und 1920 sind von den Mennoniten der Nikolaiopoler-Kolonie 138 Personen auf gewaltfame Weise und 311 Personen durch den Typhus, überhaupt also 449 Personen ums Leben gekommen. Wie groß da die Sterblichkeit gewesen, ist zu ersehen, wenn wir uns sagen, daß in unseren Kolonien mit den Flüchtlingen zusammen nur etwa 1800 mennonitische Bewohner waren.

Endlich traten andere Zeiten ein. Nun fand auch am 12. (25.) April in dem Bethause zu Nikolaiopol zum Gedächtnis der vielen Toten aus unserer Mitte eine große Trauerfeier statt, zu der die ganze Bewohnerchaft eingeladen war. Man behauptete, daß an 700 Personen erschienen waren. Vormittags war alles voll, und nachmittags wurden sogar Korridor und Ohmsstübchen besetzt. Die Chöre von

Warwarowka und Dolinowka sangen abwechselnd. Es war viel Weinens. Die Alten waren bis auf wenige dahingerafft, nur die Jungen waren leben geblieben. Und welche große Schar von Witwen und Waisen! Prediger Abr. Gamm sprach über 1 Sam. 3, 18; Pred. Abr. Quiring über Spr. 10, 28; Pred. Bernh. Dnč über Jes. 25, 6ff; nachmittags Seintr. Epp über Ebr. 10, 32ff.; und Dietr. Pauls über Joh. 14, 2. Eine große Stärkung erfuhren wir von den Glaubensbrüdern an der Molotschna, die durch einen Abgesandten uns Trost und Zuversicht zusprechen ließen und eine große Zahl Waisenfinder zu sich herübernahmen.

### 3. Die Hungersnot.

Das Jahr 1922 hatte von seinem Vorgänger ein trauriges Ende überkommen: die Mißernten mit allen ihren schweren Folgen. Bangen und schweren Herzens übertraten wir damals die Schwelle des neuen Jahres, es graute uns vor der Zukunft. Wenn wir schon infolge der Beraubungen durch Banden und der schweren Typhus-Epidemie verarmt waren, so sollte die Mißernte des Jahres 1921 uns nun von allen Existenzmitteln entblößen, und so entstand die Hungersnot, die sich mit der Zeit stetig steigerte, bis sie in den Monaten März und April 1922 ihren Höhepunkt erreichte. Wenn auch niemand direkt verhungert ist, so sind doch an der Folge des Hungers in diesen Kolonien 4—5 Kinder gestorben. Schreckliche Bilder sah derjenige, der in die Häuser der Hungernden eintrat. Da saßen die Kinder zu Skeletten abgemagert, am Ofen zusammengekauert und teilnahmslos, Bilder des Jammers und des Elends. Leinschlauben-, Kornkolben und Kurreimehl wurde verbacken, um die hungernden Kinder von dem Tode zu retten.

Da aber — in der größten Not setzte durch unsere Glaubensgenossen in Amerika die Hilfe ein, eine Hilfe von Gott! Den 12. April wurden in allen 4 Dörfern (die Ortschaften Eichenfeld, Petersdorf, Paulheim, Reinfeld, Gerhardstal waren indessen schon vollständig zerstört und verschleppt) Speisehallen, sogenannte amerikanische Küchen eröffnet. Anfangs wurden nur Kinder gespeist, später auch notleidende Erwachsene. Konnten die „Küchen,“ besonders in der ersten Zeit, nicht alle Hungernden befriedigen, so war doch ein guter Teil der Not in einem gewissen Grade gelindert. Im



Lebende Bilder aus der Hungerszeit.

Juni und Juli wuchs die Zahl derer, die durch die Küchen gespeist wurden, bis auf 1000, was beinahe 60 Prozent der gegenwärtigen Bevölkerung ausmacht. Alle wohl fahen die Bedeutung dieses Hilfswerkes der Brüder von jenseits des Ozeans ein. Ihre Gefühle der Dankbarkeit gegen die hochherzigen Geber drückte die Gemeinde in einem Dankschreiben aus.

Die mennonitische Hilfsaktion ging aber noch bedeutend weiter, ihre Tätigkeit verzweigte sich auch nach anderen Seiten hin. Eine große Anzahl von Privatpaketen hat die Lage vieler Familien merklich verbessert. Eine bedeutende Kleidersendung im Mai des verflossenen Jahres kam einem anderen Bedürfnisse entgegen. Sie deckte auf manchen Stellen die schwerste Not, — und manche Mutter hat ein herzliches „Danke schön!“ durch das drahtlose Telephon der Liebe über den Ozean gesandt. Und die Kleidersendung in diesem Jahre war so groß und reich, daß sie uns gründlich beschämen mußte. Wir können es Ihnen da drüben nicht vergelten! Wir konnten es jedoch nicht unterlassen, abermals uns in einem Schreiben herzlich zu bedanken. Diese Liebesgaben haben uns mächtiglich an den Geber aller Gaben erinnert. Und in der Stille und im öffentlichen Gottesdienste haben wir dem Herrn gedankt, daß er unsern Brüdern drüben die Lust und die Möglichkeit gegeben hat, solch Großes an uns zu tun. Und doch mußten wir öffentlich in einem besonderen Dankgottesdienste bekennen, daß wir alle in diesem Liebeswerke die gnädige Hand unseres großen Gottes erkennen. Etliche Worte über unser Dankfest, daß am 3. Ostertage, den 10. April nachmittags um 1 Uhr im Bethause zu Niko-laipol stattfand:

Die Kirche war gefüllt. Zugegen war jung und alt von unserer Gemeinde, der Brüder- und der Allianz-Gemeinde, und Lutheraner. Zuerst spricht Ältester H. Epp über Ebr. 13, 11—16. Schon in der apostolischen Zeit haben die Gläubigen gegenseitig der Not abgeholfen. Die alten Taufgesinnten hatten stets ein Herz für ihre Brüder, wenn sie irgendwo unterm Drucke standen, auch die südrussischen Mennoniten haben allezeit ein offenes Ohr und eine offene Hand für die Not ihrer Glaubensgenossen gehabt, — und wir ha-

ben im Laufe eines Jahres die brüderliche Liebe in der amerikanischen Mennonitenhilfe erfahren. Die Triebfeder zu solcher Opferfreudigkeit ist die Liebe zum Herrn. Auf Golgatha wird dieses Liebesfeuer angezündet. Dort offenbart sich Gottes Liebe. „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“ Als Dankopfer bringen wir dem Herrn dar: unsere Worte, unsere Taten, ja, unser ganzes Wesen.

Als zweiter gibt Br. David Benner einen ausführlichen Bericht über den Gang der Hungersnot.

M. N.

## Gründung und Zerstörung der Schönfelder Ansiedlung.

### „Schönfeld“ als Ansiedlung.

Schönfeld ist eine Ansiedlung, die von aus dem Laurischen Gouvernement ausgewanderten Mennoniten im Jahre 1868 in der Ukraina, Sefaterinoslawer Gouvernement, etwa 60 Werst östlich von der Stadt Alexandrowsk gegründet wurde. Ein jeder siedelte auf seinem eigenen Stück Land an, dessen Größe sich nach seinem Vermögen richtete. So entstanden kleinere oder größere Ökonomien (Farmen) von 25 bis hinauf zu 3000 Desjatinen Flächenraum. Diese einzelnen liegenden Ökonomien verbanden sich zu Dorfgemeinden mit einem Dorfschulzen an der Spitze. Auf diese Weise entstanden nach und nach 5 Dorfgemeinden: Schönfeld, Blumenfeld, Silberfeld, Blumenheim und Rosenhof. Diese fünf Dorfgemeinden hatten in Schönfeld ein Wolostamt, wo alljährlich alle wirtschaftlichen mennonitischen Interessen beraten wurden. Diese fünf Dorfgemeinden waren aber erst nach jahrelangem Mühen und Arbeiten entstanden und zu dem geworden, was sie im Jahre 1918 waren. Die ersten Ansiedler fanden hier gutes, mit schönen Wiesen bedeck-

tes Land, welches sich zur Viehzucht sehr geeignet hätte; da aber unsere Mennoniten sich auch hier mehr mit Ackerbau als mit Viehzucht beschäftigen wollten, so war es anfänglich schwer die Wiesen zu brechen und das Land zum Ackerbau umzuarbeiten; aber durch anhaltenden Fleiß gelang es ihnen doch nach und nach, gute Ernten zu erzielen, so daß man von der Desjatine Winterweizen bis zu 25 Tschetwert, Gerste bis zu 20 Tschetwert, Hafer bis zu 22 Tschetwert erhielt. Außerdem wurden Kartoffeln und verschiedenes Gemüse in Mengen gezogen, und Gärten mit den verschiedensten Obstbäumen, Sträuchern und Blumenbeeten gepflanzt. Fast bei jedem Chutor (Farm) befand sich ein mit schönen Bäumen umsäumter fischreicher Teich, gebildet aus den durchfließenden Flüssen. Auf solche Weise war in etwa 50 Jahren gefegener Arbeit aus einer baumlosen Steppe ein liebliches „Eden“ entstanden, in welchem tausende fleißiger Menschen ihr Brot und ihre Kleidung fanden. Da sowohl der Abjaß von Getreide, Obst, Butter und Milch von den Ortschaften als auch die Einfuhr von wirtschaftlichen Maschinen, wie Mähmaschinen, Motore, Pflüge, Automobile usw. ziemlich stark betrieben wurde, so war auf den benachbarten Stationen ein beständiger reger Verkehr. So hat Schönfeld jährlich bis 300 Waggon (Eisenbahnfrachtwagen) allein Winterweizen versandt, Gerste, Hafer, Roggen, Butter und Eier schon nicht gerechnet. Und diese 5 Ortschaften mit ihren schönen Häusern, prächtigen Getreidefeldern, blühenden Gärten, Schulen, Kirchen, Telephonstationen und ihren wohlhabenden Leuten sind im Verlaufe von vier Jahren verwüstet, indem die Häuser zum Teil ganz abgebrochen, zum Teil in Ruinen verwandelt sind. Die Felder und Gärten sind verwahrlost und mit hohem Unkraut bewachsen. Die Bewohner sind teils ermordet, teils wegen Unterernährung und Krankheit gestor-

ben, theils in andere Gegenden geflüchtet, wo sie jetzt in der größten Armut heimatlos umherirren. Wenn für diese Flüchtlinge aus Schönfeld und dem Terekgebiet nicht eine wirkliche tatkräftige Hilfe kommt, werden sie wohl nach und nach ihrem Schicksale erliegen. Daher schauen diese Armen mit großer Sehnsucht aus nach unseren mennonitischen Brüdern in Amerika, die sie sowohl im vorigen als auch in diesem Jahre nicht nur brüderlich gespeist, sondern auch gekleidet haben, wofür sie nicht genug danken können. Viele, ja fast alle Flüchtlinge wären in der großen Drangsalzeit sicherlich dem Hungertode erlegen. Und da ihre Häuser nicht mehr da sind und das Land von russischen Ansiedlern bewohnt wird, so sehen sie keine Möglichkeit, wieder ein eigenes Heim zu gründen und hoffen zuversichtlich, die amerikanischen Brüder werden auch weiter helfen, damit diese Heimatlosen auch zu einem eigenen Dache kommen!

### Der Besuch des Machnow.

Wieder ein blutiges Kapitel in der Geschichte! Machnow, ein Kleinrusse mit nur geringer Bildung, früher Hirte auf einem Gute, war aus dem Gefängnisse entlassen worden, wo er wegen Mord eingesteckt war. In der Revolutionszeit hatte er sich bei der ärmeren Bevölkerung dadurch beliebt gemacht, daß er die Wohlhabenden beraubte und den Raub unter die Armen verteilte, und als er jetzt anfing eine Bande zu sammeln, so war es nicht zum verwundern, daß ihm bald eine Menge raub- und blutdürstiger Gesellen zuströmte. Da er jetzt begann, seine Raubzüge weiter auszudehnen und nicht bloß einzelne Höfe überfiel, sondern auch ganze Dörfer brandschatzte, so ging bald seinem Zuge großer Schrecken voraus, und jeder wohlhabende Bewohner war bemüht, seine Kostbarkeiten und besten Sachen zu verstecken und selbst, wo es



eben ging, zu flüchten, Haus und Hof den Banden überlassend. Auch auf Schönfeld wurden Raub- und Mordüberfälle immer häufiger, und fast jeden Morgen hörte man, da oder dort sei jemand erschlagen und beraubt worden. Das erste Opfer war eine mennonitische Familie, Gerhard Balzer, wo abends fünf Banditen den Hausvater nebst Frau und verheiratete Tochter erschossen, den Schwiegersohn David Matthies verwundeten, beraubten und dann mit den geraubten Sachen auf Balzers Fuhrwerk verschwanden. Die Überfälle folgten jetzt einer auf den anderen. Bald kam auch die Stunde für Schönfeld und zwar an einem Sonntagvormittag, als man gerade zum Gottesdienste in der Kirche versammelt war. Während der Predigt kam plötzlich jemand mit dem Rufe: „Machnow kommt!“ in die Versammlung. Was das bedeutete, war jedem bekannt; die Andacht war gestört und da man nicht wußte, wie weit der Feind entfernt sei, so entstand eine große Panik und es erhob sich die Frage, was jetzt zu tun sei, um den Räuberbanden die Stirn zu bieten. Eine alte Frau sagte: „W o I I e n b e t e n,“ die junge Mannschaft aber: „Verteidigen! Wir wollen uns nicht mit Frauen und Kindern abschlagen lassen,“ verließen die Kirche, bewaffneten sich und verbanden sich in der Eile mit etlichen russischen und lutherischen Gutsbesitzern. Diese zogen nun dem Feinde, welcher acht Werst entfernt ein lutherisches Dorf plünderte, entgegen. Es war nur kein Gideon unter ihnen und kein rechtes Gottvertrauen. Daher war es auch kein Wunder, daß 125 Mann dem Feinde von ca. 150 Mann nicht widerstehen konnten. Als Machnow sah, daß ihm eine bewaffnete Schar entgegenrückte, begrüßte er dieselbe mit Flinten- und Maschinengewehrschüssen, indem er den Feind zu umgehen suchte, was ihm auch zum Teil gelang. Als die mennonitischen Verteidiger erst das Pfeifen

der Kugeln hörten und sahen, daß sie umgangen wurden, — sie auch keinen Führer hatten, der etwas von Kriegsführung verstand, — so ergriffen sie die Flucht und zerstreuten sich in alle Winde. Niemand war da, der sich dem Feinde entgegenstellte, er war nur gereizt, und jetzt ging das Elend erst an. Sie sagten sich: „Es ist unsere Schuld, denn wir haben das Schwert ergriffen, während doch Jesus sagt: ‚Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert unkommen.‘ Wir haben unser Bekenntnis verleugnet, und daher kommt auch Gottes Zuchttrute so stark über uns.“

Da Machnow keine Gegner sah, schickte er seine Scharen zuerst in die lutherischen Dörfer, mordete dort bei 40 Personen, verbrannte mehrere Wirtschaften und warf sich dann auf die mennonitischen Ansiedlungen, wo seine Banditen schrecklich hausten, — raubten und mordeten. Damit man eine Vorstellung bekommt, wie seine Horden wirtschafteten, führe ich etliche Beispiele ihrer Greuelthaten an:

Zwei junge menn. Männer, Peter und Heinrich Schröder, welche auf einem Zweigespann bei dem Geschäftshause des Jakob Peters standen, suchten zu entfliehen, als sie die Reiterei ankommen sahen. Da die Banditen aber schnellere Pferde hatten, so wurden sie bald eingeholt, vom Wagen heruntergezogen, entkleidet und ermordet. Einer von ihnen wurde erschossen, während der andere auf den Bajonetten emporgehoben und dann auf die Erde geworfen wurde; dieses setzten sie so lange fort, bis er mit 35 Stichwunden entseelt zu ihren Füßen lag. Gleich darauf wurde der Bruder des benannten Jakob Peters, Hermann Peters, aus dem Geschäfte herausgeholt, bis zum Strohhaufen geführt, dort entkleidet und erschossen. Machnow aber stand bei dem Geschäftsbefitzer am Zaun und behauptete, Peters und seine Familie habe nichts zu fürchten. Später wurde Peter Peters, auch ein Bruder

des Jakob Peters, erschossen. Ein Russe wurde im Garten mit Säbelhieben getödet. Alsdann ging's eine Reihe der Ansiedlungen der Mennoniten entlang. Jakob Matthies wurde aufgefangen, entkleidet, hinten an den Wagen gebunden und mit Peitschenhieben vorwärts getrieben, ungefähr 100 Faden, wo er ermattet nieder sank und ermordet wurde. Sodann wurde der Sohn des Jakob Klassen, Kornelius, erschossen. Von dort ging's weiter bis David Warkentin, welcher darum, daß er hat, man möge ihn nicht berauben, erschossen wurde. Während die eine Reihe der mennonitischen Ansiedlung geplündert und dort gemordet wurde, flüchtete die andere Reihe, welche ungefähr drei Werst von der ersten entfernt war, so daß die Straße in kurzer Zeit mit Flüchtlingen bedeckt war. Es reihten sich Wagen an Wagen — teils mit den in der Eile zusammengerastten Kleidungsstücken und Betten beladen, teils mit Menschen besetzt, die nicht wußten, wohin zu flüchten. Es war ein Wagengerassel, ein Schreien, ein Gähnen, — weiter, nur weiter zu kommen, um zwischen sich und den Mordgesellen einen möglichst großen Abstand zu erzielen. So wurde gejagt und gerannt, bis zum Abend, wo alles geflüchtet war, außer zehn Familien auf Schönfeld (im engeren Sinne), welche ausharrten. Diese zehn Familien blieben dort auch noch ungefähr ein Jahr sitzen und hielten dort einen großen Teil des Druckes aus. Täglich wurden sie von den Überfällen und Räubern ungeheuer geängstet, bis endlich die Banditen ihnen kategorisch ansagten, zu räumen, wenn sie nicht alle ermordet sein wollten. Und so mußten auch diese endlich weichen, Häuser und den größten Teil ihrer Habe zurücklassend.

Außer den obengenannten Personen wurden auf Schönfeld noch folgende ermordet: Ein junger Mann, Peter Cornies; ein Familienvater, Abraham Matthies, auf seinem Ho-

je erschossen; dann Jakob Dück von Banditen zu Hause genommen und auf dem Felde erschossen, wo man ihn nach etlichen Stunden mit gefalteten Händen, auf dem Gesichte liegend, fand; Jakob Seidebrecht, in seinem Hause erschossen. Auf seiner Ökonomie wurden Jakob Enns mit dem Säbel die Hände abgehackt und dann erstochen. Ebenso wurde sein Schwager Paul Rogalsky zerhackt. Zu Gerhard Schröder kamen die Mörder abends. Zuerst stellten sie den Sohn auf die Knie, während der Vater sie in Küche und Keller umherführen mußte. Als sie zurückkehrten, wurde der Vater neben dem Sohn auf die Knie gestellt und dann beide von hinten erschossen, so daß das Gehirn Wände und Boden bespritzte. Dasselbst wurde der Sohn des Heinrich Wiens genommen und auf die Steppe gefahren, wo er am anderen Tage nackend, mit 30 Schnittwunden aufgefunden wurde. So schrecklich verstümmelt, hatte er noch versucht, etliche Faden weit zu kriechen, dann ist er aber infolge von Blutverlust unter Marterqualen verschieden. Nicht weit davon entfernt wurde Jakob Thießen genommen und erst nach etlichen Tagen, ungefähr zehn Werst entfernt, ermordet aufgefunden. Eines Tages fuhren 6 Personen zu der russischen Kolonie „Scherebek.“ Hier wurden sie überfallen, zwei von ihnen wurden im Dorfe erschossen, zwei von ihnen auf dem Felde umgebracht, wo man sie verstümmelt aufgefunden hat; zweien jedoch gelang es, zu entfliehen, wovon einer später erschossen wurde. Die Ermordeten waren die Brüder Johann und Gerhard Pantraz, zwei Better, Heinrich Schröder und Peter Neufeld, der fünfte war deren Onkel Heinrich Schröder. Zugleich mit letztgenannten wurde ein Gerhard Wiens erschossen. In dieser Zeit fuhren Nikolai Thießen und Frau zur Molotschnakolonie, ins Laurische Gouvernement, um sich dort Quartier zu besorgen, denn man war fei-

ne Nacht vor Überfällen und Mord sicher, zudem waren die meisten Menschen schon von den Gütern geflüchtet. Auf der Fahrt wurden sie von 6 Banditen beraubt und mit Säbeln zerhackt. Die Frau lebte noch etliche Stunden nach der Verstümmelung, verschied dann aber auf dem Felde unter großen Schmerzen, wie Augenzeugen, die vorüberfuhren, berichteten. Erst nach drei Tagen wurden sie von russischen Leuten dort abgeholt. Man beeilte sich, unter großer Furcht, die Leichen, die von Blut und Schmutz bedeckt waren, im Garten zu begraben, denn sobald die Räuber merkten, daß man die Toten begrub, wurde man mit dem Tode bedroht. Erschossen wurden noch: Abraham Schröder, Aron Thießen, 2 Söhne des Heinrich Thießen, ein Sohn des Gerhard Thießen, Peter Bergen und Tochter des Abraham Thießen; dann mußten von den Silberfeldern ihr Leben lassen: Wilhelm Janzen, D. Schröder nebst Sohn, Johann Janzen und dessen Schwager Wieler, beide erst schrecklich zer schlagen und dann getödet. Außerdem wurde in Schönfeld noch Gerhard Dörksen, Sohn des Gerh. Dörksen (18 Jahre alt), zuerst schrecklich geschlagen und dann zerhackt.

Ein Augenzeuge.

### Schreckenstage auf der Tereker Ansiedlung.

Eine wahre Leidensgeschichte ist von der Tereker Ansiedlung zu erzählen. Im Jahre 1900 wurde im Terekegebiet, Chassaw-Zurter Kreis, eine mennonitische Kolonie, bestehend aus 14 Dörfern, gegründet. Außerdem wurde noch in diesem Gebiete ein ziemliches Stück Land von mennonitischen Großgrundbesitzern besiedelt. Es hat viel Mühe und Arbeit gekostet, die wilden Steppen urbar zu machen. In den 17 Jahren des Bestehens dieser Ansiedlung hat die Tereker Kolonie sich aber auch sehr gehoben. Es gab da in den letzten Jahren schon wirklich schöne Wirtschaften, liebliche Obstgärten, großen Viehbestand und anderes mehr.

Anno 1917, als in Rußland die Revolution ausbrach, fingen auch die auf dem Tereke einheimischen Völker (meistens Mohammedaner) an, von der „Freiheit“ Gebrauch zu machen, natürlich, um sich zu bereichern. Das gereichte unserer ganzen Mennonitenansiedlung auf dem Tereke zum sicheren Verderben. Sie fingen zuerst im Kleinen an: hie und da wurde nachts eingebrochen, Pferde wurden gestohlen, Häuser ausgeräumt und dergleichen mehr. Doch es blieb nicht dabei: von einem Funken wurde bald ein schrecklicher Riesenbrand, der tod- und verderbenbringend schnell um sich griff und uns nichts Anderes brachte, als eine traurige, hoffnungslose Zukunft.

Schon im September wurde die Sache viel ernster. Prediger Bernhard Fast und noch 2 Mann wurden eines Tages auf dem Wege von einer Bande überfallen und grausam ermordet. Im Oktober fanden sich die Banden schon viel häufiger. Es kamen Banden von 20, 30, 50 und bis 100 Mann, die überfielen (jetzt schon bei Tagel) ganze Dörfer

und raubten das letzte Vieh aus dem Dorfe. Auf diese Weise wurden 5 Dörfer ausgeraubt. Da wurde auf Anordnung der Regierung auf einmal Militär zu uns gesandt, welches der Willkür der Banden ein Ende machte. Aber leider war es nur auf eine kurze Zeit. Wir hatten Ruhe vom November 1917 bis Ende Januar 1918. Das war aber nur eine Stille vor dem Sturm!

Das Militär zog ab, und nun ging das Elend gleich wieder los, aber in größerem Maßstabe und viel schrecklicher als je zuvor! Am 31. Januar 8 Uhr abends wurde unser Dorf „Komyschlaf“ plötzlich von einer ziemlich großen Bande umstellt. Ein Teil der Banditen kam ins Dorf und trieben alle Männer ins Schulhaus, während die Frauen und Kinder in Kellern eingesperrt wurden, damit auch niemand entinnen solle. Hierauf wurden alle Fuhrwerke, die man im Dorfe finden konnte, bespannt, mit den wertvollsten Sachen beladen und dann fortgeschickt. Das im Dorfe noch übrige Vieh wurde auch fortgetrieben. Das war eine schauerhafte Nacht! — Den 3. Februar hörte man mit einmal ein fortgesetztes, heftiges Schießen: da wurde das Nachbardorf ausgeraubt! Von da kamen die Banditen noch zum zweitenmal nach Komyschlaf, um ihre Beute zu vergrößern. Sobald dieses laut wurde, zerstreuten, von Angst getrieben, die Leute des Dorfes sich in alle Richtungen: etliche liefen ins Feld, andere wieder suchten einen Bergungsort irgendwo in oder hinter ihrem Hofe. Da aber das Dorf schon einmal ausgeraubt war und sie nach ihrer Meinung nicht genug bekommen konnten, so übten sie an Frauen und Mädchen Gewalt aus. Die Sache war haarsträubend, und himmelschreiend das Elend! Da auf einmal bildete sich eine tatarische Polizei, die uns denn auch augenscheinlich beschützen wollte, obzwar es dieselben Banditen waren, die uns gleichfalls be-

raubten. Den 7. Februar kam denn auch die sogenannte „Polizei“ in die deutschen Dörfer, um sie zu beschützen. Den 8. Februar aber wurde schon das Dorf, in welchem die „Polizei“ sich gerade niedergelassen hatte, etwa sechs Stunden lang beschossen. Das Resultat von allem war, daß die „Polizei“ das Dorf evakuierte, d. h. räumte, und die Banditen es alsdann säuberten und zwar in so einer Weise, daß die Leute barfuß und in Unterkleidern stehen blieben! Da war schon alles zu sehen, wo es mit uns hinauswollte! An Dableiben war jetzt kein Gedanke mehr! So dauerte es bis 8 Uhr abends. Da kam der „Polizeimeister“ der neugebildeten Polizei ins Gebietsamt und meldete uns, daß eine Unmenge von Banditen in der Nähe des Dorfes sei, um es in der Nacht zu belagern, und daß wir insolgedessen in großer Gefahr seien; gleich aber machte er uns auch den Vorschlag, die Ansiedlung zu verlassen, indem er versprach, uns auf unserer Flucht zu begleiten. Das war wieder ein Schreck! Bei Nacht und Nebel Haus und Hof verlassen und in eine dunkle Zukunft hineinzufahren, das muß erfahren sein, um die ganze Schwere solch eines Falles verstehen und kennen zu lernen! So fuhren wir denn am 8. Februar 10 Uhr abends von unserer uns lieb gewordenen Heimat fort, um sie als „Heimat“ nie wieder zu sehen! . . . Kälber, Schweine und alles andere Vieh wurde herausgelassen, um sich selbst nähren zu können. Das große Vieh aber, was noch übrig war, nahm die „Polizei“ mit als Lohn für den gewährten Schutz. Die Lichter in unseren Häusern, die wir absichtlich brennen ließen, blinkten uns noch einen letzten Abschiedsgruß zu, als wir in Wind und Regen unsere Höfe verließen und in die dunkle Nacht hineinfuhren! So nahmen wir „Tereker“ Abschied von unserer Ansiedlung! Am nächsten Morgen kamen wir in Kaffe-Surt an, welches ein großes Tatarendorf ist, 10 Werst



entfernt von unserer Kolonie. Die schrecklichen Erwartungen und Befürchtungen über die Aufnahme in diesem Dorfe trafen glücklicherweise nicht ein, denn wir wurden alle aufgenommen und kamen auch alle unters Dach. In Kasse-Zurt wurden wir 10 (?) Tage aufgehalten. Vor Kummer und Sorge wollte manchem das Herz brechen; aber der Herr sandte uns auch Erquickungsstunden und richtete uns durch sein Wort immer wieder auf. Wir hatten hier oft Versammlungen, doch nicht wie wir es gewohnt waren in einem schönen Gotteshause, sondern unter dem blauen Gewölbe des Himmels und in einem großen „Bieh-Hock“ (eine Umzäunung für das Vieh). Das waren Segensstunden und nach und nach konnten wir Flüchtlinge uns immer mehr über das Erfahrene hinwegsetzen. Der Schreiber dieser Zeilen und noch etliche Männer fuhren nach viertägigem Aufenthalte in Kasse-Zurt unter Begleitung der „Polizei“ zur menonitischen Ansiedlung zurück, aber welch ein schreckliches Bild enthüllte sich da vor unseren Augen! Hunde, Schweine und was sonst noch an Vieh übrig war, das lief uns nach, heulte, grunzte und brüllte, daß einem fast das Herz brechen wollte! Einige Häuser brannten und andere wieder wurden abgebrochen, so daß die Hoffnung, noch einmal zurückkehren zu dürfen, verloren war.

Nach 10 Tagen brachten uns die Bürger zur Stadt „Chassaw-Zurt.“ Das gab einen Zug von Flüchtlingen bei 5 Werst Länge. Unterwegs wurden wir noch wieder von einer Bande bedroht, sie wurde aber erfolgreich abgehalten. Von Chassaw-Zurt fuhren wir schon per Eisenbahn in das Innere Rußlands hinein und zerstreuten uns in die deutschen Kolonien, wo viele infolge eines Lebens in Not und Armut schon gestorben sind. Andre wieder sitzen noch bis

heute heimat- und fast obdachlos zerstreut in den verschiedensten Gegenden des zerrütteten Rußland.

Der Kostenüberschlag des auf der Tereker Ansiedlung erlittenen Schadens beläuft sich beim Normalkurs des russischen Rubels etwa wie folgt:

60,000 Desjatin. Land, etwa 200 Rubel per Desjatine, 12, 000,000 Rubel; an Bauten, Hausinventar, Viehbestand, Ackergerät Maschinen, Obst- und Weingärten und Ausfaat etwa 35,000,000 Rubel. Einige Ruffendörfer sind auch mitgerechnet worden.

J a k o b S i e m e n s.

Wernersdorf, Post Salbstadt, Saporoschjer Gouvernement, Süd-Rußland.

### Die Flucht vom Terek.

Den achten war's, bei Winterzeiten,  
Den Monat „Februar“ man schrieb,  
Als wir uns mußten vorbereiten  
Zur Flucht ohn' allen Unterschied.

Das Vieh ward vor uns fortgetrieben,  
Und Hab und Gut blieb dort zur Beut',  
Ein mancher wär' noch dort geblieben,  
Sätt' er den Tod nicht so gescheut.

Denn in den letzten schweren Tagen  
Hat mancher seinen Sohn beweint,  
Und wieviel Frauen mußten fragen:  
„Wo ist mein Mann, der nicht erscheint?“

Man konnte nur zur Antwort geben:  
 „Dein Mann ist fort und kommt nicht mehr,  
 Es ward dem dir so teuren Leben  
 Ein End' gemacht durch Mordgewehr!“

Dann sank in Ohnmacht sie zusammen,  
 Die Kinder weinten um sie her,  
 Man hob sie auf, rief sie beim Namen,  
 Doch schien's, als lebe sie nicht mehr!

So lebten in den Schreckenstagen  
 Voll Angst wir auf dem Terek dort,  
 Bis plötzlich man uns kam ansagen:  
 „Macht schnell euch auf und flüchtet fort!“

Wer immer will sein Leben retten,  
 Der mache sich zur Flucht bereit!  
 Packt auf die Kleider und die Betten  
 Und nehmt euch reichlich Speise mit!“

So wurde denn bis an den Morgen  
 Beladen hie und da 'ne Fuhr,  
 Und unter bangem „Ach und Sorgen“  
 Frühstückte man noch um 5 Uhr.

Da plötzlich kam ein strenges Order:  
 Schnell auf, schnell auf! und macht euch fort,  
 Denn nicht mehr weit sind wilde Horden,  
 Zu überfallen diesen Ort!

So wurden schnell dann vor den Wagen  
 Die einz'gen Pferde eingespannt,  
 Und — fort ging es! Mit leerem Wagen  
 Kam mancher uns noch nachgerannt. —

Za, viele wurden schwer betroffen,  
Besonders, die nicht hatten Pferd':  
Man quälte sie ganz frei und offen  
Und hat alsdann ihr Heim verheert.

Auch nahm man ihnen Schuh' und Strümpfe  
Und andre Kleidung, die man trägt,  
So mußten sie durch Not und Sümpfe  
Entfliehn, von Todesangst bewegt.

Geängstiget von allen Seiten  
Entflohen sie der Räuber Schwert;  
Sätt' sie nicht droben d e r geleitet,  
Wer wär' wohl dann zurückgekehrt?!

Za, Gott, der führte uns hinüber  
Zns Dorf, das heißet „Kasse-Zurt,“  
Doch wär' es uns gewesen lieber,  
Zu reisen schon bis Chassaw-Zurt.

Nun war's sein Wille, daß wir blieben  
In Kasse-Zurt noch vierzehn Tag',  
Gott wollte in Geduld uns üben,  
Doch hielt er selber um uns Wach'.

Als aber vierzehn Tag verfloßen,  
Da machte Gott uns weiter Bahn;  
Zwar hat der Feind noch viel geschossen,  
Doch kamen unverfehrt wir an.

Der Ort, wo wir dann angekommen,  
War das ersehnte „Chassaw-Zurt,“  
Weil Gott sich unsrer angenommen  
Und uns gefolgt auf uns'rer Spur!

Gar viele sind schon nicht gekommen  
An einen sich'ren Vergungsort,  
Der Tod hat sie hinweggenommen,  
Sie sind jetzt in dem Jenseits dort.

Sie haben vieles überstanden,  
Viel Kummer und zuletzt den Tod,  
Doch glauben wir, sie durften landen,  
Wo kein Geschrei ist, Angst, noch Not!

Und nun, an ganz wildfremdem Orte  
Versenkten wir ins kühle Grab  
Die Leichen ohne Abschiedsworte  
Und zogen traurig weiter ab. —

Die Lieben, die zurück hier bleiben,  
Betrifft ein namenloses Leid,  
Das nie die Feder wird beschreiben,  
Das nur enthüllt die Ewigkeit! — —

Wir wohnen jetzt bei fremden Leuten,  
Was niemand hat vorher geahnt,  
Und fleh'n zu Gott um bess're Zeiten  
Und um ein friedlich Heimatland!

S. S.

---

## Neuntes Kapitel.

### Auf der Reise in Rußland.

Petersburg. — Moskau. — Zekaterinoslaw. — Verbjansk. —  
Krim. — Johannesruh, Guttertal, Melitopol. — Abschieds-  
gedanken und Abschiedsfeste. — Auswanderungszug  
nach Amerika.

Nachdem wir unser Arbeitsfeld in der Molotschna schon bereits seit vier Wochen verlassen haben und im Begriffe sind, mehr oder weniger zu reisen, werden unsere Berichte von jetzt an wohl den Charakter eines Reiseberichtes haben.

Ehe wir aber weiter von unseren Reisen berichten, möchten wir hiermit im Rückblick noch einige Bemerkungen machen über die allgemeine religiöse und wirtschaftliche Lage in dem heimgesuchten

### R u ß l a n d.

In Bezug auf die religiösen Verhältnisse dürfen wir sagen, daß wir in den Tagen unserer 8-monatlichen Wirksamkeit daselbst fest überzeugt worden sind, daß Rußland nicht nur eine blutige Vergangenheit hinter sich, sondern auch eine traurige Zukunft vor sich hat. Die Erinnerungen an die schrecklichen Ereignisse in den vergangenen Jahren erschüttern aufs tiefste das Innere der Seele! Die Plünderungen und Marterqualen waren so schauerhaft, daß die nächste Generation es kaum glauben wird, daß derartige Drangsalen und Schandtaten im zwanzigsten Jahrhundert im zivilisierten Europa geschehen sind.

Rußland fehlt vor allem entschiedenes Christentum und christliche Prinzipien; Rußland braucht eine Schar tapferer

und mutiger Missionsarbeiter; Rußland braucht ein Heer von recht gläubigen Betern, die es verstehen, so mit Gott zu reden, wie einst Abraham für Sodom und Gomorra geredet hat; Rußland braucht gesunde, christliche Literatur als Gegenmittel gegen die Schundblätter, welche das Land verpesteten und die Seele vergifteten; Rußland braucht viel opferwilliger Menschen, die willig sind einen Teil von dem, was Gott ihnen anvertraut hat, dem Herrn wieder zu Füßen zu legen für die Ausbreitung seines Reiches.

Das wirtschaftliche Leben scheint besonders in den Großstädten in normale Bahnen zu kommen, wie wir es auf unserer Reise in

### Petersburg

beobachtet haben. Dasselbst ist alles zu haben: Schuhe, Kleiderstoffe, Delikatessen, das feinste Gebäck in den Bäckereien und die schönsten Braten im Restaurant. Alles dieses ist zu haben, wenn man nur die nötigen Millionen Rubel oder den amerikanischen Dollar hat. Groß ist jedoch die Zahl der herumirrenden und bettelnden Kinder. Auf unseren Reisen finden wir daher häufig Gelegenheit, diesen Hungernden ein Stücklein Brot zu reichen und fanden stets dankbare Abnahme. Petersburg wurde bekanntlich im 17. Jahrhundert von Peter dem Großen gegründet und erhielt später den Namen nach ihm. (Jetzt Petrograd.)

Eine kleine Holzhütte bezeichnet seine damalige von seinen Händen erbaute Wohnung mit niederen Fenstern und breiten Fensterladen. Die Stadt Petersburg, die vor dem Kriege beinahe 2 Millionen Menschen hatte, mußte durch die zerstörenden Konsequenzen des Krieges aus den Reihen der Millionenstädte Europas heraustreten und hat gegenwärtig nicht mehr als dreiviertel Million Einwohner. Von den

namenswerten Hauptsehenswürdigkeiten sind zu erwähnen: Der kaiserliche Winterpalast mit seinen 365 geräumigen Sälen und Zimmern, ausgestattet mit allem erdenklichen Möbel nach altem und neuem Stil. Dem Winterschloß gegenüber befindet sich das sogenannte Museum „Hermitage“ mit sehr vielen politischen und heiligen Bildern von skulpturischer Kunstarbeit, verziert mit feinem Gold und größter Antiquität. Auf der linken Seite des schiffbaren Njewafusses besuchten wir auch die sogenannte „Petrus und Paulus Festung“ umgeben von zwei parallel laufenden Steinmauern je 7 Faden dick und etwa 4 Faden hoch. Hier steht eine alte Kirche mit einem hohen Dom, worinnen sich zwei- unddreißig einbalsamierte, versteinerte Leichname adeliger Kaiserfamilien in Marmorjärgen befinden. Es sind dabei die kaiserlichen Leichen von Peter dem Großen bis auf Alexander den Zweiten, darunter auch der Leichnam der Kaiserin Katharina, die während ihrer Regierungszeit im 17. Jahrhundert den Mennoniten ein günstiges Privilegium gab. Aus diesem Grunde mußten wir ihren Sarg mit besonderem Dankgefühl beschauen. Noch viele anderen hervorragenden Gebäude wären zu erwähnen, darunter das Gefängnis für politische Verbrecher, dessen Zellen sich unter dem Njewafusse befinden. Da sieht man auch die Gebäude, wo Gold- und Silbermünzen geprägt werden. Leider fehlt es an Gold und Silber. Auch sind in Petersburg viele Orthodox-Kirchen des griechisch-katholischen Glaubens. Die geographische Lage von Petersburg ist so, daß die Stadt durch Eisenbahn- und Schiffsverkehr mit der ganzen Welt verbunden ist. Interessant ist es für den Reisenden zu beobachten, daß in Petersburg in den Sommermonaten fast keine Nacht ist, und um 12 Uhr Mitternacht konnten wir ganz gemütlich ohne Mondschein und ohne irgend ein Licht unsere



Bibel lesen. Erst kurz vor 11 Uhr ging die Sonne unter und bald nach 2 Uhr ging sie schon wieder auf. Es ist in der kurzen Nacht nicht Tag, aber auch nicht Nacht, ungefähr so, wie es daheim gleich nach Sonnenuntergang ist; so bleibt es bis zum Sonnenaufgang.

Unser nächstes Ziel war

### Moskau.

Um 10 Uhr morgens verließen wir unser Quartier im Braun-Haus und fuhren per Droschke dem Zentrum der Stadt zu. Wir sahen die schönsten Straßen der Stadt, die eine ganz europäische Aussicht haben. Dann kamen wir bei dem im russischen Stile gebauten Hause der gewesenen Stadt-Duma vorbei. An der einen Seite desselben sahen wir in großen Buchstaben die Aufschrift: „Die Religion ist ein Opium für das Volk.“

Neben der Stadt-Duma ist das historische Museum, ein elegantes Gebäude. Hier sahen wir eine Sammlung altertümlicher Sachen, welche aus dem alten Rußland herkommen.

Von hier fuhren wir zum „Roten Platz.“ Der ist sehr groß und schön. In früheren Zeiten war hier Markt, später wurde er zur Arena großer Ereignisse; hier zeigten sich die Zaren dem Volk; hier ist auch mancher in schrecklicher Weise hingerichtet worden, und vieles andere hat dieser Platz, bildlich gesprochen, gesehen.

Gegenwärtig ist der „Rote Platz“ der Schauplatz großer Demonstrationen und Paraden. An der Kremlwand ist eine Tribüne errichtet, von der bei Festlichkeiten Reden gehalten werden.

Der Kreml ist das Herz von Moskau und somit das Herz von ganz Rußland. Den Kremlplatz umgibt eine hohe

Wand mit schönen Türmen. Da befinden sich Kaiser-schlösser, die Altertümer der russischen Herrscher, welche einen historischen Wert haben. Wir sahen auch den 50 Fuß hohen Turm, von dem aus Napoleon sagte: „Jetzt ist Moskau mein und der Krieg ist zu Ende!“

### Die große Glocke.

Hier befindet sich auch die große Glocke, „Zar Kolokol,“ von der uns die Alten erzählen, sie wurde im 17. Jahrhundert gegossen und hat ein Gewicht von 12,327 Pud oder 245 Tonnen. Zwei Jahre hat sie im Turme gehangen und ist dann heruntergefallen. Daher die große Scharte, durch die man mit einem Pferde in die Glocke hineinreiten kann. Der größte Basar, den wir in Rußland gesehen, war in Moskau.

### Jekaterinoslaw.

Jekaterinoslaw ist eine recht lebhaft Handelsstadt und liegt am rechten Ufer des Dnjepr-Flusses. Die Stadt war für mich historisch interessant, weil ich wußte, daß unsere Väter mitunter von Suttertal und Johannesruh dorthin fuhren, um daselbst wohl Verkäufe und Einkäufe zu machen. Hier sind auch eine Anzahl Mennoniten, welche durch die wirtschaftlich ärmlichen Verhältnisse derart in der Lage waren, daß wir ihnen durch die A. M. R.-Organisation in der Zeit der Not auch eine helfende Hand darreichen durften. Die Regierungsbeamten in Jekaterinoslaw kamen mir freundlichst entgegen und gaben unserm Hilfswerk die vollste Anerkennung. Da ich die Reise per Automobil machte, hatte ich besondere Gelegenheit, die Felder zu beobachten, und darf berichten, daß die ganze etwa 200 Werst lange Strecke von Galbstadt bis Jekaterinoslaw den ganzen Weg

entlang die Getreidfelder recht günstig und vielversprechend dastanden, so daß auch in dieser Gegend die Bevölkerung bald ihr eigenes Brot wird essen können, wenn der Herr die Ernte schenken wird. Bald nach der Zekaterinoslawreise wurde mir die Aufgabe, per Automobil auch nach

### Verdjansk

zu fahren, um nachzusehen, wie es dort mit den mennonitischen Brüdern stehe.

Verdjansk war für uns auch von besonderem historischem Interesse, weil wir wußten, daß unsere Väter seiner Zeit daselbst viel Weizen verkauften. Die Stadt liegt ja bekanntlich am Asowschen Meere, ist nett angelegt und reinlich. Auch hier fanden wir eine Gruppe von etwa 150 Mennoniten-



**Abt. Sudermann vor den Ruinen seines Hauses in Verdjansk.**

ten, welche in der Zeit der größten Not die Mithilfe der A. M. R. nötig hatten. Nun hat sich die Lage aber auch da dermaßen gebessert, daß zum Schluß wir wohl auch nur den ärmsten Witwen mit kleinen Kindern werden Lebensmittel

beizusteuern haben. Die mennonitische Gemeinde daselbst hat ein recht nettes Bethaus und einen geistlich lebendigen Prediger als Leiter. Wir durften die Brüder in Verdjansk in ihrem Lokal begrüßen und ihnen von der Entstehung und dem Fortbestand des Hilfswerkes erzählen. Auch hier fanden wir Ruinen aus der Zeit der letzten Kriegsjahre, und mancher vorher wohlhabende Eigentumsbesitzer sitzt irgendwo in einem Nebenzimmer, welches ihm als Wohnzimmer dient. Auch hier war die Ernteaussicht recht schön, besonders gut stand die Winterfrucht soweit wir diese die etwa 100 Werst lange Strecke unseres Weges beobachten konnten. Raum hatten wir uns von den wiederholten langen Reisen etwas erholt, führte uns unser Beruf per Automobil zu der Halbinsel

### Krim.

Gleich nach der Einfahrt durch die Landenge merkten wir mehrere Salzseen und sahen ganze Reihen von langen und breiten und mehrere Faden hohen wohlgeformten Salzhügeln, welche den Ufern dieser Salzseen entnommen wurden. Nachdem wir diese Salzhügel beschaut und photographiert hatten, fuhren wir weiter.

Auch sahen wir hier eine Menge Schützengräben und zwei Riesenkannonen, wodurch tausende Menschen im letzten Kriegsgesecht ins Jenseits befördert und diese Stätte in ein wahres Totenfeld verwandelt wurde. Die Riesenkäufe dieser Kanonen waren gen Himmel gerichtet und machten den Eindruck, als stekten sie für das vergossene Blut Rache hernieder von dem Allmächtigen!

Die Nordseite der Krim sah aus wie eine öde Wüste. Wir sahen nichts, woran das Auge sich erquicken konnte. Nachdem wir einige Stunden durch solche unbewohnte Wüste ge-

fahren waren, kamen wir in die mennonitischen Dörfer, Lustigstal, Schöntal und Spat. Außerdem sind da noch viele anderen mennonitischen Dörfer mit tatarischen Namen, die etwa lauten: Karasan, Tschongrau, Tshi-Tshi, Minlertschik, Tschokmak, Tschlyk, Kurman-Kemeltshi usw. Überall fanden wir Mennoniten, deren Gesamtzahl sich in der Krim auf über 5000 Seelen beläuft. Während unseres sechstägigen Aufenthaltes durften wir sieben Ansprachen halten und dadurch von Angesicht zu Angesicht und von Herz zu Herz bekannt werden. Auch hier sind die Holzbanden zuhause; auch hier durfte die A. M. K. retten helfen und ihre Traktoren dem Wiederaufbau zur Verfügung stellen. Die Ernteausichten fanden wir aber nicht so günstig, wie in den obenerwähnten Gegenden.

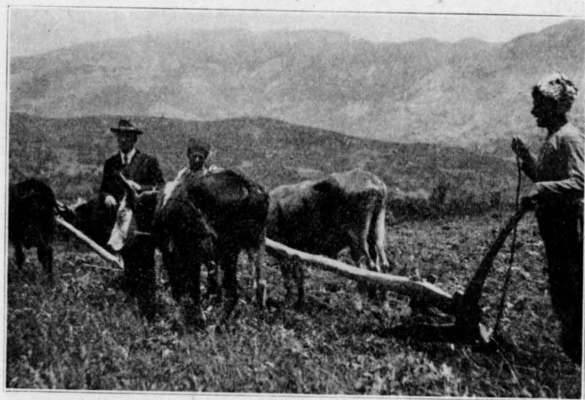


Kaiserschloß „Livadia“ bei Jalta, Krim.

Ehe wir die Krim verließen, fuhren wir auch über das Gebirge bis zur Südküste nach dem Sommerressort Jalta am Ufer des Schwarzen Meeres und besahen uns das kaiserliche Schloß Livadia, wo seiner Zeit der russische Kaiser

in den Sommermonaten mit seiner Familie wohnte. Das Schloß ist kolossal und solid gebaut, 3 Stockwerke hoch und enthält 58 Zimmer mit allen modernen Einrichtungen und mit allen denkbaren Möbeln versehen. Der ganze Kampus ist umgeben mit einem malerisch schönen Garten und allerlei Sträuchern und Gebüsch am Ufer des Schwarzen Meeres.

Die Krim liegt zwischen dem Schwarzen und Asowschen Meer. Die nördliche Küste erhebt sich kaum über den Meeresspiegel, infolgedessen bilden sich hier mehrere flache Seen, deren Wasser sehr salzig ist. Außer an Salz ist die Krim an Mineralien nicht besonders reich. Im östlichen Teile befinden sich aber Petroleumquellen, denen es aber an Entfaltung fehlt.



Tataren am Pfluge in der Krim.

Die Oberfläche der Krim ist auffallend verschieden: Sie bildet eine Ebene im Norden und hohe Berge im Süden. Die Hauptprodukte sind: Winterweizen, Wintergerste, Hafer und Roggen. Ganz eigenartig verschieden ist die Südkü-

ste in bezug auf die Pflanzenwelt: Tropische Pflanzen sind hier zu finden, zum Beispiel: Stachelsträucher, Lorbeeren, Erdbeeren, Feigen-, Zitronen-, Palm- und Öl-bäume. Bemerkenswert sind auch die botanischen Gärten bei Jalta. Da sind verschiedene Obst- und Weingärten. Die gesamte Bevölkerung belief sich vor dem Kriege auf 650,000 Seelen. Dem Kriege fielen wohl 100,000 zum Opfer.

Geschichtlich ist die Krim von je her ein Zankapfel der politischen Völker gewesen. Tataren, Türken, Russen, Deutsche, Juden, Bulgaren, Griechen, Armenier und Zigeuner drängten sich hierher, daher ein buntes Durcheinander von verschiedenen Nationen. Im großen und ganzen leben aber alle diese Völker gegenwärtig friedlich beieinander, wahrscheinlich, weil bittere historische Erfahrungen zur Vorsicht mahnen.



Am Wege nach der Krim.

Gegenwärtig steht die Volkswirtschaft in der Krim, sowie auch in der Wolotschna vor dem gänzlichen Ruin, es sei denn, die politischen Verhältnisse ändern sich nach besserer, günsti-

gerer Seite hin. Alles, was gebaut wird, wird aus altem Stoffe verfertigt, indem man irgend etwas Unbrauchbares abbricht. Auch hier wird der Ärmel mit dem Schoße desselben Rockes geflickt. Infolge solcher kritischen Lage will fast ein jeder hinaus in ein Land, wo Hoffnung ist, zu einem eigenen Herd und Haus zu kommen.

### Johannesruh.

Es war ein schöner Tag, das Wetter angenehm, und das Quecksilber im Thermometer stand unter dem Gefrierpunkt. Wir machten die nötigen Vorbereitungen zur Besuchsreise, bestiegen das Auto und fuhren das Molotschnatal entlang durch die zehn mennonitischen Dörfer: Neu-Halbstadt, Muntau, Tiegenhagen, Schönau, Fischau, Lindenau, Lich-



Mein Geburtsort in Johannesruh.

tenau, Blumstein, Münsterberg und Altonau. Dann noch durch das große russische Dorf Wosnjezensk, über die Steppe, und in drei Stunden waren wir in Johannesruh.



Johannesruh ist das Dorf, wo unsere Wiege stand. Ein prachtvolles Musterdorf, in welchem unsere Väter mit ihrem mennonitischen Charakter ruhig ihres Glaubens leben konnten und bei strebsamer Arbeit unter Gottes Beistand und Segen ihr Dasein fristeten. In unserem früheren Hofe angekommen, erkannten wir sofort das Haus und fanden, daß unser einstiger Käufer, August Vogel, nicht mehr da, sondern verzogen war; es wohnen jetzt aber zwei Familien daselbst. Wir stellten uns vor, wurden eingeladen, einzutreten, gingen durch die Vorderstube in die sogenannte große Stube, und erkannten sofort den mit Rußbaumholz belegten Glasschrank, den unser seliger Vater, Michael Hofer, Wirtschaft No. 10, mit eigenen Händen seiner Zeit gemacht hat. Sofort schwebten mir unwillkürlich in folgender Phantasie Bilder aus meiner Kindheit vor Augen: Es war mir, als sähe ich im Geiste meinen Vater in der großen Stube auf- und abgehen, die Mutter sehe ich mit ihren fleißigen Händen bei der Hausarbeit; meine beiden verstorbenen Schwestern, Maria und Elisabeth, schwebten mir auch in meinen Gedanken, und mit meinen Brüdern, Michael, Paul und Peter, sehe ich mich als Kind mit ihnen spielend. Auch Schwester Susanna hatte sich als Baby eingefunden. Alles dieses phantasierte ich in wenigen Minuten; sonderbare Gefühle überwältigten mich, und ich mußte meinen Tränen freien Lauf lassen.

„Wo sind sie nun, die Gespielen  
Meiner frühen Jugendzeit?  
Oft gedente ich der vielen,  
Deren Lieb' mich einst erfreut;  
Auf den heimatischen Auen  
Sah' ich Blumen mir erblüh'n,  
Tränen perlend niedertauen:  
,Sie sind hin, sie sind hin.'

Viele zogen in die Ferne,  
Weit hin über Land und Meer,  
Andre über alle Sterne,  
Und die kehren nimmermehr!  
Ach, wie fühl' ich mich alleine,  
Wie durchschauert's meinen Sinn,  
Einsam steh' ich hier und weine:  
'Sie sind hin, sie sind hin.'

Doch noch etliche der Lieben,  
Die mein Herz sein Eigen nennt,  
Sind hienieden mir geblieben,  
Bis auch unser Los uns trennt.  
Nach dem Kleinod laßt uns jagen,  
In den Himmel einzugeh'n,  
Mag man dann von uns auch sagen:  
'Sie sind hin, sie sind hin.' "

Diese Strophen von Ernst Gebhardt sind mir wie aus dem Herzen gesungen. Bald merkte ich, daß auch noch andere von den Anwesenden weinten. Als ich mich dann fassen konnte, war eine besondere Stille in der Stube, und ich sagte, daß ich die Mahnung fühle, zu beten. Wir knieten nieder, und ich mußte dem lieben Gott von Herzen danken für seinen Schutz und für seine wunderbare Führung; daß wir nach 43 Jahren noch einmal das Vorrecht hatten, in dem Hause zu sein, wo unsere Eltern aus- und eingingen und Freud und Leid miteinander teilten.

Dann trieb es uns, in jedes Zimmer zu gehen: Die kleine Stube, Sommerstube, Gästube, Speisekammer, sogar in den Keller und auf den Boden mußten wir gehen. Auch die Küche und das große Kamin sind noch da. Bemerkenswert ist, daß in diesem Kamin ein Nachbarsjüngling während des

Krieges sich das Leben rettete, indem er sich zwei Wochen lang daselbst versteckt hielt. Der Stall steht auch noch am Hause. Im Hofe, dem Hause gegenüber, ist ein Weinkeller, der vor dem Kriege geschäftlich von den Dorfsbewohnern benutzt wurde. Auch die Tenne, wo wir seiner Zeit gedroschen haben, ist noch da; aber im Garten fanden wir aus jener Zeit nur noch einen Aprikosenbaum, dessen ich mich noch erinnern konnte. Der sogenannte große Maulbeerbaum war aber



Aprikosenbaum in meines Vaters Garten.

nicht mehr da. Von dem Walde oberhalb des Gartens sind kaum noch Spuren von Eschbaumstümpfen zu sehen. Nachdem wir das Haus, das Ziegeltor am Eingange zum Hofe und den alten Aprikosenbaum photographiert hatten, wollten wir zu dem Hause meines Onkels Joh. D. Hofer gehen, fanden aber, daß dasselbe nicht mehr existiere.

Begleitet von zwei Brüdern, namens August und Friedrich Bischler, gingen wir dann fast von Haus zu Haus. Es unterliegt wohl keinem Zweifel und gründet sich auf genügende Ursache, daß dieser Spaziergang durch das Dorf für

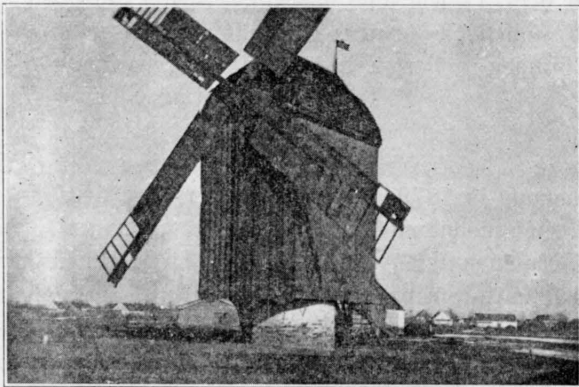
uns von gespanntem Interesse begleitet war und mich in meine Kinderjahre versetzte. Von den damaligen Häusern in den siebziger Jahren fanden wir noch 5 Personen am Leben, darunter Michael Blank, dessen ich mich noch gut erinnere, und er erinnerte sich auch noch meiner und kannte meinen Vater. Hierauf entstand eine lebhaftere Unterhaltung, und manche Begebenheit wurde aus der Vergangenheit in die Gegenwart gerufen. Ferner trafen wir auch noch den damaligen Wirt Schäfer und seine Frau auf der alten Joseph Waldner (Safner) Wirtschaft No. 14. Dann noch eine Witwe Keller auf der Wirtschaft des Joseph Wipf No. 13, jetzt wohnhaft nahe Doland, S. Dak. Diese Frau bestellte ihren „Swat“ Wipf und seine Familie in Amerika sehr zu grüßen. Die alte Frau Ott im Hause des Michael Hofer No. 17 lebt auch noch und bestellte den alten „Rotschild“ und seine Familie ebenfalls sehr zu grüßen. Den mit Blumen verzierten Rachelosen in diesem Hause erkannte ich sogleich, und auch den schönen Schrank daneben mit dem Namen M. S. und der Jahreszahl 1869, also gerade so alt, wie ich bin. Die Häuser stehen noch alle in der Reihenfolge wie damals in 1879. Jede Hofstelle war mir bekannt und der Besuch machte mich ganz jung, weil ich immer 43 Jahre zurückdenken mußte. In der Schule fand ich noch dieselbe Kanzel, und mir war's, als sähe ich meinen Lehrer Johann L. Wipf dahinter stehen und als ob ich ihn höre erzählen aus der biblischen Geschichte. Der Schulhofplatz, wo wir als Schüler oft samt Lehrer spielten, ist auch noch derselbe; auch die Scheune, wo die Cholodnaja war, ist noch da. Derselbe Gemeindefeuerbrunnen unterhalb der Schule liefert heute noch, wie damals, gutes Wasser.

Auf meines Großvaters Hofe steht noch die alte Schmiede, im Haus ist auch fast alles dasselbe, wie damals. Wir gin-

gen auch in die Eckstube, wo einst meine Tante, Barbara, starb und auf der Bahre lag. Ich erinnerte mich auch der gekochten Eier, die meine Großmutter mir und andern Enkelkindern oft gab.

Ich hatte von meinem Vater das Dorfs-Familienregister aus dem Gebietsamt von Johannesruh von dem Jahre 1872 bei mir, also 51 Jahre alt. Nun fand ich im Hause meines Großvaters, Paul Groß, ein Dokument von dem Jahre 1850, also 73 Jahre alt, mit folgenden Unterschriften: „Schulz: Christian Groß, Beisitzer: Paul Mändel und Elias Wipf. Revidare: Jakob Zetter, David Hofer und Michael Hofer.“ Es war sehr interessant für mich!

Die alte Trittmühle, die damals bei Matthias und Paul Glanzer auf dem Hofe war, wurde auf den Hof des alten



Alte Windmühle in Johannesruh.

Paul Mendel neben der Schule verlegt. Wir betrachteten noch die große Trittscheibe, welche seiner Zeit meinem Cousin, Paul Glanzer, den Kopf zerquetschte, so daß er plötzlich starb und in ein jugendliches Grab gebettet wurde. Auf

dem Hofe bei Jeremias Wollman ist eine ziemlich große, moderne Dampfmühle, welche jetzt aber nationalisiert und nicht im Betriebe ist. Die alte Windmühle unterhalb des Hofes der Brüder Andreas und Jakob Kleinsaffer steht auch noch und tut ihre Pflicht für das Dorf. Die drei Anwohnerhäuser am südlichen Ende des Dorfes sind auch noch da, sogar das alte Haus des alten Schuhmachers Schiller steht noch an der Seitenstraße. Das Hirtenhaus wurde von oberhalb nach unterhalb des Dorfes nahe der alten Ziegelei verlegt. Von den Ziegelscheunen sind aber nur noch Ruinen zu sehen. Der Totengarten, wie wir ihn damals nannten, an der Mittelgasse, ist auch noch da und wird von den Dorfsbewohnern zu demselben Zwecke benutzt.

Das ganze Dorf mit der akkuraten Bauordnung, mit seinen schönen Ziegelläunen und mit dem dazu gehörigen Komplex Land machte vom gesellschaftlichen Standpunkt aus einen guten Eindruck auf uns. Das ganze Dorf besteht aus 38 Großwirtschaften und 8 Kleinwirtschaften mit einer Totalseelenzahl von 408 Personen. Im ganzen Dorfe befinden sich gegenwärtig nur 37 Pferde, 121 Kühe, 103 Schafe und 2 Ochsen. Sehr wenig Obst-, Maulbeer- und Waldbäume sind aus der damaligen Zeit vorhanden. Jedoch sind neuangelegte Obstgärten und Schattenbäume entlang der Allee zu sehen.

Am Nachmittage fuhren wir nach dem uns weniger bekannten Dorfe

### Suttertal.

Dort angekommen, fragte unser Kutscher: „Wo anhalten?“ Worauf ich antwortete: „Beim Herrn Schwitzgebel auf Hof No. 10, wo früher unser Verwandte Michael Wollman (meine Tante Katharina) wohnten,“ und es glückte!

Obwohl der alte Schwitzgebel schon gestorben war, so erinnerte sich sein Sohn Albert lebhaft der Wollman-Familie und erkundigte sich nach David, Anna, Jakob, Elisabeth, Andreas und Johann. Von Johann wußte er zu sagen, daß er sich am Tage der Abreise im Hofe versteckte und nicht mit nach Amerika wollte.

Als wir im Hause Umschau gehalten, gingen wir in den Stall und sahen den nämlichen Brunnenkasten und auch das nämliche Brunnenrad von damals, wie Wollmans es damals verlassen hatten.

Als wir noch das Haus photographiert hatten, fuhren wir zu einem Herrn Eduard Hoffmann, Wirtschaft No. 18, wo damals die Familie Elias Wipf (meine Tante Justina) wohnte. Als ich diesem Hoffmann die Photographie meines Vaters zeigte, sagte er: „Das ist ja doch Michael Hofer, der Oberschulz von Johannesruh!“ „Nun ja,“ sagte ich, „und ich bin sein Sohn.“ Daraufhin gab es dann wieder eine lebhaftere Durchsprache aus jener guten, alten Zeit. Seitdem haben sie in Suttertal sehr gute Ernten gehabt, bis 20 Tschetwert Weizen von der Dekjatine. Das Traurige, daß er aus seiner Familie erzählte, war, daß seine Frau schon 37 Jahre krank ist und mit keinem Fuß den Boden betreten kann. Wir besuchten diese bedauernswerte Frau in ihrem Zimmer und dachten an den 38-jährigen Kranken, den der Herr Jesus heilte. Das Haus auf diesem Hofe ist umgebaut, aber der Stall und die Brunnen im Stall und Hof sind noch dieselben.

Die Konsequenzen des Krieges sind in Johannesruh und Suttertal nicht so fühlbar, daher ist das Volk nicht so entmutigt, wie in den Dörfern der Molotschna.

Der wunderbare Tag, der uns an jenem Morgen begrüßte, ging zur Neige, und wir fuhren zurück nach Johannes-

ruh. Zur Linken sahen wir durch ein Fernrohr das schöne Dorf Darmstadt von hohen Schattenbäumen geziert, und als wir Johannesruh eben verlassen hatten, sahen wir, ebenfalls durch das Fernrohr, das Ruffendorf Schilhoffa, wo früher unsere Eltern Enten und Gänse kauften. Eine große Orthodor-Kirche mit hohem Turm, scheint das hervorragendste Gebäude des Dorfes zu sein.

Schräg über die Steppe führte unser Weg über den Tschitschenak, unweit der gewesenen Schäferei des Johannes Kornis und bald waren wir in

### Melitopol.

Die gegenwärtigen Verhältnisse und die russische Bauart in Betracht genommen, ist Melitopol in der That eine schöne Stadt, am Molotschna-Fluß im Molotschnatal gelegen. Wie vor 45 Jahren, so fuhrten wir auch jetzt über denselben Berg hinab in die Stadt und kamen an derselben Ecke des Litjahni-Gebäudes vorbei. Bald erkundigten wir uns auch nach der damaligen Geschäftsfirma Tsai, wo ich mir damals Äpfel und Nüsse kaufte, fanden aber, daß Tsai gestorben und seine Söhne verzogen waren. Dasselbe Gebäude steht aber noch da.

Sier in Melitopol fanden wir eine Gemeinde von über 200 Mennoniten, und zum Abend wurde von ihrem Vorsteher J. Wall eine Versammlung in ihre schöne moderne Kirche einberufen. Wir waren recht glücklich mit ihnen.

Den nächsten Morgen besuchten wir den typischen Basar nach alter Weise und sahen das Leben und Treiben gerade so, wie wir es uns vorstellten: Sier eine Reihe von Buden mit Süßigkeiten und verschiedenem Obst und da eine Reihe von gebackenem Schwarzbrot, noch weiter allerhand getrocknete, geräucherte und gesalzene Fische, noch weiter ganze



geschlachtete Schafe und halbe Seiten Rindfleisch; dann auch Schuhe, Strümpfe und Schnittwaren. Das Meiste war im Freien und überall war ein Gedränge. Alles ist zu verkaufen, wenn man nur die Millionen hat; denn ohne eine Million läßt sich schon nichts kaufen. Wir kauften 4 Heringe für 12 Millionen Rubel und 1 Pfund Äpfel für 8 Millionen Rubel.

Nachdem wir den Basar gesehen hatten, machten wir noch fünf Hausbesuche: Darunter eine Frau, der wir Trost aus dem Worte Gottes darreichten und mit der wir beteten. Sie wurde sehr froh und glücklich im Herrn und fand Frieden in ihrem Herzen. Ferner sahen wir auch ein sehr großes modernes Wohnhaus, gleich einem Palast, welches vor dem Kriege ein Maschinenfabrik-Besitzer eignete, und hernach mußte er, wie man uns sagte, im Stall seines Kutschers verhungern. Überall in Rußland (und wohl auch in Amerika) bewahrheiten sich an den reichen Gutsbesitzern die Worte Salomos, wenn er sagt: „Alles ist eitel.“

Die Mennoniten in Melitopol sind durchweg auch nur arme Leute und erhalten aus Halbstadt täglich etwa 100 Rationen Speise von den amerikanischen Produkten.

Weil es in Melitopol gefährlich ist, abends auf den Straßen zu gehen, da die Menschen ihrer Kleider vom Leibe beraubt werden, hatten wir um 4 Uhr nachmittags noch einen Gottesdienst, lehrten die Geschwister noch ein Liedchen und fuhren zurück nach Halbstadt.

---

### Abschiedsgedanken.

Es war eine gnädige Absicht Gottes, daß wir hierher geführt wurden. Wir haben viel Not und Elend gesehen; haben aber auch manche Not lindern und stillen dürfen. Wir waren ja auch dazu hergekommen und haben ausgiebigen Gebrauch von allen Gelegenheiten und Hilfsquellen gemacht. Es war uns keine Mühe zu groß und keine Arbeit zu gering; denn wir waren ja gekommen, unseren Glaubensgenossen und Mitmenschen zu helfen. Obzwar uns auch bittere Erfahrungen nicht erspart blieben und wir oft von früh morgens bis spät abends die verschiedensten Bittgesuchgäste vor unserer Haus- und Office-Thür hatten, so haben wir doch nach Kräften versucht, ohne Ansehen der Person in stiller und zarter Weise mit Güte und Freundlichkeit soviel wie möglich einem jeden mit einer kleinen Gabe oder mit Rat entgegenzukommen. Wir haben stets versucht, uns in die traurige Lage unserer Mitmenschen hineinzuversetzen, die durch soviel Not und Trübsal, durch innere und äußere Bedrängnisse gegangen sind.

Dieses alles durften wir treu durch die

### Hilfsquellen der amerikanischen Geber,

die es uns möglich gemacht haben mit ihren regulären Gaben, welche nicht nur in Pfunden oder Pudern, oder Wagenladungen, sondern in Eisenbahnwaggonladungen hier eintrafen, auszuführen. Außerdem kamen noch die sehr vielen Lebensmittelpakete, welche man uns und auch den andern amerikanischen Vertretern hier zur Verfügung schickte. Wie oft kam dann Sonnenschein in ein Haus, wo es dunkel war; wie oft wurde Trauer in Freude verwandelt! Nicht zu vergessen ist die Tatsache, daß wir recht viel erreichen und

ausrichten konnten durch die vielen Bargeld-Spenden, welche uns zugesandt wurden. Mancher konnte sich dafür ein junges, kleines Schweinchen kaufen, um endlich doch einmal an Wurst oder Schinkenfleisch zu denken. Manchen war es möglich, sich eine Kuh oder sogar ein Pferdchen zu kaufen. Ein gewisser Bruder sagte uns, daß er sein Pferdchen so liebe, daß er ihm jedesmal, wenn er in den Stall komme, um den Hals fallen könnte, denn die Arbeit mit den Kühen habe die Geduld bei der Arbeit so erschöpft, daß man auf dem Felde sich hinknien und um Geduld beten mußte. Auch diejenigen, welche nur einen Papierdollar erhielten, haben in der Notschule rechnen gelernt und haben sich dafür Setzhühner und Eier gekauft. Es glückte und man freut sich auf die schönen Küchlein, welche die Henne jetzt im Hofe herumführt.

Im Namen aller Empfänger drücken wir allen Gebern im Geiste die Hand und sagen Danke! Danke! Danke! Der Herr wird's vergelten und euch alle segnen mit dem Segen, welcher stets auf einer Wohlthätigkeit ruht nach Jes. 58, 11.

Indem wir nun im Rückblick auf die traurige Existenz des Volkes zurückgewiesen haben, so möchten wir die Leser durch einen Einblick auf die Gegenwart hinweisen. Wie ganz anders ist es jetzt im Verhältnisse zum vorigen Jahre, indem die vollen

### Garben auf dem Felde.

in Reihe und Glied stehen. Der Herr hat den Brotkorb wieder herabgelassen und viele freuen sich, ganz besonders in der Molotschna und in der Krim, auf eine recht gute Roggen- und Winterweizenernte. Viele sind am Dreschen, einige wenige mit Dampfdreschmaschinen, wohl aber die meisten mit dem Dreschstein, den wir vor 50 Jahren in Rußland

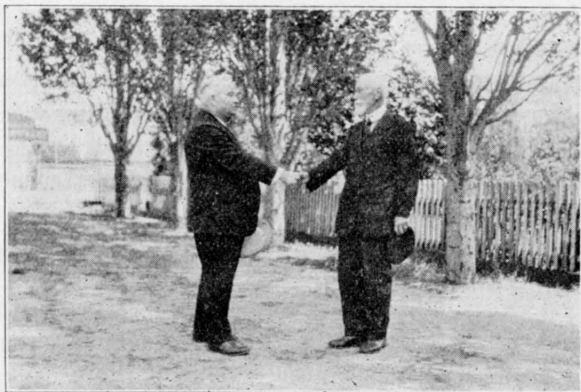
gut kennen gelernt haben. (Bild S. 146.) Die A. M. N. hatte letzten Herbst mit den Traktoren einige Hundert Deßjatinen mit Roggen besät, welches ebenfalls eine schöne Ernte ergab zum Besten der Notleidenden im kommenden Winter. Außerdem hat der Herr die Produkte der amerikanischen Geber so gesegnet, daß die A. M. N. noch etwas Vorrat hat.

### Abschiedsfeste.

In den letzten Sonntagen folgten wir den Einladungen einiger Gemeinden zu Abschiedsfesten, darunter Waldheim, Lichtfelde, Tiege, Rückenau und Halbstadt, wo jedesmal die umliegenden Dörfer durch Besuch und Prediger vertreten waren. Auf Einzelheiten dieser Feste werden wir schon nicht eingehen, weil uns gesagt wurde, daß jemand davon berichten wird. Wir möchten daher nur sagen, daß das Volk im allgemeinen uns besonders in den letzten Tagen und Wochen mit soviel Abschiedsgrüßen und Abschiedsküssen von bleibendem Segen überschüttet hat, daß wohl selbst der Zahn der Zeit nicht imstande sein wird, solche Liebesbeweise aus unserem Gedächtnisse zu entfernen. Wo man uns nicht persönlich erreichen konnte, da hat man es brieflich getan durch Prosa und Gedichte, und zwar in solchem Maße, daß wir wohl ganz entschieden ein Album mit mehr als hundert Seiten beschreiben könnten. Am letzten Abend wurden wir noch angenehm überrascht, als wir von Rückenau nach Hause kamen, indem die große Plattform der Treppe unseres Wohnhauses in der Abenddämmerung mit lieben Gästen und Geschwistern besetzt war. Bald darauf wurden wir inne, was das bedeuten sollte: Es kam zunächst der Halbstädter-Chor und lieferte unter den belaubten Bäumen im Hofe mehrere rührende Abschiedslieder. Bald darauf kam auch der Liegenhagener-Chor 4 Berst zu Fuß gegangen und tat seinen Teil.

Dann fangen noch beide Chöre zusammen in harmonischer Weise, was nicht nur wohlklingend für das Ohr, sondern auch wohltuend für die Seele war. Fast der ganze Hof war mit Menschen gefüllt. Als die Chöre sich entfernten, sangen sie während des Weggehens das Lied: „Befiehl du deine Wege . . .“ Es erscholl ein himmlisches Echo unter den großen Bäumen des Hofes.

Am nächsten Morgen, welches unser letzter Morgen in Halbstadt war, kamen noch recht viele, darunter Prediger, Lehrer, das Wolost- und Dorfskomitee usw. zum letzten



Abchied von G. B. Janz in Halbstadt.

### **Handedruck und Aufwiedersehen.**

Um 10 Uhr vormittags setzte sich unser Auto in Bewegung. Mit der Bewegung des Autos bewegte sich natürlich auch unser weißer Panama Strohhut und auch die weißen Taschentücher der Zurückgebliebenen, bis wir fast durch das Dorf waren. Als wir auf der Prischibseite vom Berge noch einmal über das schöne Molotschnatal zurückblickten, schien es

uns, als ob Menschen, Bäume und Dörfer uns das letzte „Lebewohl“ zuriefen und uns Grüße zur Reise fürs Heilige Land zuwinkten. Diesmal führte uns der Weg nach Alexandrowsk über die Stadt Drehow, wo wir durch einen Auftrag von Br. J. J. Harms, Hillsboro, durch eine Wohltätigkeitspflicht noch eine Familie mit einer Liebesgabe glücklich machen durften und zu unserer angenehmen Überraschung führte uns der Weg sogar auch über die alte Gutterische-Mennonitenansiedlung Ruschtschewa. Es sind das selbst noch etwa ein Dutzend von den alten typischen Häusern, welche noch aus jener Zeit von vor 50 Jahren dastehen. Wir



Der letzte Morgen in Halbstadt.

erkundigten uns nach einem alten Mann von 76 Jahren, der erinnerte sich noch gut aus der Zeit der Mennonitenbrüder-Gütergemeinden, die damals daselbst wohnten. Ein nettes Flüsschen, dessen Ufer an beiden Seiten mit Bäumen geziert sind, windet sich durch die Gegend, welche ebenfalls recht fruchtbar zu sein schien, wo wir recht viele Garben in der

Umgegend sahen. In Alexandrowsk angekommen führte es der Herr so, daß wir Gelegenheit hatten, den zweiten

### Anwanderungszug nach Amerika

der Mennoniten aus den Altkolonien Chortiza und Schönwiese sehen zu können. Ein seltsames und doch natürlich ganz interessantes Bild bot sich hier dem Auge. Eine Gruppe weinte Abschiedstränen, eine andere Gruppe sang Abschieds-



Ein altes Mennonitenhaus in Ruschtschewa.

lieder, andere umarmten und küßten sich. Ein schriller Pfiff und der lange Zug setzte sich in Bewegung. Im großen ganzen konnte man nicht inne werden, welche trauriger waren, die Zurückgebliebenen oder die Auswandernden, welche Haus, Hof, Verwandte und Bekannte zurückließen.

Hiermit kommen wir mit den Berichten vom Arbeitsfelde in Rußland zum Abschluß.

Nur noch ein Abschied: es ist der Abschied mit dem uns lieb gewordenen Bruder G. G. Siebert, dem Leiter der Traf-

torenarbeit, der uns bis nach Alexandrowsk begleitet hat. Bruder Siebert war nicht nur einer der ersten, der uns in der Hilfsarbeit zur Seite stand, sondern er ist auch der letzte, der uns zum Abschiede seine Bruderhand reicht und uns dem Schutze des Allerhöchsten anvertraut.



Abschied von Br. G. G. Siebert.

Auf Wiedersehen denn, Bruder Siebert, und: Gott befohlen, du heimgesuchtes Rußland!





Unser zeitweiliges Wohnhaus in Halbstadt.



Dreckschne unweit unseres Hauses in Halbstadt.

# Mosaiken

oder

## Bunte Steinchen

gesammelt

in den

## Steppen Süd-Rußlands

---

I. T e i l.

---

Religiösen Inhalts.

## Vorwort.

Margarete Lent, die bekannte Jugendschriftstellerin, erzählt, daß ihr Vater einst bei Hofe eingeladen gewesen. Da habe er ganz am Ende der Zimmerreihe einen wunderbaren Strahlenglanz bemerkt, dessen Ursprung er sich nicht habe erklären können. Als er dann aber im Zuge langsam die Räume durchschreitend, in die Nähe der Königin und ihres Gefolges gekommen, habe er gesehen, daß der Glanz von einem e i n z i g e n Brillianten herrührte, den eine alte Hofdame an einem Samtbande am Halse trug.

Einer Sammlung von wichtigen Aussprüchen der Klassiker pflegt man wohl den Titel „E d e l s t e i n e“ zu geben, die herrlichsten Erzeugnisse der Poesie nennt man „P e r l e n.“ Und ganz mit Recht. Wenn die Gebeine der Schriftsteller und Dichter längst vermodert, leben die Erzeugnisse ihres Geistes noch fort, erfreuen und erquickten, beleben und ermuntern den gewöhnlichen Sterblichen.

„Ist ein einziger Edelstein nicht mehr wert als ein ganzer Korb voll wertloser Kieselsteine? Wiegt ein einziger guter Vers nicht tausende von schlechten Gedichten auf?“ so heißt es in den Wedas, den heiligen Büchern der Indier.

Dieses alles in Erwägung ziehend, finden wir fast keinen Titel, der bescheiden genug wäre für das nachstehende Album. Denn keine Edelsteine, keine Perlen der deutschen Literatur findet der geneigte Leser darin, die wenigen klassischen Gedichte ausgenommen, welche von solchen Mitarbeitern eingesandt wurden, die sich nicht getrauten, Eigenes zu liefern. So nennen wir diese Sammlung denn „Mosaiken, oder bunte Steinchen, gesammelt in den Steppen Südrusslands.“ Einfache, schlichte Leute sind's, Kinder der Steppe,

die diese Steinchen zusammengetragen und sie aus Liebe und Dankbarkeit den Freunden und Verwandten jenseits des Ozeans darbringen. Eltern freuen sich ja auch über ihre Kinder, die — den Wert der Edelsteine nicht kennend — ihnen mit großem Vergnügen bunte Kieselsteinchen präsentieren!

Der Zweck dieser Sammlung ist also, wie bereits angedeutet, den lieben Amerikanern unsern innigen Dank für die gespendete Mithilfe darzubringen; ferner, durch einzelne aus der Hungersnot mitgeteilte Episoden zu zeigen, wo i e dringend nötig die Hilfe war. Alle Zeugnisse, die in Poesie und Prosa, die in Wort und Bild, die ernstern und die heiteren — sollen ausklingen in den Refrain: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!“

Die Zeichnungen sind zum größten Teil von Leuten angefertigt, die nie besondern Unterricht im Zeichnen genossen. Nur Frä. Agatha Ediger, Verdjansk, und Frau Helena Thießen, Alexandertal, machen, so viel mir bekannt ist, eine Ausnahme

Im Namen der Mitarbeiter,

Gnadenfeld. Juni, 1923.

R. R e i m e r.



Frä. Katharina Reimer, Gnadenfeld.

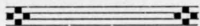
### Dankbarkeit.

O, tausend tausend Dank den fleiß'gen Helferhänden,  
Die Tag und Nacht in unserm Dienste sich geregt!  
O, daß doch unsre armen Zungen Worte fänden,  
Das auszusprechen, was die Seelen uns bewegt!

O, möchte stets das Reich des Sternenbanners blühen,  
Das auch der Tränen denkt, im fremden Land geweint!  
O, möchten hüben, so wie drüben, Herzen glühen,  
Die Dankbarkeit und treue Liebe stets vereint!

K a t h. R e i m e r, Lehrerin.

Gnadenfeld. 12. Juni 1923.



Laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden  
nach langer Zeit.

Brot laß übers Wasser fahren, Du, dem Gott die Mittel gab,  
Manche Woge mag es führen von den Ufern weit hinab.  
Meinst Du, es sei verloren? Nein, so wahr der Herr ist treu,  
Wenn auch erst in jenem Leben, einstens findest du es neu.

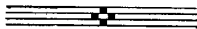
Brot laß übers Wasser fahren, spende Gaben weit und breit!  
Laß die Hände nimmer sinken; wohlzutun ist eine Freud'.  
Wirst du es zu feste halten, dann zieht es dich niedermwärts:  
Liebt man etwas mehr als Jesum, das bereitet doch nur  
Schmerz!

Brot laß übers Wasser fahren, hast Du auch nicht Überfluß,  
Engel werden drüber wachen, daß dir's wieder werden muß.  
Er, der mit gerechter Wage wäget jedes Menschen Tat,  
Er wird Deiner schon gedenken, lohnen Deiner Liebe Saat.

Brot laß übers Wasser fahren, bet' und jeufze stets zu Gott,  
Und vielleicht, eh' du es meinest, rett'st du eine Seel' vom  
Tod.

Wenn Du einst in Deiner Kammer ausruh'n wirst von Angst  
und Pein,  
Freundeshand, die Du gestärket, wird aufs Grab Dir Blu-  
men streu'n!

Eingesandt von P e t e r L o e w s.  
Münchenau. Juni, 1923.



„Freuet euch mit Bittern.“

Diese Worte ruft der königliche Sänger David in Ps. 2, 11 den Menschen zu, als er 1000 Jahre vor der Geburt des Welten- und Nationalkönigs Christus dieses große Ereignis in Ps. 2, 6 also vorherverkündigt: „Aber ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berg Zion!“ — Unser Volk hatte es in den Zeiten des leiblichen Wohlergehens ganz verlernt, sich mit Bittern zu freuen. Auch die Warnung „Dienet dem Herrn mit Furcht“ war überhört worden; man lebte gedankenlos in den Tag hinein. Da schickte der Herr Leiden. Diese begannen schon mit dem großen europäischen Kriege, also seit dem Jahre 1914. Doch diese Prüfungen waren klein im Vergleich mit denen, die von 1918 an kamen. Dann erst fingen wir wirklich an zu zittern. Wir haben erfahren, daß unser Gott laut Hebr. 12,29 ein verzehrendes Feuer ist! Ach, in guten Tagen läßt man sich leicht vom großen Lügenmeister in den Schlaf der Sicherheit wiegen, wenn er uns vormacht, daß Gott n u r Liebe sei! Wir glauben in sichern Zeiten so gern jenen Spöttern, die laut 2. Petri 3, 4 sagen: „Nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist.“ Aber — p l ö k l i c h verbirgt der Herr sein Angesicht, und dann erschrecken wir (Ps. 30,8). — Wenn der Herr sich als verzehrendes Feuer offenbart, hat er laut Jes. 14, 23 böse Strafen: S c h w e r t, S u n g e r, b ö s e T i e r e und P e s t i l e n z, die er über ein straffälliges Land schickt. Das S c h w e r t hat auch bei uns gefressen. Viele kräftige junge Männer haben in diesen Jahren ihr Leben lassen müssen. Auch mein Schwiegersohn, Jakob Willms, wurde erschossen. Das Schwert hat unter uns gefressen, weil wir die von unsern Vätern mit Blut erkaufte Wehrlosigkeit wegwar-

fen. . . . Vom **S u n g e r** haben wir ebenfalls viel gelitten. Wie wandelnde Skelette schlichen die Menschen umher. Aber doch hat unser Dorf nur vereinzelte Sterbefälle durch Unterernährung zu verzeichnen, weil die Hilfe der holländischen und amerikanischen Geschwister einsetzte, ehe es zum Schlimmsten kam. „Gott pries vieler Dankfagung bei uns.“ Doch müssen wir erkennen, daß die Dankfagung noch durch viel Sünde getrübt wurde.

Von der **d r i t t e n P l a g e** sind wir ebenfalls nicht verschont geblieben. Zwar wurden wir nicht von vierfüßigen wilden Tieren besucht; dafür aber verbreitete sich das Ungeziefer an manchen Stellen in so einer erschreckenden Weise, daß man garnicht anders konnte, als darin eine vom Herrn geschickte Plage erkennen. Viele Gärten standen kahl da wie im Winter, weil es an Arbeitskraft und Mitteln fehlte, den Kampf mit den Raupen aufzunehmen. Auf den Feldern verwüstete allerlei Gewürm die mühsam eingesäte Feldfrucht. Auch in diesem Frühlinge sieht es nicht sehr hoffnungsvoll auf den Äckern Gnadenfelds aus, indem der Regen sehr lange ausblieb und allerlei Gewürm Rüben- Mais- und Arbusenstauden abschneidet. Das Schlimmste aber war das Ungeziefer unter den Menschen, das sich während der Typhusepidemien stark vermehrte, besonders in solchen Häusern, wo ganze Familien darniederlagen. Es fehlte ja auch an Wäsche und Desinfektionsmitteln.

Die **v i e r t e b ö s e P l a g e** war die Pestilenz. Wieviele Menschen sind bei uns durch epidemische Krankheiten dahingerafft worden! Ruhr, Pocken, spanische Grippe traten nacheinander auf; besonders viele Opfer aber hat der Typhus gefordert. Einige Dörfer sind fast zur Hälfte entvölkert worden. Auch die Cholera hat ihre Opfer gefordert.



Ernst, sehr ernst hat der Herr zu uns gesprochen; die irdischen Güter hat er uns genommen. Die meisten Wirte haben kein Pferd; eine eigene Kuh besitzt auch lange nicht ein jeder. In Matth. 6, 33 spricht der Herr: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen!“ Ach, wenn unser Volk doch auf diese Bedingungen zur leiblichen Ernährung einginge!

Mitten unter all den Zorngerichten hat Gott aber doch auch nach Klagelieder 3, 22 an uns gehandelt: „Über die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat kein Ende, sondern ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß.“

Ein Beispiel aus der Machnowszeit: Der Gehilfe des Kommandanten in Gnadenfeld erzählte bei einem Lehrer am Teetisch: „Wir hatten uns vorgenommen, alles bei euch niederzumachen—bis auf das Kind in der Wiege (nämlich beim Einzug des machnowschen Heeres in die Kolonien der Mennoniten),—aber als wir zu euch kamen, konnten wir es nicht. Wir wissen selbst nicht, was uns abgehalten, unser Vorhaben auszuführen.“ Wir wußten es: Der Herr hatte in Gnaden zu unseren Gebetsversammlungen, die wir vorher abgehalten, sich bekannt.

Besonders haben wir die Freundlichkeit des Herrn dadurch erfahren dürfen, daß er an uns wahr gemacht, was der Apostel Paulus aus Hosea anführt, Röm. 9, 26: „Und soll geschehen an dem Ort, da zu ihnen gesagt ward: Ihr seid nicht mein Volk, sollen sie Kinder des lebendigen Gottes genannt werden.“ Der Herr hat in diesem Winter seinen Geist ausgegossen über unsere Dörfer, und wo derselbe Raum fand, da führte er die Bußfertigen zum Kreuze Jesu und versiegelte sie zur Gotteskindschaft. Der Herr hatte durch die vier bösen

Strafen vorgearbeitet, mürbe gemacht, und nun, wo man der Welt und der Herrschaft Satans müde war, kam der gute Tröster und rief die Menschen zu Jesus und viele leisteten dem Rufe Folge. So gibt der gnädige Gott Ersatz für den irdischen Verlust, so daß wir mit Novalis sagen können:

„Wenn ich ihn nur habe, laß ich gern die Welt!

Seligkeit ist seine Gabe; selig, wer an ihn sich hält.

Nann mein Herz ihn schauen, wird mir vor dem Tode  
niemals grauen.“

Möchten doch alle erwecken und jungen Kinder Gottes beherzigen, was Johannes (1. Joh. 2, 18) sagt: „Und nun, Kindlein, bleibt bei ihm, auf daß, wenn er nun geoffenbaret wird, wir Freude haben und nicht zuschanden werden vor ihm in seiner Zukunft.“

B e n j a m i n B. R e g l a f f,

Gnadenfeld. 29. Mai 1923.

### Ersatz.

Es schrieb der Wahrheit mächt'ge Hand

In's Herz mir, in die Seele:

„Gott nahm dir nie ein Kleinod weg,

Wofür Ersatz dir fehle.“

Dies Grundgesetz der Liebe war

Mir fremd in frühern Tagen,

Und hoffnungslos in bitterm Schmerz

Erging ich mich in Klagen.

Doch stets, wenn heiß ich sehnte mich

Nach dem verlor'nen Schätze,

Ward unverhoffte Freude mir

Gegeben zum Ersatze.

Zuerst nannt' ich's wohl Zufallspiel,  
 Bis Zeit mich lehrt' die Wahrheit:  
 Für's Kleinste, das im Leben schied —  
 Gott gibt Ersatz und Klarheit.

Daß dies Gesetz der Liebe sei —  
 Nun glaub' ich es vollkommen,  
 Bin hoffnungsvoll und warte still,  
 Wird etwas mit genommen.

Und beugt der schwerste Schicksalsschlag  
 Im Augenblick mich nieder —  
 Dahinter waltet Liebe doch:  
 Ich fühl's — und glaube wieder!

Aus dem Englischen übertragen von

R a t h. R e i m e r,

in Sangoar, India, Febr. 1908

16. Juni. Gnadenfeld.

---

... Und wenn uns je will grauen, so bleibt's: „Der Herr  
 ist treu.“

Nach einer mehrjährigen, sehr schweren Zeit, haben wir jetzt durch Gottes Gnade wieder die gute Aussicht, in Zukunft etwas freier aufatmen zu können. Es sind bereits zehn Jahre her, daß es anfing, immer schwerer zu werden. Viele Familien waren ganz ohne Wirtschaftler und Versorger geblieben. Nie hätte man früher geglaubt, daß die alten Väter mit den Frauen und Jungfrauen so viel Arbeit überwältigen könnten, als wirklich überwältigt worden ist. Die

Zeit wurde aber, wie gesagt, mit jedem Jahre schwerer, die Kräfte an Zugvieh, sowie auch die Mittel zur Erhaltung der Wirtschaft schwanden mehr und mehr, aber immer aßen wir noch unser eigen Brot, bis im Jahre 1921 eine völlige Mißernte eintrat und den letzten Vorrat aus früheren Jahren verzehrte. Wenn hier nun nicht die ausländischen Geschwister aus Amerika und Holland uns zur Hilfe gekommen wären, würden sehr viele unserer Menmoniten und auch Leute anderer Konfessionen, dem Hungertode anheimgefallen sein. Aber dank der Hilfsaktion, sind wir heute von Gottes Gnaden, was wir sind.

In diesem Jahre hatten wir einen sehr feuchten, regnerischen Mai, haben auch, dank der Hilfe der ausländischen Geschwister, etwas einsäen können, so daß wir jetzt hoffen, in Zukunft wieder unser eigen Brot zu essen.

Wie auf wirtschaftlichem, so haben wir auch auf geistlichem Gebiete eine schwere, trübe Zeit hinter uns. Mit bangem Herzen wurden unsere Söhne, die ledigen wie auch die Familienväter, in den Staatsdienst entlassen. Wir fürchteten, daß viele den Versuchungen und Anfechtungen, die das Lagerleben mit sich bringt, nicht würden widerstehen können. Wenn auch Ausnahmen vorgekommen sind, so müssen wir heute doch zur Ehre Gottes sagen, daß unsere Jungmannschaft sich draußen ritterlich bewährt hat. — Im Großen und Ganzen hat die Zeit aber doch schrecklich auf unser Volk eingewirkt; die schweren Verhältnisse und Verhängnisse, welche uns im Laufe der Zeit begegneten, hatten manchen wahren Christen straucheln gemacht, und die Liebe schien in vielen zu erkalten. Die auf leichten Füßen standen, fingen allmählich an, mit dem Strom zu schwimmen.

Plötzlich — im vergangenen Winter — gingen in unsern Kolonien große Erweckungen vor sich, und mancher, der sich

ziemlich verstrickt hatte, scheint jetzt Einhalt getan zu haben. Ob diese Erweckungen nun wirklich bei allen wahre Früchte zeitigen werden, wird die Zukunft lehren. Kurz, wir haben es erfahren, was der Psalmist sagt: „Deine Gnade reichet, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen.“ Ps. 108, 5. Ja, Gottes Gnade ist es, daß wir nicht gar aus sind. „In seinem Zorn hat er uns geschlagen und in seiner Gnade erbarmt er sich über uns,“ nach Jes. 60, 10. „Nun glauben wir durch die Gnade des Herrn Jesu Christi, selig zu werden, gleicher Weise wie auch unsere Väter.“ Apostelg. 15, 11. Unser Gebet zu Gott ist, daß seine Strafen an unserm Volk nicht vergeblich gewesen sein möchten, sondern daß es wachsen möchte in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi. 2. Petri 3, 18: „Dem Gott aber aller Gnade sei Ehre, Preis und Anbetung in Ewigkeit.“

Gerhard Plett.

Ältester der Margenauer und Landskrone Gemeinde.  
Gierschau, Molotschna. 10. Juni 1923.

### Jesus, der Steuermann.

(An der Schwelle des Jahres 1923.)

Wiederum ein Jahr entschwunden.  
Gleich dem Strome braust die Zeit.  
Jahre fliehen wie Sekunden,  
Ziehn uns fort zur Ewigkeit.

Unsre Lebensschifflein treiben  
Auf dem Zeitenstrom dahin.  
Nirgends lange sie verbleiben,  
Müssen rajtlos weiterziehen.

Manche Klippen stehn verborgen,  
 Manch ein Sturm bedroht das Schiff.  
 Niemand weiß, ob nicht das Morgen  
 Birgt in seinem Schoß den Tod.

Sagt, wer rettet aus Gefahren,  
 Wer fährt sicher unser Schiff,  
 Ob auch Stürme unser harren,  
 Ob auch droht der Felsenriff?

Jesus ist's, der Herr und Meister!  
 Ist er auch dein Steuermann?  
 Vor ihm fliehn die Höllengeister,  
 Er dem Sturm gebieten kann.

In dem Jahr, das nun entschunden,  
 Das so dunkel vor uns lag,  
 Haben wir es stets empfunden:  
 Er war bei uns Tag für Tag.

Er war's, der in weiter Ferne  
 Herzen für die Not gewann.  
 Hände schuf er, die da gerne  
 Manche Liebestat getan.

Wo bedrängt vom Mißgeschick,  
 Unsre Zukunft hoffnungslos  
 Vor uns lag, wo unsre Blicke  
 Sahen Not und Jammer bloß —

Da fand er, der Herr, noch Stege,  
 Wunderbare, nie geahnt!  
 Führte uns auf seinem Wege  
 Näher zu dem Vaterland.

Habe Dank, Herr, für die Treue!  
 Bleibe unser Steuermann!  
 Gib uns Mut und Kraft aufs neue  
 Dir zu folgen himmelan.

Und wenn Lebensstürme brausen,  
 Wenn zum Kampf die Kraft gebricht,  
 Herr, im wilden Orkansjausen,  
 O, nur dann verlaß uns nicht!

Verfaßt von G e r h a r d P e t e r s, Lehrer der Mathematik und der Naturgeschichte in der Alexanderkroner Handelsschule, Post Halbstadt, Gubernement Sefatjerinoslaw, Süd-Rußland.

### Was hat uns die amerikanische Hilfsaktion gebracht?

1. Einen größeren, stärkeren, kindlicheren Glauben an unsern Gott, der mit denen umzugehen versteht, welche Überfluß haben, und der sich in herzlicher, erbarmender Liebe derer annimmt, die Mangel leiden. Wie unser Herr die ungeheure Masse von Lebensmitteln hat flüssig machen können, welche unter uns als Himmelsbrot nun schon über ein Jahr Tag für Tag an Tausende Bedürftiger verteilt worden sind, das ist ein Wunder, welches alle wahren Christen und alle mehr oder weniger ernstdenkenden Menschen in Erstaunen setzt. Die Speisung der fünftausend Mann in der Wüste durch den großen Propheten von Nazareth hat sich in unserer Gnadenfelder Wüste allein cirka ein Jahr lang alle Tage wiederholt. Und dann die riesigen Kleidervorräte, welche unter uns verteilt worden sind! Das ist ein

Exempel, welches unerhört und beispiellos dasteht! Wie groß ist unser Gott! Und seine herrliche Größe haben wir geschaut! Und das hat uns fester gemacht im Vertrauen zu ihm! Hallelujah!

2. Tiefe Beugung vor Gott, wie sie Petrus erfuhr bei dem wunderbaren Fischzuge. „Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch,“ so kam's nicht selten aus tiefster Seele heraus, wenn die hungernden Eltern mit ihren Kindern am Familientisch saßen und amerikanisches Brot aßen. „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue,“ so hieß es unter Tränen in manchen Häusern, wenn ein Kleidungsstück nach dem anderen hineingeschneit kam. Nicht um unserer Werke willen, die wir getan, sondern nach seiner Barmherzigkeit ließ uns der Herr solche Güte und Freundlichkeit schmecken.

Wie gaben wir durchschnittlich in früheren Zeiten so erbärmlich wenig und oft noch dazu so ungerne, wenn unsere leidenden Brüdern auf den verschiedenen Ansiedlungen um Unterstützung an unsere Tür klopfen! Wie furchtbar haben wir Molotschnaer Mennoniten uns auf diesem Gebiete versündigt. Der Herr hat uns nun im Feuer der Leiden zur Selbsterkenntnis gebracht, in Gnaden zugedeckt alle die Flecken der Selbstliebe, des Geizes, der Unbarmherzigkeit und uns gegeben über Bitten und Verstehen. Welch ein herrlicher Seiland!

3. Wir haben gesehen, daß der Herr Jesus als Erzieher seiner Kinder noch ganz derselbe ist wie in seinen Erdentagen. Einmal ließ er es so furchtbar darauf ankommen, ehe er mit seiner Hilfe durch die amerikanischen Geschwister einsetzte. Es dauerte wirklich auch bis zur vierten Nachtwache, ehe der Herr Jesus auf den Wellen des Atlantischen Ozeans mit dem amerikanischen Brot zu uns herüberkam. Er kam spät, aber

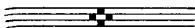


nicht zu spät! Gelobt sei sein Name! Und dann ließ er uns das Brot und die Kleider auch nur in so einem bescheidenen Quantum zuteilen, daß wir selbst nicht müßig sein durften, sondern alle von Klein bis Groß sehr fleißig arbeiten mußten, damit wir mit unsern Kindern durch die schwere Zeit hindurchkämen. Wie göttlich weise war hierin unser Meister!

4. Die amerikanische Hilfsaktion hat uns ein so schönes, nachahmungswürdiges Beispiel gegeben, wie man seinen Namen unsterblich machen kann. Das, was unter uns von ihrer Seite getan worden ist, hat sich tief in unsere Herzen eingegraben. Kind und Kindeskind werden davon zeugen. Und wenn alle, welche persönlich diese große Gottestat vor Augen gehabt, von dieser Erde hinweggerückt sein werden, dann wird die mennonitische Geschichte mit leuchtenden Buchstaben die kommenden Geschlechter immer wieder auf jenes Bäcklein lenken, daß es fertig gebracht, Tausende ihrer Brüder vom Hungertode zu retten. Und daß diese Heldentat auch offenbar werden wird in der obern, himmlischen Heimat, dafür bürgt die Bibel! „ . . . Ihre Werke folgen ihnen nach!“ Offenb. 14, 13.

J o h a n n A r o n L ö w s,

bis Weihnachten 1922 Lehrer an der Alexandertaler Elementarschule; gegenwärtig Prediger an der Alexandertaler Mennoniten Brüdergemeinde.



### Gott sorgt.

Gott sorgt für mich. Was will ich sorgen?  
 Er ist ja Vater, ich sein Kind.  
 Er sorgt für heut', er sorgt für morgen;  
 Denn allenthalben Spuren sind,  
 Wie Gott die Seinen väterlich  
 Allzeit versorgt. Gott sorgt für mich.

Gott sorgt für mich. Ich will ihm trauen;  
 Ich weiß: Das, was mir nun gebricht,  
 Das kommt von seinen Himmelsauen,  
 Und wenn er nur ein Wörtchen spricht,  
 So bin ich jetzt und ewiglich  
 Gar wohl versorgt. Gott sorgt für mich.

Gott sorgt für mich bei teuren Zeiten;  
 Auch in der größten Hungersnot  
 Verschafft der Herr den frommen Leuten  
 Zum Unterhalt ihr bißchen Brot;  
 Ist's gleich nicht viel, sie trösten sich  
 Und glauben fest: Gott sorgt für mich.

Dies sind unsere Gedanken und unsere Gefühle, wenn wir erfahren, daß wir Speise, Kleider und Schuhe in der teuren Zeit, in welche wir unter des himmlischen Vaters Zulassung geraten sind, von den lieben Glaubensgenossen in Amerika, Holland und Deutschland unverdienterweise erhalten. Gott ist es, der hinter ihnen steht, ihr Herz barmherzig stimmt und ihre Hand mildtätig macht. Wie wunderbar und herrlich hat Gott unser Gebet: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ erhört, indem er uns nicht nur das Obenerwähnte,

sondern auch noch gute Freunde in der Ferne gegeben, die nach Luthers Auslegung ja auch zum täglichen Brot gehören. Sein Name sei gepriesen. Vor ihm wollen wir täglich Fürbitte tun für die Geber, die er geistlich segnen wolle, so daß sie schmecken und sehen möchten, wie freundlich der Herr ist.

Prediger der Gnadenfelder Gemeinde,

Heinrich Dirks,

Sohn des heimgegangenen Missionars und späteren Ältesten der Gnadenfelder Gemeinde und Missionspredigers, Heinrich Dirks.

„Du sprichst: Ich bin reich, und habe gar satt, und bedarf nichts; und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.“

Offenb. Joh. 3, 17.

Diese Worte, die Johannes auf des Herrn Befehl an die Gemeinde zu Laodicea schreiben mußte, finden auch Anwendung auf viele Menmoniten an der Wolotschna. Wir waren reich an irdischen Gütern und glaubten auch reich zu sein an Gütern, die weder Motten noch Rost fressen. Der geistliche Hochmut ließ uns nur zu oft geringschätzig auf unsere nicht-mennonitische Umgebung schauen. Doch unser Herr in seiner Gnade wußte wohl, wo er mit unserm Völklein hinwollte, und da mußte er uns seine Liebe erweisen, indem er uns züchtigte. Er hat uns tiefe Wege geführt, die wir nicht verstehen konnten, gegen die wir uns auflehnten und murrten. Gleich dem Hiob nahm der Herr uns eines nach dem andern, woran unser Herz hing. Die schönen Automobile, die Pferde, die Federwagen, die Kleider, ja schließlich das täg-

liche Brot wurde uns genommen. Hat Gott nun erreicht, was er erreichen wollte? Viele haben sich, gleich dem verlorenen Sohne, aufgemacht zum Vater, und hoffentlich kommen auch noch viele, die jetzt gleichgiltig sind.

Jetzt will ich noch einiges aus eigener Erfahrung mitteilen. Als während des Bürgerkrieges der Kampf um uns her wütete und die Fenster vom Kanonendonner klirrten, da haben wir zum Herrn um Rettung und Erbarmen gefleht. Doch das Wetter zog vorüber, und wir blieben die alten. Dann kam der Hunger. Die Stücklein Brot wurden kleiner und nahmen schließlich ein Ende. Wir riefen den Herrn an in der Not. Da kam die Hilfe durch die A. M. R. und die vielen Speisepaketten. Wir waren gerettet — aber das Danken vergaßen wir zu oft. Da fanden im Januar dieses Jahres in Waldheim Abendandachten statt. Wie ein sanftes Säuseln ging es durch die Reihen der Hörer. Der Herr hielt seine Ernte. Auch meine Frau und ich können nun sagen: „Aus Gnaden weiß ich auch davon.“ Doch nicht nur in Waldheim und Sierschau, nein in vielen Dörfern an der Molotschna fanden Erweckungen statt, so großartig, wie sie seit Menschengedenken bei uns nicht gewesen sind. Des Herrn Wege sind doch wunderbar.

Lehrer S o h. A. G ö r z.

Sierschau, Post Waldheim, Laurien, S. Rußland, den  
6. Juni, 1923.

### Unglück.

Was wir hier Unglück nennen,  
 Das ist's gewöhnlich nicht;  
 Was wir als Glück erkennen,  
 Was hier uns viel verspricht,  
 Das trügt uns meist hienieden,  
 Es führt nur weg von Gott,  
 Und nimmt der Seele Frieden,  
 Des Herzens Glück uns fort.

Im heißen Schmerzensiegel,  
 Da wird die Seele rein;  
 Da wird dem Geist das Siegel:  
 „Ich lieb' dich, du bist mein!“  
 Sieh, Er hat auch gelitten,  
 Verworfen und geschmäht,  
 Und hat der Welt erstritten  
 Ein Heil, das nie vergeht.

O, trage still dein Leiden,  
 Es macht dich groß und schön,  
 Führt dich zu ewigen Freuden,  
 Zu lichten Himmelshöhn.  
 Einst tritt aus rauher Hülle  
 Zutag ein schöner Kern;  
 Hell glänzt aus ihm die Fülle  
 Der Klarheit unsers Herrn!

J a k o b J a n z e n.

M. Janzen, Schülerin.

### Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von einem jeglichen Wort Gottes.

Wenn du, lieber Freund, der du diesen Spruch liest, denken wirst, wie ich dazu gekommen bin, denselben zu meinem Thema zu wählen, so will ich dir sagen, daß ich hiermit von dem irdischen Brot, welches ihr, lieben Brüder, uns gesandt habt, auf das andere, das himmlische Brot — das Wort Gottes — zu sprechen komme. Damit will ich aber euer irdisches Brot nicht verachten, sondern vielmehr versichere ich euch, daß dieses euer Werk brüderlicher Liebe als ewiges Denkmal in der Geschichte der Mennoniten wird stehen bleiben.

Seit der Einwanderung unserer Vorfahren in Rußland, die auf einer verwilderten, mit hohem Grase bewachsenen Steppe angesiedelt sind, hatten wir uns schon sehr emporgearbeitet und zum Wohlstande erhoben. Wir hatten schöne Wirtschaften mit gutbearbeiteten Äckern, elegante Häuser mit korngefüllten Böden und waren nur besorgt, immer mehr Reichthum zusammenzuarbeiten. Leider vergaßen wir den gebührenden Dank dem Geber aller guten Gaben zu bringen und hingen unser Herz zu sehr an die irdischen Dinge. Daher mußte der Herr auch so tiefe Wege mit uns gehen. Die vernichtenden Stürme des Bürgerkrieges mußten über unser Völklein daherbrausen. Mancher mußte in diesen Stürmen nicht nur seine irdischen Güter, sondern auch sein Leben lassen. Dann folgte noch der schreckliche Hunger.

In dieser Zeit lernten wir nachdenken. So manches harte Herz wurde weich gemacht, und als im vorigen Winter in den Gebetshäusern durch Gottesmänner, worunter auch von euren Vertretern waren, Aufrufe an die Sünder ergingen, sich zum Herrn zu befehren, da kam manches durch

Trübsal geknietes Herz zum Kreuze Jesu, wo es Frieden und Vergebung fand. Auch ich bin einer dieser begnadigten Sünder. Wäre aber alles nicht so gekommen, so irrte ich wohl noch in meinen Sünden. So werden noch viele, viele sagen. Jetzt bin ich dahin gekommen, zu glauben, daß viele unserer Mennoniten dadurch, daß sie ihr irdisches Brot nicht hatten, das himmlische Brot — das göttliche Wort Gottes — genießen gelernt haben, ohne welches der Mensch auch nicht glücklich leben kann.

D a v i d D ü r k f e n,

Sohn des verstorbenen Jakob Dürksen in Hierschau.  
Mai, 1923.

---

### Gegengeschenk.

Den Heiland der Sünder, den liebe ich —  
Ich bin mir gewiß, er rettet auch mich;  
Ich habe es deutlich an mir geseh'n,  
Als ich schon drohte unterzugeh'n.

Gott nimmt sich der Sünder so freundlich an,  
Durch ihn habt auch ihr an uns viel getan.  
Dieses Blatt sei ihm und euch geweiht,  
Als Gegengeschenk für die Liebe im Leid.

G o t t l i e ß u n s noch nicht untergeh'n,  
Noch gute Frucht wollte er an uns seh'n —  
Er hat's durch euch an manchem erlangt.  
Auch wir wandern nun sicher an seiner Hand.

Aus dankbarem Herzen eingetragen von  
H e i n r i c h und M a r i a P e n n e r.

Sierschau, Gnadenfelder Wolost, Verdjaner Kreis, Ukraine, im Juni, 1923.

**Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes getan hat! Ps. 103, 1.**

Will kurz einige Erfahrungen aus den letzten Jahren meines Lebens mitteilen. Unser himmlischer Vater hat die Meinigen und mich wunderbar geführt und erhalten, wofür ihm viel Dank gebührt. Sechszehn Jahre lang arbeitete ich als Lehrer, und die letzten neun Jahre gleichzeitig auch als Prediger. Besonders aber lag mir von Jugend auf die Verbreitung guter Schriften unter unserm Volke auf dem Herzen, womit ich mich nebenbei auch immer beschäftigte. Im Winter 1902—1903 drängte es sich mir immer mehr auf, ob ich nicht den Lehrerberuf aufgeben und mich ganz der Verbreitung christlicher Literatur widmen solle, denn je länger, desto mehr, erkannte ich die große Macht, welche das geschriebene Wort ausübt. Dasselbige Bedürfnis fühlten noch einige Brüder und im Anfange des Jahres 1903 traten wir—mehrere Brüder—zusammen und gründeten damals ganz im Kleinen die später unter dem Namen „Maduga“ (auf Deutsch: „Regenbogen“) bekannte Buchhandlung. Der große Gott hat uns in den vielen Jahren wunderbar durch viele Schwierigkeiten und Hindernisse hindurchgeholfen.

Eine unserer Hauptaufgaben war die Verbreitung evangelischer Schriften unter den Russen. Sehr schwierig wurde unsere Arbeit in den Kriegsjahren, als die Verbindung mit dem Auslande abgeschnitten war. Doch wunderbar half der Herr immer wieder. Wir erfuhren oft die Wahrheit des Wortes (Luk. 11, 9): „Bittet, so wird euch gegeben.“ usw. Endlich aber mußten wir das Geschäft doch aufgeben, denn Handel und Wandel stockten gänzlich.



Mit Bangen schauten wir manchmal in die Zukunft, wie wir unsere Familien durchbringen würden. In dieser Zeit traf meine Familie das schwere Unglück, daß wir einen erwachsenen Sohn durch den Tod verloren. Ein großer Trost in unserm Schmerze war der, daß er kurz vorher schrieb, er habe sein Leben dem Herrn übergeben und wolle ihm dienen.

Außerdem hatten wir furchtbar schwere Kämpfe, indem der älteste Sohn ein und ein halbes Jahr verschollen blieb. Gott aber erhörte unser Rufen und brachte ihn wieder glücklich in unsre Arme zurück. In dieser Zeit glaubte ich, meine ganze Kraft dem Predigerberufe und besonders auch der Arbeit an der Sonntagsschule und an der Jugend widmen zu müssen. Deshalb verließ ich Halbstadt und zog in die Dörfer.

Den Winter 1921—1922 verbrachten wir in Friedensdorf. Wir hatten wenig Lebensmittel. Nun wurde uns das Wenige vor Weihnachten noch fast alles gestohlen. Uns wollte manchmal fast der Mut sinken. Doch immer wieder wurden wir gestärkt, denn die lieben Geschwister in Friedensdorf ließen uns von ihrem geringen Vorrate auch noch immer etwas zukommen. Wir waren 7 Mann große Eßer in der Familie. Brot war nicht da und Geld zum Kaufen auch nicht. Unsere Kleider mußten wir immer wieder enger machen. Als die Not aufs höchste gestiegen, kam endlich die langersehnte Hilfe aus Amerika. Obzwar wir anfänglich nur zwei, später drei Rationen bekamen, die wir für uns in sieben Teile teilen mußten, so war es doch eine große Hilfe. Ohne dieselbe wären wir wahrscheinlich ganz zusammengebrochen. Wir hatten mitunter den Eindruck, daß Gott das Wenige so segnete, daß es mehr sättigte, als sonst eine volle Mahlzeit. Wie froh waren wir, als wir in dieser Zeit durch Br. G. Neufeld, Scottdale, zwei Pakete mit Nahrungsmit-

teln erhielten! Wir würden so gern allen Gebern in Amerika einmal die Hände schütteln.

Im Herbst 1922 rief uns die Sparrauer Brüdergemeinde zu sich, da es dort an Arbeitern fehlte. Ich erkannte darin einen Wink des Herrn. Wir haben einen gesegneten Winter gehabt. Der Herr schenkte uns eine Erweckung und auch eine Neubelebung. Sonntagschule, Jugendverein und Bibelstunden werden in Sparrau und Konteniusfeld sehr gut besucht. Eine besondere Freude erfuhren wir, als unser jüngster Sohn, Peter, Lehrer in Franztal, sich zum Herrn bekehrte. Unser ältester Sohn ging als Lehrer, mit seiner jungen Frau, nach Arkadak. Dagegen schenkte uns der Herr zwei Waisenkinder aus dem Waisenhaus in Großweide. Dank der Fürsorge unserer Kinder, die uns von ihrem kleinen Verdienste noch etwas zukommen ließen, und besonders auch der Gemeinde, haben wir in diesem Winter keinen Mangel gelitten. Obzwar wir ja immer noch die Folgen dieser schweren Zeit — besonders den Mangel an Kleidern — fühlen, so müssen wir doch sagen: „Der Herr hat Großes an uns getan.“ Wir möchten, wie Samuel in Mizpa, einen Stein aufrichten und dankbar ausrufen: „Bis hierher hat der Herr geholfen!“

D a v i d B. S f a f, Prediger.

Zur Zeit Sparrau (früher Halbstadt), 10. Juni, 1923.

---

Lobe den Herrn, o, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes getan hat. Ps. 103, 2.

M a r g a r e t h a L o e w e n, geb. Kempel.

Tochter des verstorbenen Predigers Gust. Kempel.

Lobe den HErrn, o, meine Seele!

Ps. 107, 1—10.

Dieser Abschnitt enthält meine persönlichen Erlebnisse in den letzten drei Jahren.

Vertrieben von Haus und Hof, habe ich im Laufe dieser Jahre 16 mal mein Quartier wechseln müssen. Ja, tiefe Wege bin ich mit meiner Familie geführt worden. Auch in all dem anderen, was der Psalmist in dem oben angeführten Psalme ausspricht, finde ich mich. Mit Wahrheit, wie ein Vogel ohne Nest. Kann aber doch nicht schweigen, und bezeuge, daß es wahr ist, was der Psalmist in Vers 1 sagt. Einen freundlichen und gütigen HErrn haben wir, das ist wahr. Aber trotz all dem Schweren und all den Anfechtungen, mit welchen der Teufel an uns herangetreten ist, ist's ihm doch nicht gelungen, uns zu scheiden von der Liebe Gottes. Röm. 8, 35. Und von ganzem Herzen kann ich mit meiner Familie das Lied singen: „Keiner wird zu schanden, welcher Gottes harret; Sollt ich sein der erste, der zu schanden ward? Nein, das ist unmöglich, du getreuer Hort, Eher fällt der Himmel, eh' mich täuscht dein Wort.“

Möge der Herr uns ausrüsten mit Kraft aus der Höhe, um geduldig auszuharren bis ans Ende. Wir leben in Hoffnung, freuen uns und glauben, daß der Herr es auch an uns wahr machen wird, was der Psalmist in Psalm 107, 35—43 ausspricht. — Bitte alle Brüder und Schwestern im HErrn, meiner und meiner Familie fürbittend zu gedenken.

Evangelist Jakob Dick.

Ein Sohn des Gutsbesizers David Dick, gestorben auf seinem Gute am 29. Okt. 1918. Ein Krüppel, aber durch Gottes Gnade meiner Familie erhalten geblieben. Darf

aber doch als Krüppel auch ein Plätzchen als Mitarbeiter in seinem Weinberge ausfüllen.

Alexanderfrone. Februar 1923.

### Trost.

Armes Herz, verzage nicht, Fasse wieder Mut!  
 Bald ein neuer Tag anbricht, Der macht alles gut!  
 Ist auch schwer und lang die Nacht, Voller Angst und Pein,  
 Endlich doch der Morgen lacht Mit dem Sonnenschein.

Nach dem kalten Wolkenguß Neu ersteht das Feld,  
 Wenn der Sonne warmer Kuß, Alles warm erhellt.  
 Nach des Winters kaltem Hauch Schmelzen Eis und Schnee.  
 Blühend steht der Gliederstrauch, Bläulich lacht der See.

Manche Wunde, manchen Riß Heilet bald die Zeit,  
 Aber alle ganz gewiß Einst die Ewigkeit!  
 Darum, Herz, verzage nicht, Fasse wieder Mut!  
 Bald ein neuer Tag anbricht, Der macht alles gut!

R o r n e l i u s M a r t e n s, Lehrer.

Molotschna. Juni, 1923.

„Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln.“

Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde, du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.“ Psalm 23, 1. 5.

Ich möchte zur Ehre des Herrn ein schlichtes Zeugnis von der großen Treue und väterlichen Fürsorge unseres Gottes niederschreiben, wie wir sie in diesen letzten schweren Jahren erfahren haben.

Mit bangem Fragen schauten wir im Sommer und Herbst des Jahres 1921 in die Zukunft. Dunkel, wie noch nie, lag der Winter vor uns. Mein teurer, heimgegangener Mann, Adolf Reimer, der damals noch bei uns war, überschaute mit nüchternem, klarem Blick die ganze schwere Lage, in die wir alle durch die Mißernte hineinkommen mußten, und da blieb ihm nur die eine Antwort: „Gott!“ Er kann helfen, er weiß Rat. — Und das zuversichtliche Vertrauen, welches er auf seinen großen, starken Gott setzte, ist nicht zuschanden geworden, nein, der Herr hat sich so treu seinen Verheißungen gegenüber bewiesen, daß unser Herz oft darob in Jubel und Dank übergeflossen ist, wenn wir sahen, wie wunderbar er half und für uns sorgte, oft über Erwarten.

Da bekamen wir im Novembermonat unerwartet eine freundliche und sehr dringende Einladung von der russischen Gemeinde aus der Stadt Kijeff, hinzukommen, und dort Bibelkurse für Prediger abzuhalten. Sie hatten dort gehört, von der schweren Lage hier und wollten uns nicht Not leiden lassen; deshalb luden sie meinen lieben Mann ein, mit Familie zusammen hinzukommen. Wir sahen so deutlich des Herrn Führung in diesem Anerbieten, daß wir nicht „nein“ sagen konnten, wenngleich eine Reise zu jener Zeit mit sehr großen Beschwerden und Strapazen verbunden war. Doch die Frage, ob mein lieber Mann allein, oder mit uns zusammen gehen sollte, trieb uns ernstlich ins Gebet. Nach vielem Beten und Prüfen gab der Herr uns darüber Klarheit und zwar so, daß ich mit den Kindern vorerst noch hierbleiben sollte. Es war nicht leicht, in dieser dunkeln Zeit, auf mehrere Monate voneinander zu scheiden und in so weite Ferne, doch der Herr führte uns so, und so durften wir doch nicht anders wollen, wie er uns den Weg zeigte. — Nach einer sehr beschwerlichen Reise brachte der Herr ihn wohlbe-

halten im Januar 1922 ans Ziel, und durfte er dort mit großer Treue und im Segen drei und einhalb Monate lang für seinen Meister arbeiten und Ihn den Brüdern recht vor Augen malen.

Mir wurde hier in meiner Einsamkeit zu Hause, indem ich so über die wunderbare Führungen Gottes nachdachte, die wir in unserm Leben schon erfahren, und besonders auch über diese letzte, indem der Herr uns in der größten Not half, die große Treue Gottes so groß und die Worte aus 5. Mose 32, 4 widerhallen in meiner Seele, besonders der letzte Satz: „Treu ist Gott und kein Böses an ihm; gerecht und fromm ist er.“

Viel schneller, als ich erwartet, wurde uns von der Gemeinde aus Rijeff die erste größere Hilfe durch einen Bruder extra geschickt. O, war das eine Freude und ein Beweis der zärtlichen Fürsorge des irdischen, sowohl als des himmlischen Vaters. Später haben die teuren Kinder Gottes dann noch wiederholt unserer von dort aus gedacht, und so half uns der Herr so wunderbar hindurch durch die schwerste Zeit, ehe noch die Hilfe unserer teuren amerikanischen Geschwister uns erreichen konnte. Es hat mich oft gebeugt, daß der Herr uns *B r o t* gab, während so viele um uns keines hatten. Ja, er machte uns, die wir es früher oft knapp hatten, in dieser armen Zeit so reich, daß wir auch noch manchmal jemanden mit einem Stücklein Brot erfreuen konnten. So stärkte der Herr unser Vertrauen zu ihm durch dieses alles und bereitete uns vor, für die Zeit der Prüfung, die unser wartete, und die wir nicht ahnten.

Der Frühling zog indessen ins Land, und mit großer Sehnsucht warteten wir auf die Heimkehr unseres teuren Vaters und Bruders, der schon sehr müde von der langen, zuletzt besonders aufreibenden Arbeit war und sich schon sehr

sehnte, ausgespannt zu werden und heimzukehren. Wir freuten uns alle so des Wiedersehens. Doch dem Herrn gefiel es, einen bitteren Tropfen in diese Freude zu mischen und uns andre Wege zu führen. Schwerkrank an Fleckentypus kam unser geliebter Gatte und Vater nach Hause. Fünf Tage nur war es uns vergönnt, ihn bei uns zu haben, und dann rief ihn sein Meister in die obere Heimat zu höherem Dienst, wo er nicht mehr müde werden wird, und ernten wird, was er hier in großer Treue und Hingabe in der so wichtigen Arbeit ausgestreut. Wie tief solch ein Trennungsschmerz in die Seele schneidet darf ich nicht weiter beschreiben. Doch werden viele, die es erfahren, verstehen. Aber die große Treue Gottes darf ich rühmen, die mich getragen hat und die auch in den bittersten Schmerz einen Segen hineinlegt, wenn man sich b e u g t unter seine Hand.

Ich durfte es nun als Witwe mit meinen teuren sechs Kindern wieder und immer wieder erfahren, wie der Vater im Himmel sich nun in besonderer Weise unserer annahm und den Dienst seines Knechtes dahin segnete, daß er für uns sorgte. Und dabei wurde mir ein Umstand besonders wichtig. Mein teurer Gatte hatte ein Herz voller Liebe für a l l e Kinder Gottes, aus welcher Gemeinde sie auch waren; und so brauchte der Herr auch verschiedene seiner Kinder, uns zu versorgen. Eine Sendung erhielten wir durch die holländische Hilfe. Dann bekamen wir durch die amerikanische Hilfe von Kindern Gottes aus Estland, England und Amerika Pakete mit Produkten zugesandt. Es ist so köstlich, daß der Herr in allerlei Volk seine Kinder hat, die ihm zum Dienste bereit sind.

Ihr teuren Kinder Gottes, die ihr euch vom Herrn habt brauchen lassen, uns den Tisch zu decken, trotzdem ihr uns dem Fleische nach nicht verwandt seid, der Herr vergelte euch

mit irdischen und himmlischen Gütern wieder, was ihr an uns getan habt! Wie haben wir wieder und immer wieder dem Herrn für diese Hilfe gedankt. Wie hat der Herr unsere Bedürfnisse berücksichtigt, wenn wir die einzelnen Sendungen erhielten, auch noch jetzt in gegenwärtiger Zeit. Hätten wir das nicht, was ihr uns gesandt, würden wir bitter den Mangel empfinden. Viel, sehr viel sind mir die Milchdosen gewesen in der Zeit, als wir lange ohne Milch waren und ich daheim doch ein kleines Kindlein zu ernähren hatte.

Allen Kindern Gottes, die in Not und Trübsal sind, rufe ich zu: „Vertraut eurem Herrn und erwartet Großes von ihm, und ihr werdet nicht zuschanden werden. Er wird sich sehr treu und mächtig erweisen.“

W i t w e S a r a M e i m e r, geb. Gooßen.

Alexandertal. Mai 1923.

---

**Herr, deine Güte reicht soweit der Himmel ist, und deine  
Wahrheit, soweit die Wolken gehen.**

Wir haben Ihn treu erfunden,  
Könnt man nur sagen wie!  
Man möcht' die Knie beugen  
Und immer nur bezeugen:  
„Es mangelte uns nie.“

Seitdem Er seine starke  
Und treue Hand uns lieb,  
Daß wir Ihn trauen sollten,  
Weil Er uns führen wollte:  
„Es mangelte uns nie.“



Troßdem wir Ihm gekostet  
 Unendlich viele Müß',  
 Ihn ach! so oft betrübet,  
 Ihn nie genug geliebet:  
 „Es mangelte uns nie.“

So oft in dunkeln Nächten  
 Mein Herze zu Ihm schrie,  
 Er wußte stets Erquickung;  
 Er brachte uns Beglückung:  
 „Es mangelte uns nie.“

Wir mochten zu Ihm kommen  
 Des Abends oder früh,  
 Verwundet oder schuldig,  
 Nie ward er ungeduldig:  
 „Es mangelte uns nie.“

So oft wir in Gedanken  
 Des Lebens rückwärts zieh'n,  
 In all den tausend Fragen,  
 In all den tausend Lagen:  
 „Es mangelte uns nie.“

Und könnten wir nicht reden,  
 Die Worte, schwänden sie,  
 Dann sollt ihr immer wissen,  
 Wir ruh'n zu seinen Füßen:  
 „Es mangelte uns nie.“

Die Liebe hemmet nichts,  
 Sie ist von Anbeginn,  
 Sie kennt nicht Tür noch Riegel,  
 Sie drängte übers Wasser sich.  
 Schlag ewig ihre Flügel —  
 Und schlägt sie ewiglich.

(Ausgewählt)

M a r i a S a f. D ü r k f e n.

Sierschau. Mai 1923.

---

Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.

Psalm 23, 1.

Der Psalmist David sagte diese Worte, nachdem er Verschiedenes erfahren. Auch wir haben in den letzten Jahren viel erfahren, und immer wieder hat der Herr sich als unser Hirte gezeigt. Ich möchte den teuren Geschwistern in Amerika erzählen, wie wunderbar der Herr uns in dieser Zeit erhalten hat.

Es war im Jahre 1906, als wir (mein lieber Mann und ich, dazu noch meine alte Mutter) aus dem schönen Süden nach dem fernen, kalten Norden zogen. Wir waren sozusagen mittellos, aber mein lieber Mann hatte viel Mut und starkes Gottvertrauen. Es war wohl recht schwer in der ersten Zeit, aber der Herr segnete unsere Arbeit, und nach 15 Jahren durften wir 212 Dessj. Land unser eigen nennen. Auch in geistlicher Beziehung segnete uns der Herr. Als wir nach unserer Ansiedlung zogen, fanden wir dort nur eine gläubige Schwester. Mein Mann, der Prediger des Wortes Gottes ist, fing an zu arbeiten, und der Geist Gottes wirkte,

daß sich Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen bekehrten.

Nach einigen Jahren konnten wir mit noch zwei Nachbarn zusammen ein schönes Gut kaufen, wo wir alles hatten, was zu einem anständigen Leben gehört. Doch die tatarische Bevölkerung vertrieb uns sehr bald von dort, und wir zogen zur Ansiedlung zurück. Wohnten drei Jahre im fremden Quartier. Im Jahre 1921 war in Ufa vollständige Mißernte. Im Maimonat brannte unserm Wirt alles ab und uns auch. Wir bemühten uns, mit Hiob zu sagen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobet.“ Nun hatten wir nichts mehr als etliche Kleider, Betten und — sechs Kinder. Das Brot war schon sehr knapp, aber ein Bruder brachte Mehl, ein anderer Kartoffeln oder Schmalz, und so half der Herr immer wieder. Im Juni fuhren wir ab nach dem Süden. Vier Wochen reisten wir per Bahn unter schwierigen Umständen. Doch der Herr gab mir noch ein besonderes Geleitswort mit auf den Weg, Hiob 5, 17—27. Er hat uns wunderbar bewahrt auf der schweren Reise. Endlich kamen wir in Rückenau bei unsern Geschwistern an. Doch was sahen wir hier im Süden? Auch Dürre und Mißernte, gerade wie im Norden. Unsere Geschwister halfen uns soviel sie konnten, hatten aber selber nur wenig. Bis Neujahr konnten wir uns noch so eben sattessen; dann fing die schwere Hungerszeit an. Doch der Herr wußte einen Elias in der Teurung zu erhalten, und hat auch uns vor dem Hungertode bewahrt. Manchmal hatten wir nichts, — kein Brot, auch keine Grütze. Eines Tages war ich sehr traurig; wie sollte es werden? Hatten nichts mehr zu essen, nur ein Eßlöffel voll Mehl war noch vorhanden. Ich sprach zu meinem Manne darüber; er verwies mich auf die Hilfe des Herrn. Und denkt euch, teure Geschwister, noch

denselben Tag kam eine Schwester und brachte fünf Pfund Mehl. O, wie leuchteten die Augen unserer Kinder! Wir dankten dem Herrn unter Tränen. Ein andermal schickte uns jemand einen ganzen Laib Brot. Wir weinten vor Freuden. Der Herr hat Großes an uns getan! Ich könnte noch viele ähnliche Beispiele von der wunderbaren Durchhilfe Gottes erzählen. Wir waren alle sehr mager, und auf dem Felde und im Garten sollte gearbeitet werden. Haben alles mit der Sacke eingebracht und später mit den Händen gejätet.

Nach langem Warten und Beten kam endlich die amerikanische Mithilfe. Wie freuten wir uns darüber! Wir hatten nur das aus der N. M. K. Küche. Morgens 1 Zwieback, mittags einen Teller voll Grütze, Reis oder Kafao, abends kochten wir uns von Rübenblättern eine Suppe. O, teure Geschwister dort drüben, wenn ihr nicht mit eurer Hilfe gekommen, wo wären wir dann?! — Gottlob, in diesem Jahre ist es schon viel leichter. Obzwar wir uns noch nicht an Brot sattessen können, so haben wir außer der Küche doch noch Gemüse und auch Grütze. Der Herr vergelte allen, allen teuren Geschwistern dort drüben, was sie an uns getan! Einen herzlichen Gruß mit Eph. 6, 9—10 sendet allen Geschwistern eure geringe Schwester im Herrn,

G e r t r u d e R e i m e r.

Rüdenau. Juni 1923.

---

Amerikanische Hilfsaktion. Ps. 68, 21.

Sie sprach: „Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben.“ Und setzte sich gegenüber, hub ihre Stimme auf und meinte. 1. Mose 21, 16.

Das Auge voll Tränen, die Seele voll Garm,  
Die Mutter sie irrt mit dem Kinde im Arm;  
Ihr Krüglein ist leer, ihr Herze schwer,  
Rings dehnt sich das Feld, doch kein Ahrenmeer.

„O, Mutter, mich hungert!“ so wimmert das Kind;  
Sie rennet sich wund und sie luget sich blind;  
Wohin sie auch schaut, im Felde nur Kraut,  
O schreckliche Marter, der Mutter graut.

Da nimmt sie das Kind verzweifelt vom Schoß  
Und wirft es zur Seite und reißet sich los;  
Sein jammervoll Flehn, sein langsam Vergehn,  
Es bricht ihr das Herze, sie kann es nicht sehn.

Sie setzt sich von ferne mit starrendem Blick,  
Da tönet's in's Ohr ihr wie Engelmusik;  
Der Nachricht sie lauscht, die von Mund zu Mund  
rauscht,  
Verzweiflung ist mit Entzücken vertauscht.

Die Hilf' aus Amerika ist ja erschienen;  
Wie haben verändert sich traurige Mienen;  
Verzweiflung war nah, nun Hoffnung ist da.  
Gott segne Euch, teuerste Brüder allda!

Der gnädig die hungrigen Raben ernährt,  
 Und Futter den Jungen der Löwen beschert,  
 Der hörte das Schreien, der sahe die Pein,  
 Der schwachtenden Kinder und blieb nicht von Stein.

(Nach R. Geröf.)

J u l i u s T h i e ß e n,  
 Prediger der Margenauer Kirche.)

Paulsheim, den 18. Mai 1923.

Gelobet sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf,  
 aber er hilft uns auch (Sela). Wir haben einen  
 Gott, der da hilft, und den Herrn, Herrn,  
 der vom Tode errettet.

Pf. 68, 20. 21.

Dieses haben wir reichlich erfahren dürfen. Wie waren die Aussichten so trübe und dunkel im Herbst 1921! Mißernte, Bürgerkrieg, überhaupt gesetzlose Zustände; da sind viele Gebete um Hilfe zum Himmel emporgestiegen, und Gott sei Dank, nicht vergeblich. Wir haben Gottes Hilfe erfahren. Wie wurden wir voll froher Hoffnung, als Prof. Wv. Millers erster Brief in den Versammlungen vorgelesen wurde, worin uns Hilfe von den fernen amerikanischen Brüdern versprochen wurde! Es verging ja noch viel Zeit, bis die gespendeten Lebensmittel hier ankamen, aber endlich, im März 1922, durften wir von Halbstadt die erste Zuteilung holen. Schreiber dieser Zeilen hat die Verteilung, als Vorsitz der Ortskomitees, die ganze Zeit geleitet und hatte daher täglich Gelegenheit zu sehen, wie froh und mit

Dank gegen Gott und die lieben Spender das Essen empfangen wurde. Dank dieser Hilfe haben wir keinen Todesfall durch Hunger in unserem Dorf zu verzeichnen. Einen Wunsch hört man oft aussprechen, nämlich auszuwandern nach Amerika, um in einer Gesellschaft zu leben, wo solche Nächstenliebe gepflegt wird.

Zum Schluß ein herzliches „Vergelts Gott.“

D i e t r i c h   S e i d e b r e c h t.

Süd-Rußland, Laurien, Kreis: Verdjansk, Wolost: Tschernigowka. Mariawohl, 1. Juni, 1923.

---

### Gott sorgt für dich.

Das Fischlein in dem Bache,  
Der Sperling auf dem Dache,  
Erhalten aus des Höchsten Hand  
Gewiß ihr täglich Brot gesandt;  
Bist du nicht mehr als sie?

Die Lilien dort im Garten  
Im weißen Kleid, dem zarten  
Und alle Blumen groß und klein  
Sie kleidet Gott der Herr so fein;  
Bist du nicht mehr als sie?

Drum sorge nicht für morgen!  
Dein Gott wird für dich sorgen.  
Halt gläubig offen deine Hand;  
Er gibt auch dir Brot und Gewand,  
Bist du nicht Gottes Kind?

R. R I a s s e n, Lehrerin.

**Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten.**

Sprüche 19, 17.

Durch Gottes Fügung gestalteten sich die Verhältnisse bekanntlich so, daß hier in Rußland viele, viele Familien in die äußerste Not gerieten. Wenn die Kinder im Winter sehr notdürftig gekleidet und oft vor Kälte zitternd in die Schule kamen; wenn sie infolge von Unterernährung mit glanzlosen Augen teilnahmslos dasaßen und vor Schwäche dem Unterrichte nicht folgen konnten; wenn viele Eltern sahen, wie das frische Wangenrot ihrer Lieblinge einer fahlen Totenblässe weichen mußte, wie die Augen immer tiefer in die Höhlen sanken und die abgezehrten Händchen mit jedem Tage durchsichtiger wurden: dann rang sich die Bitte um das tägliche Brot aus der Tiefe gepreßter Elternherzen heraus. Dieser Armen erbarmten sich unsere Brüder jenseits des Ozeans. Tausende blieben und bleiben durch die reichen Spenden von drüben vor dem sicheren Hungertode bewahrt. Die Spenden sind Einlagen in die Reichsbank unseres himmlischen Vaters; sie wurden dem Herrn geliehen, und deshalb gilt jedem Geber die Verheißung: Der wird ihm wieder Gutes vergelten. Daß es in reichem Maße geschehen möchte, ist das aufrichtige Gebet vieler dankbaren Empfänger in Rußland.

Lehrer **J s a a f B. R e g e h r,**  
Alexanderkrone.

Süd-Rußland, Gouv. Laurien, Kreis Verdjansk, Wolost  
Galbstadt.



### Ein Tag in schwerer Zeit (1922).

Es ist ein lieblicher Ostermorgen. Die Sonne spendet freigiebig ihr herrliches Licht. Dieser Friede herrscht in der Natur. Sie nimmt andächtig teil an der Siegesfeier ihres Schöpfers.

Wie mag es wohl in den vom hellen Sonnenlichte umfluteten Häusern des lieblich gelegenen Dorfes N. aussehen? Es herrscht eine außergewöhnlich ernste Stimmung in denselben. Wohl belebt die Erinnerung an den Triumph Christi über Tod und Grab die Hoffnung vieler, doch die furchtbare Teuerung lastet auf den Gemütern. Viele Gebete steigen zum Throne des Höchsten empor. In einem Hause betet der Vater: „Gott, der du Georg Müllers Waisenhaus mit etwa 2000 Kindern täglich versorget hast, du wirfst doch auch für meine Familie sorgen . . .“ Am Frühstückstische gibt es eine Überraschung. Die beiden Jüngsten des Hauses haben einige Tage die weißen Brötchen, die sie in der „Amerikanischen Küche“ bekamen, auf die Seite gelegt, um heute allen Familiengliedern mit denselben aufzuwarten. Diese Selbstverleugnung der Kinder berührt tief das Herz des Vaters (Mütterchen ist seit zwei Jahren daheim beim Herrn). Nach Tisch besucht Vater eine kranke Frau, deren leiblicher Zustand hoffnungslos ist. Eine kurze aber schwere Lebensgeschichte hat die Leidende. Sie ist noch nur 24 Jahre alt. Die Freude am Herrn ist ihre Stärke. Tiefe Sehnsucht nach der oberen Heimat erfüllt ihre Seele. Hat sie doch die Wahrheit der Worte: „Täuschung nur hat diese Welt,“ bitter erfahren. Nach wenigen Tagen schon ging sie heim.

Wie der Vater N. in sein Haus zurückkehrt, eilt seine Jüngste ihm mit den Worten entgegen: „Papa, uns hat je-

mand einen Korb mit Nahrungsmitteln geschickt!“ Wer es getan, wisse sie nicht. In froher Herzensstimmung gehen wir nun in die nahe Versammlung. Der ganze Tag liefert uns den Beweis von der Güte und Treue unseres himmlischen Vaters, der die Seinen nicht verlässet noch versäumet. Sein Name werde gepriesen!

Prediger Jakob Reimer.

Rückenau. Mai, 1923.

### Sorge nicht!

Herz, laß das Sorgen sein,  
Sorgen schafft Angst und Pein  
Und frommt doch nicht;  
Vertrau' auf Gott den Herrn  
Sein' Hilf' ist dir nicht fern,  
Gott schlummert nicht!

Sieh nur die Lilien an,  
Wer hat sie angetan  
Mit solcher Zier?  
Gott webt zu aller Zeit  
Ihnen das Feierkleid,  
Webt es auch dir.

Nimm doch der Vöglein wahr,  
Die, aller Sorgen bar,  
So fröhlich sind;  
Gott nährt sie spät und früh,  
Bist du nicht mehr als sie,  
Nicht Gottes Kind?

Gotteskind, hörst du nicht,  
 Wie so vernehmlich spricht  
 Dein Jesus Christ?  
 „Herz, laß dein Sorgen sein,  
 Trachte nach dem allein,  
 Was droben ist.“ (Ausgewählt.)

R a t h. I f t.

Geb. Braun, Tochter des Lehrer Abr. Braun in Gnadenfeld. Fürstenwerder, 12. Mai, 1923.

„Ehe sie rufen, will ich antworten.“ Jes. 65, 24.

Wohl nie sind in der Molotschna soviel bange Fragen zu Gott emporgestiegen, als in den letzten schweren Kriegs- und Hungerjahren, aber auch nie hat sich Gott in seiner erbar- menden Liebe herrlicher offenbart, als gerade in der Drang- salszeit, besonders durch die vielen, handgreiflichen Antwor- ten auf das Schreien der Seinen. Wir müssen staunen und anbeten, wenn die Tatsache vor unsere Seele tritt, daß der Herr nun schon über ein Jahr durch die teuren amerikani- schen Brüder Antwort auf die vielen Seufzer und Fragen der Vergangenheit und Gegenwart sendet. Aus tiefstem Herzensgrunde danken wir ihm und seinen Kindern in der Ferne für die großen Opfer, die sie bringen. Wir stimmen mit dem Psalmisten in den Jubelgesang: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und Seine Güte währet ewig- lich.“ Groß ist der Herr, und ehe wir rufen, antwortet er auf große und auf kleine Fragen.

Ein Beispiel davon aus eigener Erfahrung. Ostern, am 2. Feiertag, wurde ich von der Grippe ergriffen, welche mich

ungefähr eine Woche an die Stube fesselte. Die Krankheit war nicht besonders schlimm, aber recht geeignet, das Gemüt nervös zu stimmen. „Wie kann deine Krankheit zu unserem Besten dienen?“ fragte an einem Nachvesper meine liebe Frau. „Um nervös zu werden, gewiß nicht,“ dachte ich bei mir, konnte jedoch in dem Augenblick keine bestimmte Antwort finden. Die Frage wurde Donnerstag nach Ostern gestellt. Die Sonntagschullehrer- und -Lehrerinnen hatten des Abends Vorbereitung für den kommenden Sonntag. Gerne wäre ich, wie immer, dabei gewesen, doch diesmal durfte ich es nicht. Des Abends hatten wir Besuch. Nachdem er sich entfernt, setzte meine Frau sich zu mir und gab mir gedörrtes Obst, das ja oft ein Balsam für Kranke ist. Möglich ertönte draußen ein Gesang: „Brauch ich mehr als dich, mein Heiland“ usw., und „Einzig dich, mein Herzensheiland“ usw. Unsere Unterhaltung stockte; das getrocknete Apfelsüß im Mund blieb unverändert. Wunderschön klangen die Jesuslieder. Tränen rollten über unsere Wangen, denn wir spürten, daß Gott durch die lieben Sonntagschullehrer und -Lehrerinnen, die die schöne Gewohnheit haben, Kranken vorzusingen, mächtig zu uns gesprochen und auf die Frage meiner lieben Frau geantwortet. „Wie kann deine Krankheit zu unserem Besten dienen?“ war die Frage. Antwort von Gott durch die Sänger: „Um in der Stille tief zu erkennen, daß wir in jeder Lebenslage vollständig genug haben, wenn wir J e s u m haben: „Brauch ich mehr als dich, mein Heiland. Dich zu haben, zu genießen, geb' ich alles gerne dran!“ Wir danken Gott für die wunderbare Antwort, denn sie ist so tief, tröstend und passend, nicht nur für unsern Fall, sondern für alle Verhältnisse und alle Kinder Gottes.

D a v i d R o r . D ü r k f e n ,

Lehrer an der Fortbildungsschule in Alexandertal. 1923.

Mein frommes Lied.

Flieg aus, flieg aus, mein frommes Lied,  
 Mit himmlisch leichten Schwingen,  
 Und wo ein Herz die Freude flieht,  
 Dem sollst du froh erklingen.  
 Es hat die Welt kein fühlend Herz,  
 Für fremde Not und Leiden;  
 Mein Lied fühlt tief, es hebt den Schmerz  
 Und bringt der Seele Freuden.

Flieg aus, flieg aus, mein frommes Lied,  
 Dahin, wo Tränen tauen!  
 Führ' Seelen hin, wo Heil erblüht,  
 Dem Dürst'gen zeig' den frischen Quell,  
 Wo Gnab' und Friede fließen,  
 Wo jede Schuld und Pein gar schnell,  
 Für immer weichen müssen.

Flieg aus, flieg aus, mein frommes Lied,  
 Wo sich der Tag geneiget,  
 Und durch des Tales Dunkel zieht  
 Ein mattes Herz gebeuet.  
 Zeig ihm den sichern Hoffungsstab,  
 Daß sich die Augen lichten!  
 Und trostvoll über Tod und Grab.  
 Zur Herrlichkeit sich richten!

(E. Gebhardt.)

Eingefandt von Marie Reimer,  
 (Absoventin d. Gnadenfelder Mädchenschule.)  
 Gnadenfeld. Juni 1923.

Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir ernten, ohne Aufhören. So wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes tun an jederman, allermeist aber an des Glaubens Genossen. Gal. 6, 9. 10.

Wie trübe und ängstlich schauten wir in die Zukunft im Winter 1921—1922, als wir durch Mißernte und Kriegszustände sozusagen ohne die nötigen Nahrungsmittel, ohne Arbeitspferde, meistens ohne hinreichendes Brennmaterial dastanden. Heiße Gebete sind da zu Gott emporgestiegen um Hilfe; besonders die vierte Bitte aus dem Gebet des Herrn: „Unser täglich Brot gib uns heute,“ ist wohl nie so ernst ausgesprochen worden, wie damals, und Gott sei Dank, nicht umsonst. Der liebe himmlische Vater rührte die Herzen unserer Glaubensgenossen im fernen Amerika, und sie haben unendlich viel getan zur Vinderung unserer Not und werden bis auf diesen Tag nicht müde, Gutes an uns zu tun. Wir sagen den lieben Spendern im fernen Amerika ein herzliches „Dankeschön.“ Möge der liebe Gott seinen Segen reichlich über sie ausschütten und lasse sie für ihre guten Taten ernten ohne Aufhören.

Infolge der Trennung von Kirche und Staat, stand dem Lehrer der Dorfschule nicht frei, den Kindern Unterricht in Religion zu erteilen und wurde Schreiber dieser Zeilen gebeten, die Kinder in Religion zu unterrichten. Möge der liebe Gott seinen Segen dazu geben, daß manches Körnlein des Wortes Gottes in den Herzen der Kinder keime, wachse und Frucht bringe fürs ewige Leben, eingedenk der Worte des Dichters: „Säe den Samen der Wahrheit nur, Säe im Blick auf des Heilandes Spur. Ob du ihn erntest erst dort oder hier, Sicher bleibet die Ernte dir!“

Peter S. F o t h.

Mariatwohl, Post Gnadenfeld, Kreis Verdjansk.

**Wirket, solange es Tag ist!**

Matthäus 25, 34—36.

Es hadert heute viel der Mensch mit seinem Gott,  
Er schilt ihn ungerecht und treibt jedweden Spott,  
Und wahrlich, in dem Sturm der gegenwärtigen Zeiten  
Mag nur ein gläub'ger Christ ohn' Wanken siegreich streiten.

„Ihr werdet hören viel von Krieg und Kriegsgeschrei,  
Ihr werdet Greuel sehen, manche Thrannei;  
Die Ungerechtigkeit wird allenthalben walten,  
Und ach! in vielen wird alsdann die Lieb erkalten.“

So sprach der Heiland scheidend zu der Seinen Schar,  
Daß sie gewappnet sei in jeglicher Gefahr,  
Und: „Hört ein neu Gebot: ihr sollt einander lieben,  
Als Zeichen meiner Jüngerschaft die Liebe üben!“

Seither hat diese Lieb, erfinderisch stets und treu,  
Auf weitem Rund der Erde, wo's auch immer sei,  
Im tätigen Liebesdienst, stets herrlich sich entfaltet,  
Daß auch die Welt erkennt, wo Christi Liebe waltet.

Zwar scheint des Meisters Dienst gering und niedrig oft,  
Die Aussicht, ach, so trüb, wo Großes man gehofft.  
Doch wisse: nicht Gewalt verlangt er von den Seinen,  
Den größten Lohn empfängt dereinst die Treu im Kleinen.

Hier lohnt oft schnöder Undank auch die reinste Tat.  
Galt fest an Jesu Wort, wie er verheißten hat:  
„Was dem Geringsten du in Krankheit und im Leiden  
Getan, galt mir. Geh' ein zu deines Herren Freuden!“

Drum auf zum Liebeswerk, wozu dich Gott erkor!  
 Schon bricht aus Zions Höh'n ein neuer Tag hervor.  
 „Ich komme bald!“ verheißt der Heiland seinem Samen.  
 Und jauchzend widerhalt's: „Ja, komm, Herr Jesu. Amen.“

Gedicht vom verstorbenen Jakob Jak. Thiessen, Lehrer der Alexandertaler Fortbildungsschule; eingesandt von seiner Frau, S e l e n e T h i e s s e n, geb. Fröse, Lehrer an derselben Schule.

### An die lieben Glaubensgenossen in Amerika!

Der Herr hat Großes an uns getan! Das darf auch ich mit meiner Familie am heutigen Tage sagen. Eine schwere Zeit, wo der liebe Gott mal den Brotkorb höher hob, haben wir durchlebt, um uns zu sagen: „Verlaßt euch nicht auf eigene Kraft, sondern vielmehr auf mich!“ Ja, wir haben es gelernt, auf ihn, den Allerhöchsten, zu blicken und zu sagen: „Der du den Raben geboten, daß sie den Elia versorgen sollten, du bist derselbe noch, und du kannst auch heute dieselben Wunder tun.“ Nun, der Herr hat es getan, ihm sei Dank dafür.

Im Geistlichen hat der Herr uns auch gesegnet durch den lieben Bruder Hofer. Viele Sünder haben sich zum Herrn gewandt, Vergebung ihrer Schuld erlangt, zu welchen auch meine Frau und ich gehören. Der Herr hat uns zu sich gezogen aus lauter Gnade. Ihm sei Lob, Ehre und Preis gebracht!

Der Herr hat uns auch irdisches Glück gesandt. Nach fünfjährigem Eheleben hat er uns das erste Kind (einen Sohn) geschickt. Wir sehen, daß der Herr nach allen Seiten hin darauf bedacht ist, wie er uns versorgt. Einmal braucht



er den Hunger, woran viele gestorben sind, um uns den Ernst des Lebens vor Augen zu führen; dann wieder braucht er euch, lieben Freunde, die uns das Brot schicken, um uns seine Allmacht zu zeigen. Drittens braucht er Gnade und Liebe zu armen, schuldbeladenen Sündern, und viertens offenbart er uns seine Güte.

Im Hinblick auf die Zukunft will ich getrost sein, denn ohne seinen Willen fällt ja kein Sperling vom Dache. Wenn uns die Wege auch manchmal unverständlich vorkommen, so soll unser Losungswort doch stets lauten: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Ein Gruß mit Psalm 23..

D a v i d S e i n r. K e i m e r, Chorleiter.

Rückenau, Post Halbstadt, 7. Juni, 1923.

---

Durch deine Gnade haben wir  
 Auch heute unser Brot.  
 Wir nehmen's hin und danken dir,  
 Du lieber treuer Gott! (Ausgewählt.)

E v a n g e l i n a K e m p e l, Lehrerin

Gnadenfeld. September 1922.

---

### Ein herzliches Dankeswort

an unsere lieben mennonitischen Geschwister in Amerika.

Nach vielen heißen und hangen Tagen,  
 Wo Kriegesfluten verheert das Land  
 Und man in gar schweren Lebensklagen  
 Vor Bergen von lauter Trübsal stand,  
 Da kam noch der Hunger als Bundesgefähr't  
 Der Not, vor dem man umsonst sich gewehrt.  
 Der mehrte das Elend nun vollends noch  
 Und hielt seinen Einzug und siegte doch.

Da erweckte der Herr unserer Brüder Herzen  
 Dort in dem fernen Amerika.  
 Wir dauerten sie in unsern Schmerzen,  
 Und siehe, es war bald Rettung da!  
 Man sparte nicht Mühe, nicht Geld noch Zeit,  
 Und jedes fand sich zur Hilfe bereit  
 Und eilte mit Freuden, zu lindern die Not,  
 Zu retten die Brüder in Rußland vom Tod.

Gabt Dank, Geschwister, dort in der Fern,  
 Gabt innigsten Dank! Gott segne Euch!  
 Ihr tatet das Werk der Rettung gern  
 Und waret an Liebe und Mitleid reich;  
 Ihr reichtet die Hände uns über's Meer  
 Und kamet als rettende Engel her;  
 Ihr liehet Eu'r Brot über's Wasser fahren;  
 Das findet ihr wieder nach diesen Jahren.

Ihr offenen Hände, Gott segne euch!  
 Er fülle euch wieder mit reichem Gut!

Ihr Herzen voll Liebe, an Mitleid reich,  
 Was ihr an uns tatet und jetzt noch tut,  
 Das wolle vergelten euch Gottes Hand,  
 Die allzeit zum Segnen bereit sich fand.  
 Ihr rettenden Hände, ob arm, ob reich —  
 Ihr lieben Geschwister, Gott segne Euch!

S. D. P e n n e r.

Konteniusfeld, Gnadenfeld Wolost.

Lehrer.

### Ein Lichtbild aus dunkler Zeit.

Es war am 1. Februar 1922, als ein Mann aus einem etwa 18 Werst von uns entfernten Russendorfe zu mir kam, und mich fragte: „Welchen Tag muß man feiern, Sonntag oder Sabbat?“ Das Dorf war berühmt durch böse Taten. Der Mann, ein Russe, und Handwerker, erzählte mir dann seine Lebensgeschichte. Schon lange hat er den Herrn gesucht und zwar zuerst in der rechtgläubigen Kirche. Sein Herz sehnt sich nach Frieden, und als in der Kirche auch aufgefördert wurde zum Kriege, hatte ihn das abgestoßen. Den Weg zu Christo kannte er nicht, da in dem Dorf niemand bekehrt war. Auch während des Krieges, wo er mobilisiert gewesen, hatte er keine Gläubigen getroffen. Nach dem Kriege kommt zu ihnen ein Sabbater und predigt ihnen aus Gottes Wort. Das lautere Evangelium war den Leuten ganz unbekannt, und etliche aus dem Dorfe schlossen sich den Sabbatern an, so auch dieser Mann. Aber als ihm gesagt wird: „Jetzt mußt du den Sabbat feiern,“ wird er stutzig. Die ganze Christenheit feiert den Sonntag, warum sollen sie den Sabbat feiern? — Hier findet er sich nicht durch. Er denkt bei sich: „Die Mennoniten sind klüger, die werden darüber Aufschluß geben können.“ So kam er zu mir.

Nach einer etwa 3-stündigen Unterredung an der Hand der Bibel, nicht nur, ob Sonntag oder Sabbat, sondern ob Christus oder das Gesetz (darum es sich ja handelt), wählte er Christum. Er lud mich ein, sie zu besuchen, was auch geschah am 20. November vorigen Jahres, mit einem Br. Joh. Hübert, Mariental. Es war furchtbare Hungersnot dort. Die Russen sind sonst sehr gastfrei, aber hier war es für sie schwer. Sie hatten nichts zu essen, nicht einmal Pils zum Trinken, auch nicht einen Tropfen Öl. Wir hatten etwas Brot und Grütze mit und teilten das mit ihnen. Als nun die Leute im Dorfe erfuhren, daß ein Prediger des Evangeliums gekommen, strömten viele herzu. Es war die erste evangelische Versammlung in dem Dorfe. Angeregt durch den Adventismus haben viele angefangen, nach Wahrheit zu suchen, auch sind sie müde aller Politik. Wir hatten sehr schöne Versammlungen, und das Wort wurde mit Freuden aufgenommen. Der Mann, welcher bei mir gewesen war, glaubte an die Vergebung seiner Sünden. Wir waren zwei Tage dort, hatten Versammlungen und besuchten die Leute in den Häusern. Sie luden sehr ein, wiederzukommen.

Ich arbeite viel unter den Russen in der Ausbreitung des Evangeliums, aber es währte über ein Jahr, bis der Herr uns wieder dorthin führte. Der gläubig gewordene Mann war im Frühling vorigen Jahres in eine brotreichere Gegend gezogen, um sein Leben zu erhalten, und seitdem ist nichts von ihm zu hören. Aber der Geist Gottes hat weiter gearbeitet. Etliche Leute aus dem Dorfe versammelten sich immer wieder und forschten in Gottes Wort. Auch waren einmal zwei russische Brüder und eine Schwester dort gewesen und hatten Versammlungen gehalten. Als ich dieses Dorf zum zweitenmal besuchte, am 28. April d. J., war dort ein kleines Häuflein, etwa sechs Personen, die sich beständig um

Gottes Wort versammelten. Sie hatten sich von der rechtgläubigen Kirche losgesagt, aber den lebendigen Glauben hatten sie nicht. Auch hatten sie etliche geistliche Lieder singen gehört, die sie jetzt nach eigener Melodie sangen. Jedoch hatten sie niemanden, der ihnen das Wort auslegte. Diese Gruppe hatte keine Bibel, nicht einmal ein ganzes neues Testament. Ich habe ihnen jetzt eine Bibel geliehen. Wir hatten Sonntag dort sehr große Versammlungen, mit Erlaubnis der Regierung, unter freiem Himmel. Das ganze Dorf kam in Bewegung. Gott segnete sein Wort. Nun ist es ja immer, daß wo der Geist Gottes wirkt, auch der Feind nicht ruht. Der Geistliche des Ortes und seine Helfer versuchten, entgegenzuarbeiten und sogar die Versammlung zu stören, aber es gelang ihnen nicht. Viele waren erfaßt vom Worte Gottes, und wir haben auch schon Frucht sehen dürfen. Etliche von den suchenden Seelen fragten mich, was sie zu tun hätten, um bald getauft zu werden. Ich erklärte ihnen daß „wer da g l a u b e t und getauft wird, soll selig werden.“ Einen Glauben, der da ewiges Leben gibt, hatten sie noch nicht. Jedoch etliche Tage später besuchte mich einer von ihnen und bekannte, er habe Vergebung seiner Sünden und mit ihm noch etliche von ihnen. Jetzt wünschten sie, auf diesen ihren Glauben getauft zu werden.

So wirkt Gott durch seinen Geist und Sein Wort mächtig in unserm Vaterlande. Fast in jedem Dorfe wird das Evangelium verkündigt. Es bekehren sich Seelen und es entstehen Gemeinden, die oftmals stark anwachsen. Davon könnten wir manch ein liebliches Bild malen. Wir durchleben manches Schwere, aber rühmen Gottes große Taten. Und wenn Gott uns dann auch braucht, um sein Reich zu bauen, so beugen wir uns, beten an und danken.

H e i n r i c h G e n n s,

Pred. der Alexandertaler Menn. Brüdergemeinde und Mitglied der Russischen-Evangelischen Zeltmission; Sohn des verstorbenen Predigers Jakob Enns von Liegenhof. Meine Frau, Katharina, Tochter von Franz Janzen, dessen Onkel Franz Janzen vor Jahren nach Amerika zog.

Alexandertal, am 10. Mai 1923.

### Des Engels Lied.

Es ist wohl um die Mitternacht,  
Die Erde liegt im Traum.  
Da fliegt ein lichter Engel sacht  
Hin durch den Weltenraum.

In seinem Arm der Engel hält  
Ein Kindlein, zart und klein.  
Er trägt's hinunter in die Welt,  
Die Welt voll Schmerz und Pein.

Indem der Engel abwärts schwebt,  
Mit leiser Stimm' er singt  
Ein Lied, in dem er Gott erhebt;  
Wie wundervoll das klingt!

Er singt von Gottes Wundermacht,  
Wie er die Menschen liebt.  
Und von des Paradieses Pracht,  
Wo's keinen Schmerz mehr gibt.

Wie unter Lebensbäumen dort  
Die Sel'gen sich ergeh'n.  
So schön, so herrlich ist der Ort,  
Wie ihn kein Aug' geseh'n. —

Der Engel singt. Und alles lauscht  
 Der nie gehörten Weise.  
 Der Fluß, der eben laut gerauscht,  
 Er plätschert nur noch leise.

Die Wolken und die Sternlein all',  
 Die Bäume und der Strauch;  
 Es lauscht das ganze Weltenall.  
 Man hört kaum einen Hauch.

Dem Kind, das an des Engels Brust,  
 In seinen Armen schlief,  
 Ihm drang das Lied, ob unbewußt,  
 Doch in das Herz so tief.

Und als es nun auf Erden war,  
 Hört's manche Melodie.  
 Und ob's auch währte Jahr um Jahr:  
 Dies Lied vergaß er nie.

Und voller Sehnsucht blieb sein Herz  
 Bei allem Erdenglück.  
 Des Engels Lied zog himmelwärts,  
 Zur Heimat es zurück. —

(Von Djermonow.)

Aus dem Russischen frei übertragen von  
 Helena Garder,  
 Tochter des Predigers und Dichters, Bernh. Garder.  
 Steinbach. Juni, 1923.

### Der alte Gott Eliä lebt noch . . .

Da ich Leitender der Gnadenfelder „Professionellen Schule“ und zugleich auch Prediger des Evangeliums war, so bekam ich mitten im Jahr den Befehl, mein Amt niederzulegen und die Schule sofort zu verlassen. Dazu stellte man mich unter polizeiliche Aufsicht und belegte mich mit einer hohen Geldsumme. Das waren Stunden, in denen der Glaube auf eine harte Probe gestellt wurde. Wie bitter weh tat es, die geliebte Arbeit auf so eine Art verlassen zu müssen! Hatte ich doch 36 Jahre lang mit Schulen zu tun gehabt . . . Und das viele Geld! In 48 Stunden sollte es da sein. Der Vorstand wußte weder aus noch ein. Um die Summe aufzubringen, sollte ich einen bedeutenden Teil meiner Nahrung verkaufen. Ich klagte Gott meine Not. Was hätte ich sonst auch tun können? Bald legte sich die Stimme in meinem Innern, und ich konnte vertrauensvoll zu meiner mit mir betenden Familie sagen: „Gott kann uns vor dem Hunger bewahren, auch wenn wir unser Korn verkaufen müssen!“ Und der Herr half wunderbar. Zur festgesetzten Stunde konnte ich das Strafgeld erlegen, und an demselben Tage erhielt ich auch noch eine Anweisung auf ein Paket Lebensmittel. Er, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, gab es meinem früheren Schüler in Amerika ins Herz, mir etwas zu schicken und zu so einer Zeit, da ich es am nötigsten brauchte.

Leitender Prediger der Sparrauer Gemeinde,

Korn. Martens.

Mai 1923.





**Walt' Gott.**

Gestern stürmt's noch, und am Morgen  
Blühet schon das ganze Land. —  
Will auch nicht für morgen sorgen,  
Alles steht in Gottes Hand.

Bug' dich nur in Gold und Seiden:  
In dem Felde, über Nacht,  
Engel Gottes Lilien kleiden  
Schöner, als du's je gedacht.

Sonn' dich auf des Lebens Gipfeln:  
Über deinem stolzen Haus  
Singt der Vogel in den Wipfeln,  
Schwingt sich über dich hinaus.

Vögel nicht, noch Blumen sorgen,  
Hat doch jedes fein Gewand. —  
Wie so fröhlich rauscht der Morgen!  
Alles steht in Gottes Hand.

(Joseph Lih v. Eichendorf.)

Marie Braun,

Tochter des seligen Dorfschullehrers, Abraham Braun.  
Gnadenfeld. Juni 1923.



**Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten  
Brüdern, das habt ihr mir getan.**

Langsam, aber sicher, reckte der Hungertod seine knöchernen Hand nach dem Mennonitenvölklein aus. Mit besorgtem Herzen sah ihn mein lieber Gatte, der krank darniederlag, sich nähern. Die vielen Sorgen machten sein schweres Leiden immer schlimmer. Wohl wurde viel von der Mithilfe geredet, aber sie kam und kam nicht. Wir hatten auch Bittadressen auf Food-Drafts zu unsern lieben Verwandten geschickt. Endlich war die Hilfe aber doch wirklich da. Bald erhielten wir auch eine Anweisung auf ein Food-Draft. Wir holten denselben ab und ich durfte noch gemeinsam mit meinem kranken Gatten davon genießen. Dann ging er bald hinüber in die ewige Heimat, ohne seine Hoffnung, zu euch hinüberzukommen, erfüllt zu sehen. Später erhielten wir noch mehr Food-Drafts, die uns auch sehr viel geholfen haben. Ich rufe euch allen lieben Brüdern, die Food-Drafts nach Rußland gesandt haben, den obigen Spruch als Vergeltung zu. Besonders aber danke ich meinen lieben Freunden und Verwandten, die an mich gedacht.

W i t w e E l i s a b e t D ü r k s e n .

Sierschau. Mai 1923.

---

**Dankbar rückwärts! Liebend seitwärts! Mutig vorwärts!  
Gläubig aufwärts!**

**D a n k b a r r ü c k w ä r t s** richten wir erstens unsere Blicke, wenn wir der verflossenen letzten drei Jahre gedenken, als wir, unserer irdischen Heimat beraubt, ganz arm, verjagt, elend und matt, hier an der Molotschna eine Zufluchtsstätte fanden und nun hofften, es würde mit der Zeit sich alles wieder finden. Doch es kam anders: Der Bürgerkrieg wurde fortgesetzt und verschlang die letzten Reste des beweglichen Vermögens und der Zugkraft. Dazu kamen die dürren Jahre 1921 und 1922, die unseren Ort — Gnadenfeld — ganz besonders heimsuchten und uns auf eine harte Geduld- und Glaubensprobe stellten. Da hieß es in der Tat und in der Wahrheit, hoffen und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet. Und die Hoffnung ließ uns ja auch nicht zuschanden werden.

Als im Aprilmonate vorigen Jahres die amerikanische Hilfe erschien und wir statt verkommener Ölfuchen (dieselben waren vor drei Jahren zu Brennmaterial gekauft), mit denen wir seit einiger Zeit unsern Hunger stillten, kräftige Mehlsuppen von amerikanischem Weizmehl genießen durften, da fühlten wir uns neugestärkt.

**L i e b e n d** schauen wir zweitens **s e i t w ä r t s** und lassen unsere Blicke im Geiste über den Atlantischen Ozean schweifen, hoffend, dort die opfer- und freiwilligen Geber der reichlichen Spenden zu sehen und ihnen zuzurufen: Vergelt's euch tausendfach der treue himmlische Vater, was ihr an uns armen Rußländern getan und noch tut, denn menschlich gesprochen, wäre unsere, 19 Seelen zählende, Familie verhungert und verkommen ohne eure kräftige Mithilfe.

M u t i g v o r w ä r t s soll drittens unsere Losung heißen und nicht zurückgeschaut, sondern von frischem gehofft, gekämpft, geglaubt und gearbeitet. Wohl hofften wir eine Zeitlang bebenden und freudigen Herzens, daß uns, armen Flüchtlingen, jenseits des Ozeans eine neue Heimat winke, doch da es sich leider nur als eine schöne „Fata Morgana“ erwies, so bleibt nichts anderes übrig, als die Blicke viertens g l ä u b i g a u f w ä r t s zu richten, wissend, daß unsere Hilfe erstens von dort kommt, dann aber auch glauben, daß er die Menschenherzen wie Wasserbäche lenken kann, und auch unsere Versuchungen so ein Ende gewinnen werden, daß wir's ertragen können. Noch sind die Prüfungen nicht zu Ende; nach wie vor bleibt Schmalhans Küchenmeister; sehr wenig gesät, dazu wieder eine Dürre. Doch wir wollen nicht verzagen und glauben, daß „Was unser Gott geschaffen hat, Das will er auch erhalten. Darüber will er früh und spät Mit seiner Gnade walten. In seinem ganzen Königreich ist alles gleich. — Gebt unserm Gott die Ehre!“

Euch, lieben Amerikanern, nochmals im Geiste herzlich die Hand drückend und uns eurer Fürbitte empfehlend, im Namen vieler ein Flüchtling,

J a k o b C o r n e l. R e i m e r.

Früher wohnhaft gewesen in Wiefenfeld, Post Stat. Saiszewo, Pawlograder Kreis, Gouv. Sefaterinoslaw; gegenwärtig Post Stat. Gnadenfeld, Verdjaner Kreis, Gouv. Sefater, Ukraina.

---

Herz, sei still.

Sei still, sei still, du darfst nicht trauern,  
 Es wird noch alles, alles gut!  
 Erst mußt' du geläutert werden  
 Im Schmerz, wie Gold in Feuersglut.

Brach auch der Traumpalast zusammen,  
 Den du dir groß und kühn getürmt:  
 Du selbst bist nicht im Sturm zerschmettert,  
 Des Himmels Huld hat dich beschirmt.

So hoffe denn und baue rüstig  
 Aus Trümmern dir ein neues Haus;  
 Durch niedre Türme wandeln gerne  
 Die Engel Gottes ein und aus.

Und einen Weinstock kannst du ziehen,  
 Der dein bescheidnes Dach umrankt,  
 Und eine Rose kannst du pflegen,  
 Die duftig um dein Fenster schwanke.

Und klopf die Lieb' an deine Türe,  
 So öffne nur mit freudgem Mut:  
 Was Menschen auch an dir verbrachen,  
 Die Liebe macht doch alles gut!

(Dr. Weber.)

S o p h i e E d i g e r, geb. Kludt.

Gnadenfeld. 5. Juni 1923.

Heißt mich nicht Naemi, sondern Mara, denn der Allmächtige hat mich sehr betrübt. Voll zog ich aus, aber leer hat mich der Herr wieder heimgebracht. Warum heißt ihr mich denn die Naemi, so mich doch der Herr gedemütiget und der Allmächtige mich betrübt hat?—Ruth 1, 20.

Durch fast unerträgliche Verhältnisse bis an den Rand der Verzweiflung getrieben, entschloß ich mich mit meiner Familie, nachdem ich meine Wirtschaft und die meisten Sachen ausgestoßen hatte, den Weg über Batum nach Amerika zu gehen. In der Hoffnung, daß man dort die erforderlichen Papiere bald erhalten würde, begaben wir uns mit noch anderen Familien im Frühjahr 1922 auf den Weg. Als wir dann endlich nach vielen Beschwerden Batum erreicht hatten, mußten wir uns nur zu bald davon überzeugen, daß die Schwierigkeiten auf dem Wege zur Erreichung alles dessen, was man braucht, um weiter zu kommen, für viele — so auch für uns — unüberwindbar waren. Zu all den Sorgen kam dann noch die schreckliche Fieberplage, der viele, viele zum Opfer fielen. Kinder starben den Eltern, und Eltern starben den armen Kindlein. Auch wir wurden zuletzt sehr hart von dem Fieber mitgenommen. Ein uns fast unentbehrlicher Gegenstand nach dem andern mußte verkauft werden, bis sich schließlich alles aufhörte, und wir uns dann entschlossen, arm und schwach wie hilflose Kinder mit Hilfe guter Menschen wieder zurück in die Heimat zu gehen. Das waren zehn sehr schwere Monate, in denen wir, vom Tode umgeben, im Gebet mit Gott, den wir in unserer Kurzsichtigkeit nicht immer gut verstehen konnten, um unser Leben rangen.

Wie hat mein Weib in den Tagen, wo ich bewußtlos dalag, um mein Leben gefleht! Und Gott, der Treue und Gütige,

hat geholfen, so daß wir heute mit dem Psalmisten sagen können: „Herr, mein Gott, da ich schrie zu dir, machtest du mich gesund. Herr, du hast meine Seele aus der Hölle geführt; du hast mich lebend erhalten, da jene in die Grube führen.“ Psalm 30, 3—4.

Was Gott tut, das ist wohlgetan,  
Es bleibt gerecht sein Wille;  
Wie er fängt meine Sachen an,  
Will ich ihm halten stille.  
Er ist mein Gott, der in der Not  
Mich wohl weiß zu erhalten,  
Drum laß ich ihn nur walten.

Was Gott tut, das ist wohlgetan,  
Er wird mich wohl bedenken;  
Er als ein Arzt so herrlich kann  
Mir nimmer Gift einschenken  
Für Arznei; Gott ist getreu,  
Drum will ich auf ihn bauen  
Und seiner Güte trauen.

Prediger der Lichtfelder freien Gemeinde,

S o h. D y. d.

Alexanderfrone. Februar 1923.

## Nach Gottes Rat.

Führe mich, Herr, wie du denkest,  
 Daß ich vor dir wandeln soll!  
 Wann nur du mein Schicksal lenkest,  
 O, so geht's mir ewig wohl.  
 Steh ich nur bei dir in Gnaden,  
 Welcher Feind kann dann mir schaden?  
 Deiner Führung folg' ich still,  
 Wie du willst, nicht wie ich will.

Der einzige Sohn von Abr. und Gertruda Pantraz ging im April 1922 mit einer Gesellschaft Auswanderungslustiger nach Batum. Dort haben sie unsägliches Elend durchgemacht. Besonders quälte sie das Fieber. Kleider, Betten, alles mußte verkauft werden. Der junge Mann kam an den Rand des Grabes. Dazu wurde er bestohlen. Aber er fand seinen Heiland, worüber die Eltern unsäglich froh sind. Endlich schickte ein Onkel aus Amerika dem Joh. Pantraz Reisegeld und nun, nach 1 Jahr, hat er Hoffnung, in das Land seiner Sehnsucht zu kommen. Vielleicht schwimmt er gegenwärtig schon auf den Wellen des Atlantischen Ozeans.

Gertrude Pantraz.

Gnadenfeld. Juni 1923.



**Der Herr kennet die Tage der Frommen, und ihr Gut wird ewiglich bleiben. Sie werden nicht zuschanden in der bösen Zeit, und in der Teurung werden sie genug haben.**

Ps. 37, 18. 19.

Es war im Spätjahre 1921, als der Herr mich auf ein 19-wöchentliches Krankenbett legte. Nach Aussage des Arztes litt ich unter anderem auch an Magengeschwüren. Mein Leben hing nun von der Beobachtung des mir vom Arzte vorgeschriebenen Speisezettels ab: Geröstetes Weißbrot sollte es sein; sonst durfte ich nichts essen. Es war dies nun aber gerade der Winter, in dem uns die Teurung am meisten drückte. Wenn wir bis zum Januar mit Schwarzbrot ausreichen wollten, mußten wir die Stücklein für jeden Tag nur nach Lothen berechnen. Von Weißbrot konnte keine Rede sein. Wir brachten diese Angelegenheit nun vor Gott und er hat geantwortet. — Ich bezeuge hiermit zur Ehre Gottes, daß ich mehr als 19 Wochen lang täglich mein Stücklein Weißbrot essen durfte. Jrgendwo hatte ein Bruder noch etwas gefunden, und es kam zur rechten Zeit. —

Eines Morgens, als ich mit meinem Weißbrot zu Ende war, besuchte mich ein Bruder aus einem entlegenen Dorfe und erzählte mir folgende Erfahrung: „Wir bekamen von Gott den ganz bestimmten Auftrag, dir ein gebaßenes Weißbrot zu schicken. Ich war auch bald willig, aber mein liebes Weib rechnete noch mit dem Bischen, das wir noch besaßen. Ohne zu einem festen Entschlusse gekommen zu sein, legten wir uns abends zu Bette. Plötzlich aber überfiel meine Frau ein so heftiges Zahnweh, daß sie fast verzweifelte. Zwischenein ließ sich aber immer die Stimme im Herzen vernehmen: „Nachtigal fehlt Brot!“ Endlich schrie sie zu Gott in ihrer Not und sprach: „Wenn meine Schmerzen

mit dem Weißbrot zusammenhängen, dann beweise mir es und nimm die Schmerzen ab; morgen, — des Morgens soll er sein Brot haben.“ Als sie dies ausgesprochen hatte, war auch keine Spur mehr von den Schmerzen geblieben. Und nun bringe ich dir, was Gott dir bescheret hat.“

Ja, unser Gott war treu, er sei gepriesen!

Leitender Prediger,

Abraham N a c h t i g a l.

Alexanderkrone. Februar 1923.

**Der Herr Zebaoth wird Jerusalem beschirmen, wie die Vögel tun mit Flügeln, schützen, erretten, drinnen umgehen und aushelfen. Jes. 31, 5.**

Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? Matth. 6, 26.

„Weg hat Gott allemwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht.“

Er, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fallen soll und der die Vögel unter dem Himmel nährt, hat hier in Rußland in der trüben, schweren Zeit auch für uns gesorgt, indem er dort in Amerika unsere Glaubensgenossen willig machte, ihr Brot übers Wasser fahren zu lassen, wodurch hier viele, viele vor dem Hungertode geschützt wurden.

R a t j a R e g e h r,

Lehrerin in Alexanderkrone und Tochter des Lehrers Jsaak P. Regehr, der schon 42 Jahre in der Schule gearbeitet hat und auch gegenwärtig noch, wo es mit immer mehr Hindernissen und Schwierigkeiten auch im Lehrerberufe zu kämpfen gibt, darin tätig ist. Sein verstorbener Vater war der, auch dort vielen bekannte Prediger, Peter Regehr, Gnadental. Süd Rußland, Laurien, Verdjansk, Galbstadt.

Geben ist sel'ger als Nehmen.

Bring Sonnenschein, bring Sonnenschein  
 In manches dunkle Herz hinein!  
 Daß Geben doch viel sel'ger ist,  
 Als Nehmen, das erfährt der Christ,  
 Wenn er des Nächsten Lebenspfad  
 Verklärt durch seiner Liebe Tat.

(Ausgewählt.)

E m i l i e R e m p e l.

Abfölvantin der Gnadenfelder Mädchenschule.  
 (17 Jahre alt.)

Freundlich knüpft von Land zu Lande  
 Sich der Gotteskinder Bund,  
 Liebe schlingt die goldne Kette  
 Um das weite Erdenrund.

Will auch etwas von unsern Erlebnissen aus den Jahren 1921—1923 mitteilen. Das Jahr 1921 war sehr trocken. Ausgefät war noch ziemlich viel, so daß, wenn der liebe Gott uns eine gute Ernte geschenkt, wir noch unser Auskommen gehabt hätten. Weil aber die Ernte sehr schwach ausfiel, so sahen wir schon im Herbst 1921, wohin es bei den herrschenden Verhältnissen kommen würde. Und es kam! Wir schauten uns nach Hilfe um, und erfuhren zu unserer unaussprechlichen Freude, daß uns die Brüder in Amerika helfen wollten. Ein Hoffnungsstern ging auf in finsterner Nacht und kam langsam näher.

Alles wurde aufgeboten, um sich zu erhalten, bis die Hilfe käme. Die Preise der Lebensmittel stiegen enorm; und was man zu verkaufen hatte, war dagegen sehr billig. Aber man faßte Mut beim Gedanken an die baldige Hilfe. Doch diese hatte viel Schwierigkeiten zu überwinden und verzog sich. Weihnachten kam heran; manche Eltern schauten sich traurig an, als die Kinder ihre Wünsche vortrugen, weil sie ihnen nichts bescheren konnten. Man war nur froh, wenn man noch etwas Brot hatte. Wir blickten auf zu dem, der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißet im Himmel und auf Erden. Wir hielten uns an ihn und schauten nebenbei fleißig nach dem aufgegangenen Stern aus. Da endlich, am 10. März, stand er gerade über dem Hause, welches schon zur Küche vorbereitet war. Nachdem eine Andacht abgehalten war, speisten wir zum erstenmal und zwar Bohnensuppe mit Zwieback. Wie dankbar fühlten sich unsere Herzen. Mit Tränen in den Augen saßen wir da und verzehrten unser Teil! Der himmlische Vater vergelte es allen in Amerika, hier zeitlich, und dort ewiglich, für das, was sie an uns getan!—

Im Jahre 1922 war die Ernte besser, und manche, zu denen auch ich mit meiner Familie gehöre, brauchten nicht aus der Küche zu essen. Dies verdankten wir noch dem Umstande, daß wir etliche Good-Drafts erhielten. Teure Freunde, die ihr euch in Liebe unsrer erinnert, habt vielen Dank dafür! Wenn der himmlische Vater es so führt, daß ich mit meiner Familie noch einmal hinüberkomme, dann kann ich mündlich meinen Dank abstatten. Sehr erfreut waren wir, daß sich liebe Brüder herschicken ließen, hier alles zu ordnen. Mit einigen sind wir persönlich bekannt geworden. Mit Bruder Arehbiel durfte ich zusammen fahren auf einem dürftigen Zweiräder und geborgten Pferdchen. Auch besuchte er mich

in meinem Hause. Bruder Siebert verkündigte unter großem Segen das Wort Gottes. Mit Bruder Hofer und Ältesten Unruh sind wir noch näher bekannt geworden. Der liebe Gott segne euch! Ihr bleibt bei uns in gutem Andenken. —

Die Ernteausichten für das Jahr 1923 sind ganz gut in unserm Dorfe. Wenn die Verhältnisse erst geregelt sein werden, so hoffen wir uns auch in wirtschaftlicher Hinsicht mit Gottes Hilfe wieder aufzuschwingen. Wer aus Amerika Geld bekommen hat, kauft sich jetzt für wenige Dollars Pferde und Rüge. Eine kritische Frage sind noch die Kleider! Daß es dahin kommen könnte, wo wir jetzt sind, hätte früher wohl niemand geträumt. Ohne Semden gehen schon viele. Manche Kleider sind so zerlumpt, daß sie früher kein Bettler genommen hätte. Nun, der alte Gott lebt noch und wird weiter helfen! Noch einmal ein herzliches „Danke schön!“

Heinrich Reimer, Prediger.

Rüdenau. Mai 1923.

---

### Ein Lied von der Liebe.

In der Liebe kannst du reden,  
 In der Liebe kannst du schweigen,  
 Und es wird sich dem wie jenem,  
 Freudig fremder Wille beugen

In der Liebe kannst du loben,  
 In der Liebe kannst du schelten,  
 Und das Lob wird nicht verlesen  
 Und der Tadel nicht erkälten.

In der Liebe kannst du geben,  
 In der Liebe kannst du nehmen,  
 Jenes wird dich nur bereichern,  
 Dieses wird dich nie beschämen.

Wunderbare Macht der Liebe!  
 Alles wird durch sie verklärt,  
 Wie die Sonne Licht und Wärme,  
 Allen Wesen Lust gewährt.

Lieb' ist Gottes heil'ge Sprache,  
 Die im Herzen wiedertönt;  
 Lieb' ist Abglanz seiner Schönheit,  
 Die dein Angesicht verschönt.

Lieb' ist Odem seines Mundes,  
 Der zum Himmel dich erhebet;  
 Lieb' ist Pulsschlag seines Herzens,  
 Der mit Wonne dich durchbebet.

Lieb' ist er, der Heilige, selber,  
 Und wie viel von ihr dir eigen,  
 So viel Wahrheit, Kraft und Schönheit  
 Wird in deinem Tun sich zeigen.

(Aus dem Friedensboten.)

S u s a n n a E d i g e r.

Gnadenfeld. 11. Juni 1923.

### Fröhlich in Trübsal . . . .

Das halte fest: bei hellem Sonnenschein  
Ist's leichte Kunst, getrosten Muts zu sein,  
Doch ob ein Menschenherz ist stark und groß  
Das zeigt sich erst bei einem schweren Los.

Ja, voll hellem Sonnenschein war mein Leben und es fehlte auch nicht an Mut und Kraft zur Arbeit. Ganz anders war es die letzten zwei Jahre. Die Kraft wich immer mehr und mehr und mit ihr der Mut, und infolgedessen gab es auch immer seltener Sonnenschein. Diese Jahre waren das schwere Los für mich. Ob mein Herz dabei stark und groß sich zeigte? Ich bezweifle sehr. Aber viel habe ich gelernt in dieser schweren Zeit, besonders an jeder kleinen Gabe Gottes mich zu freuen, so recht von Herzen zu freuen, und ganz besonders groß ist mir die Bitte geworden: Unser täglich Brot gib uns heute!

Anna Schröder.

Geborene Braun, Tochter des Lehrers Abr. Braun in Gnadenfeld.

### Der Mann mit dem Krüge.

„Ein Mann wird euch begegnen  
Mit Wasserkrügen in der Hand.“  
So sprach, der auf die Erde kam zu segnen,  
Der Herr zu seinen Jüngern im gelobten Land. —

Wem noch der Seelen Augen  
Zum Sehen etwas taugen,  
Der hat mit selbigem Entzücken

Im Erdenland den Mann geschaut,  
 Wenn er mit Sehnsuchtsblicken  
 Auf Gott die Hoffnung aufgebaut. . . .

Als Chortiza so hart darnieder <sup>1</sup>  
 Am Boden sterbend lag,  
 Als dort verstummten alle Lieder  
 Und alles war nur eine große Plag'.

Als aller Vorrat war geschwunden  
 Und alles blutete aus tausend Wunden,  
 Die ihm der Hölle Heer dort schlug,  
 Da sah man bang sich um nach allen Seiten:  
 Wo ist der heißersehnte Mann mit seinem Krug,  
 Der einen Balsamtrunk uns könnte zubereiten?

Gott ließ ihn von Schönwiese kommen;  
 Dort mobilisierte er sich eine wackre Schar.  
 Als diese von der großen Not bernommen,  
 Gilt sie, nicht achtend der Gefahr,  
 Daß dort der Typhustod  
 Auch ihrem jugendlichen Leben droht.

Sie schaut dem Tode mutig ins Gesicht:  
 Wir können anders nicht, weil's dort an Hilf' gebricht.  
 Doch bald muß diese tapf're Schar sich sagen:

---

<sup>1</sup> Während der dreimonatlichen Belagerung von Machno hat Chortiza Leiden durchgemacht, die aller Beschreibung spotten: Der Nahrung und Kleidung beraubt, schrecklich verlaßt, auf die furchtbarste Weise gemißhandelt, hunderte Menschen starben an Typhus. . . .



Für diese große Not ist unsre Kraft zu klein!  
 Wo sind noch Männer, welche Krüge tragen  
 Und in der Liebe Hilfswerk treten ein?

Geh zur Molotschna, dort wirst du sie finden,  
 Da hab ich Reserven im Land,  
 Die werden unsre Wunden hier verbinden;  
 Die Krüge sind voll dort bis zum Rand. . . . .  
 Und sie kamen, die Wagen beladen,  
 Abzuhelfen dem graufigen Schaden,

Sie kamen, die mutigen Jugendgestalten,  
 Auch etliche, im Gesicht, schon mit Falten;  
 Und die liebesspendenden Hände  
 Mächten dem großen Elend bald ein Ende;  
 Denn im Krug das Öl des Glaubens, der Liebe. —  
 O, daß es uns immer erhalten bliebe —

Das hat dort Wunder getan.  
 Siehst du, was der Mann mit dem Krüge kann?  
 Doch drei<sup>2</sup>, die holten sich dort den Tod,  
 Sie ließen das Leben für die Brüder;  
 Dort droben im ewigen Morgenrot,  
 Da finden wir sie einstens wieder.

Der Hunger kommt näher; der Kasten ist leer,  
 Und das Brot geht zur Neige.  
 Wo nehmen wir Hilfe, wo Rettung her?

---

<sup>2</sup> Ihre Namen: Peter Schmiedt, Marg. Heinrichs, geb. Friesen, und Jakob Löws.

O, daß doch jemand den Mann mit dem Krüge uns  
 So weit ich auch schaue und blicke, [zeige!  
 Ob seitwärts, nach vorne, zurüde:

Nur Nacht und düsteres Grauen,  
 Und nirgends der Mann mit dem Krüge zu schauen.  
 Da endlich im Nebel, aus weiter Ferne,  
 Gleich einem milden, matten Sterne,  
 Erhebt sich, kaum sichtbar, des Mannes Gestalt.  
 Und lei' schalts in mein jagend Herz:  
 Warte nur! Warte nur! Bald, ja bald!  
 Der Herr weiß deine Sorgen und deinen Schmerz.

Er weiß, daß es dir mangelt an Brot,  
 Er weiß, was dich und die Deinen bedroht.  
 Der Mann mit dem Krüge eilt schon auf Wasserwegen  
 Mit seiner Hilfe dir entgegen.  
 Ihn schicken aus der neuen Welt die Brüder, — —  
 Und er kommt, und kommt immer wieder,  
 Von Christi Liebe getrieben,  
 Von ihm gelehrt, wie er, zu Lieben. — —

O Mann, du, mit dem Krüge in der Hand  
 Verlaß mich nicht in meinem Leben;  
 Mit dir geh ich auch unverwandt  
 Dem Tode entgegen ohne Beben.

J o h a n n K l a s s e n.

Schönwieje. April 1923.

Will das Öl im Krug versiegen?

(Mrs. G. R. Charles. W. R.—Fra D. Sanfen.)

Will das Öl im Krug versiegen?  
 Teil es mit dem ärmern Gast,  
 Und durch all die kargen Jahre  
 Dein bescheiden Teil du hast.  
 Wer da gibt, dem wird gegeben;  
 Deine Handvoll Mehl wird neu;  
 Was für einen kaum genüget,  
 Macht ein köstlich Fest für zwei;

Herzensreichtum wächst im Geben,  
 Streu dein Saatkorn auf die Flur;  
 Goldig füllt es dann die Scheuer,  
 Aufgespeichert moder't's nur.  
 Ist die Bürde schwer und drückend?  
 Will dein Gang ermüden fast?  
 Hilf dem Bruder auch noch tragen,  
 Dann trägt Gott dich samt der Last;

Irst du bang durch Schneegefilde,  
 Bleiern schwer, zum Tode müd'?  
 Wecke den erstarrten Bruder  
 Und dein eigen Blut erglüht.  
 Liegst du wund auf blüt'ger Heide?  
 Tausend ächzen um dich her!  
 Gieße Öl in ihre Wunden,  
 Und die deine schmerzt nicht mehr.  
 Ist dein Herz ein trockner Brunnen?  
 Gottes Born allein ihn füllt,  
 Nur ein ewigliebend Geben

Deine ew'ge Sehnsucht stillt.  
 Wogt die Seele tatendurstig?  
 Kräftig lebt, wer mächtig liebt;  
 Herzlich liebt, wer selbstlos dienet;  
 Leben hat, wer Leben gibt;

J o h a n n e s G u s t a v R e m p e l.

Seit dem Jahre 1898, als die Gnadenfelder Kirchengemeinde ihre Orgel erhielt, als Organist tätig.

„Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze; denn das Lamm mitten im Stuhl wird sie weiden, und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.“ Dff. 7, 16. 17.

Die Wahrheit dieser Worte bestätigen teilweise die Erfahrungen eines Kindes Gottes, unserer lieben Mama, der Witwe Maria Pauls, geb. Martens, 52 Jahre alt.

Nach einer Reihe von Jahren, reich an irdischen, geistigen und geistlichen Gütern in Wiesenfeld, kamen Zeiten der Heimfuchung und Prüfungen Gottes, wo die Trübsalwellen über dem Haupte zusammenschlugen und wo es galt, sich im Glauben hindurchzuringen, um nicht unterzugehen. Ihr Heim wurde von Banden zur Einöde und Wüste gemacht; sie selbst nebst Familie mußte fliehen, und arm kam sie im Winter des Jahres 1919 in Alexandertal an, wo ein kärgliches Leben ihrer harrete. Nach einem Monat ihrer Ankunft starb der Versorger der Familie, ihr Mann, Johann Pauls, und um ein Jahr verlor sie einen Sohn. Hestig wurde sie im Hungerjahre von Not und Sorgen angegriffen, und nur der

Glaube an den, der da allein „getreu“ ist, erhielt sie aufrecht und bewahrte sie, daß sie nicht zuschanden wurde. Doch müde und abgESPannt wurde sie vom unbarmherzigen Typhus überwältigt und aufs grausamste gefoltert. Heim, heim, wo schon fünf ihrer Lieben weilten, war ihr Verlangen, aber Gott wollte uns, die Kinder, nicht allein lassen, und deshalb durfte sie auf Erden bleiben. Der Herr aber hat auch unsere teure Mutter, die, an den Pforten der Ewigkeit stehend, wieder zurück mußte, wunderbar getröstet und die Tränen von ihren Augen gewischt:

Auf dem schweren Schmerzenslager liegend, ließ sie einst das vergangene Leben an ihrem Geistesauge vorüberziehen. Sie dachte an die frohen Kinder- und Jugendjahre, an die Jahre des vollen Glücks, wo sie in Hülle und Fülle lebte und die Lieben noch alle um sie waren und stand dann bei den letzten schweren Jahren der Trübsal und des Mangels stille. Da öffnete Gott ihr die Augen, und es wurde ihr groß, was Jesus ihr in dieser ganzen Zeit gewesen, wie Er, als der helle Morgenstern, ihren Pfad in Freude und Leid erleuchtet und wie er sie auf Adlers Flügeln getragen. Besonders stark trat ihr der eigene Geburtstag im Herbst 1921 vor Gemüte, wo sie, verzagt an der Menschheit, am Grabe ihres Mannes saß. Seufzend schlug sie das Testament auf und Gott lenkte ihre Blicke auf folgende Worte: „Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft.“ Matth. 6, 32. Während ihr so die Vergangenheit vorschwebte, offenbarte sich Jesus mächtig ihrem Herzen, und es überkam sie eine tiefe Sehnsucht, einen Blick in die Ewigkeit zu tun; hin zu ihm war ihr Verlangen, und sie sagte dem Herrn: „O, Herr, es geht mir beinahe wie den Engeln, es gelüstet mich einen Blick in die ewige Herrlichkeit zu tun.“ Die Bitte kam sehr schüchtern. — Sie war still. Da hörte sie

eine Stimme, die sprach: „Komm!“ „Ach, Herr,“ sagte sie, „wie weit, vielleicht nur bis zur Tür und dann nicht weiter?“ Aber es wurde anders. Sie kam in einen weiten Raum und sah wie eine große, herrliche, heilige Schar sich bewegte. Aus dieser Schar erkannte sie drei Personen, die ihr auf Erden besonders nahe gestanden: Sie sah unsern lieben Papa, mit seinem schwarzen Haar, Onkel Martens, ihren einzigen Bruder und ihren Cousin, Adolf Reimer, den Evangelisten der Russen, welcher im selben Jahr als Opfer des Typhus gefallen war. Alle standen in der vollsten Blüte: Papa mit seinen dunkeln und Onkel Martens mit seinen treuen blauen Augen; Ad. Reimer war sehr geschäftig. Ein großer, tiefer Friede lag auf ihrem Angesicht, es war frei von allem Erdenweh. Die ganze heilige Schar bewegte sich in wundervoller Ordnung, und ein heller Glanz, der nicht zu beschreiben ist, umflutete die unübersehbare Menge. Mama war's, als stehe sie mit ihrem Erdenleid und Erdenweh etwas abseits, getrennt von der glücklichen Schar. Doch da streifte auch sie etwas von dem herrlichen Glanz und — all ihr Leid und Weh war hinweggewischt, und tiefe Freude und Wonne erfüllte ihr Herz, denn sie sah Jesum, das Lamm, und merkte, daß er hier alles in allem sei und daß der wundervolle Glanz von ihm ausging. Freudenvoll rief sie aus: „Ach, Herr, all mein Leid und Weh war ja nichts!“ Ruhe und Friede erfüllte ihr Herz, und sie war reichlich getröstet und belohnt für alles, auch für die letzten Wochen ihrer schweren Krankheit. So stärkte und tröstete der Herr unsere schwer heimgesuchte Mama und ihre Kinder.

Aron Pauls, 14 Jahre alt, Jakob Pauls, 21 J. alt, Frieda Pauls 23 J., Johann Pauls, 27 J. (Student), Maria Dürksen, 24 J. und ihr Mann David Dürksen, 25 J. (Lehrer). Alexandertal. 3. Mai 1923.

Ein Traum.

Ich legte mich des Abends spät zur Ruhe hin,  
 Ich war so müd' und traurig war mein Sinn,  
 Das Herz von Kummer und von Sorgen schwer.  
 Da hatt' ich einen Traum, wohl nicht von ungefähr.

Ich ging durch einen Garten voller Frühlingspracht  
 Und Blüt' um Blüt' von jedem Baume mir entgegenlacht,  
 Doch ach, mein düstres Auge sah das Blühen nicht;  
 Mein sorgenschweres Herz schrie nach Befreiung und nach  
 Licht.

Ich sah auch nicht die vollen Fliederblüten  
 Die leif' und sanft mir meinen Arm berührten,  
 Ich hörte nicht die Nachtigallen singen, —  
 Mir konnt' der Frühling keine Freude bringen.

Ich schaute auf und sah ein Mägdlein mir entgegeneilen,  
 Die Frühlingsfreude hieß bei jedem Baume sie verweilen,  
 Die Augen glänzend und die Wangen rot,  
 Seh ich sie heut noch vor mir steh'n, als sie den Strauß  
 mir bot.

„Schau,“ spricht sie, „schau nur, welche Pracht!  
 Wie lenzeswarm die Sonne uns vom Himmel lacht!“  
 Ich aber stand und starrte auf die Wunderwelt  
 Wie wenn mir plötzlich Tageslicht die Nacht erhellt.

Und stöhnend sank ich in die Knie,  
 Mein wundes Herz zu Gott um Hilfe schrie:  
 „Ach Gott, bin ich so stumm und starr in meiner Not,  
 Daß ich nicht seh die Wunder, die dein' Hand mir bot?“

Hilf du mir, Vater, gib mir Kraft,  
 Und wehre du des Kummers Macht,  
 Gib mir nach bangem Winterleide  
 Einen tiefen Atemzug der Freude!"

M a r i a S e i d e b r e c h t,

Köchin in der Küche der N. M. K. zu Mariawohl.  
 Mariawohl. März 1923.

---

**Wer sind meine Brüder? Wer die Schwestern mein?  
 Das sind Christi Glieder, Die nur sollen's sein! —**

Die Umwandlung, welche in der Gesinnung der Menschen durch das Evangelium hervorgegangen ist, tritt wohl auf keinem Gebiet des Lebens leuchtender hervor, als da, wo es sich um das Verhältnis zu dem Elend der Welt handelt. Durch Jesum Christum erst ist die Barmherzigkeit in die Menschheit gebracht worden, und so hineingepflanzt, daß keine Stürme der Welt sie wieder herausbringen können. „Er ist umhergezogen und hat wohlgetan,“ mit diesen sechs Worten schildert der Apostel das ganze Leben Jesu; und wenn der Heiland am Ende seines Lebens auf Erden zur Versöhnung für die Sünden der Welt sein Leben gab, so ist das nur die Vollendung seines Wohltuns. Die Armen, Kranken, Hungrigen usw. sind es, in denen wir ihm dienen sollen.

Wie groß war die Freude hier, als im Winter des Jahres 1922 die ersten Postkarten verteilt wurden, auf denen wir die Adressen unserer lieben Freunde und Bekannten dort in Amerika angeben durften; Tränen des Dankes und der Freude sind geflossen, als endlich die Nachricht kam: „Ein Schiff in Sicht mit Lebensmitteln!“ — Nur der hat eine



richtige Vorstellung vom Elend des Hungers, der's selbst erfahren hat. Man könnte Bücher voll schreiben, wenn man die Szenen schildern wollte, die vorgekommen sind! Wie jämmerlich war es anzusehen, wenn ein Hungriger einen kleinen Hund am Strick längs der Straße zerrte, um ihn zu Hause zu schlachten! Wieviel Aagen sind aufgegesen worden! Es war fast gerade so schwer die elenden, von Haus zu Haus schleichenden Sammergestalten abweisen zu müssen, wie selbst zu hungern!

Habt herzlich Dank, ihr lieben Geschwister dort in der Ferne für eure Liebe! Es war der Geist des Erbarmens, der euch befeelte, und der Heiland wird das, was ihr an uns getan, so ansehen, als hättet ihr's ihm getan.

S o h. D i e, Prediger.

Gnadenfeld (früher Terekgebiet). Juni 1923.

... Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat.

Lukas 14, 15.

Hat Gottes Hand den Tisch dir reich gedeckt  
Mit Erdengütern und mit Himmelsgnaden,  
Wenn seine Freundlichkeit du hast geschmeckt,  
So gehe hin, dir Gäste einzuladen.

Doch wähle nicht, die reich an Geist und Kraft,  
Nicht die Gesunden, Glücklichen und Satten;  
Es waren Christi Tischgenossenschaft  
Die Blinden, Lahmen, Elenden und Matten.

Da brich dein Brot, da teile Gaben aus,  
Daß keinen ungetröstet von dir gehen,  
Und führ' mit warmem Liebesgruß ins Haus  
Die einsam sind und unbeachtet stehen.

Dann schürst ein heimlich Gotteswunder du:  
 Zu eignem Brot fehlt es dir nie an Mehle!  
 Je mehr du gibst, je reicher strömt dir's zu,  
 Und nie gebricht's an Freudenöl der Seele!

W i t w e S e l e n a T ö w s, geb. Reimer.

Gnadenfeld. 20. Juni 1923.

---

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden;  
 klopfet an, so wird euch aufgetan.

Matth. 7, 7.

Erprobt und bekannt ist dieser Spruch zu allen Zeiten gewesen. — Im vergangenen Jahre wurde g e b e t, und dem Geber aller guten Gaben vorgehalten: „Du hast gesagt, Herr Jesus!“ Ja, Erfahrungen von Gebetserhörungen hat wohl ein jeder zu erzählen, wir Mennoniten Südrußlands aber insgesamt, dürfen wohl sagen und ausrufen: „Uns ist gegeben über Bitten und Verstehen!“ und wir wissen auch von wem und durch wen. Gott vergelt es ihnen! ist und soll nun unser Gebet sein. Die Hungrigen sind gespeist, die Nackenden gekleidet worden. Die strafende und züchtigende Hand Gottes lag schwer auf uns in der Zeit des Bürgerkrieges und der Mißernten; doch auch die liebende Hand unseres Heilandes durften wir fühlen, und schmecken und sehen, was Gottes Liebe und Güte den armen Menschenkindern zuwendet. Manche Väter und manche Mütter wollten schier verzagen, auf ihre hungrigen und dürftig gekleideten Kleinen blickend, doch durch die Opferwilligkeit der Brüder und Schwestern von drüben hat der Herr alles wohlgemacht. Ihm sei Lob, Preis und Ehre!

Mit dankerfülltem Herzen für alle, die uns halfen, und im Vertrauen auf den Herrn (Jes. 40, 31) gehen wir der Zukunft entgegen.

Abraham Schöne, Prediger.  
Mariawohl. 1923.

---

**Eben-Ezer.**

Du gibst dem Armen heut' Dein Brot,  
Der Arme kann's Dir morgen geben!

Agnete Rempel, Lehrerin.  
(Enkelin des verstorbenen Missionars H. Dirks.)  
Neu-Salbstadt. Juni 1923.

---

**Schöne Hände.**

O, wie schön sind Menschenhände,  
Die in Arbeit frisch sich regen!  
O, wie schön sind Menschenhände,  
Die von Gott erlehnen den Segen!

Doch die schönsten Menschenhände,  
Die da bringen Freud' im Leben,  
Das sind die, die betend schaffen,  
Dann sich öffnen weit zum Geben.

(A. Bollmer.)

Eingefandt von

Frau Anna Benner,

Krim. 1923.

Lehrerin.

## Leid und Freud' des Mennonitenböfkleins in Rußland.

Das Mütterchen Rußland,  
 Wie war's einst so gut!  
 Wir liebten's wie's Leben,  
 Wie's eigene Blut!

Es hat uns mit Nahrung  
 Und Kleidung versorgt;  
 Wir haben ihm gerne  
 Und willig gehorcht.

Doch da kam der Schrecken  
 Des Krieges heran;  
 Es grinste der Hunger  
 Gar greulich uns an.

Wir liefen zur Mutter  
 Ganz elend und matt;  
 Die sollte uns helfen  
 Mit Rat und mit Tat.

Doch die sagte finster:  
 „Bin selber in Not!  
 Die eigenen Kinder—  
 Sie haben nicht Brot.“

Da wurden mit Schrecken  
 Wir plötzlich gewahr,  
 Daß sie für uns eben —  
 „Stiefmütterchen“ war.

O diese Erkenntnis  
 War bitter und schwer!  
 Wir wollten nur sterben  
 Und wünschten nichts mehr.

Da traf eine Stimme  
 Gar süß unser Ohr;  
 Wir hoben voll Spannung  
 Die Häupter empor.

„Seid nicht allzu traurig,“  
 So klang's zu uns her;  
 „Ihr habt noch Geschwister  
 Weit über dem Meer.“

Wir sorgen und schaffen  
 Und beten für euch;  
 Wir senden euch Rettung  
 Und Hilfe sogleich!“

Da hob sich der schlaffe,  
 Gesunkene Mut.  
 Wir jauchzten voll Freuden:  
 O, wie ist das gut!“

Wir schluchzten und weinten  
 Und lachten zugleich.  
 Wir fühlten uns glücklich,  
 Wir fühlten uns reich!

Und haben wir eben  
 Kein Mütterchen hier,

So haben wir liebe  
Geschwister dafür! —

Bald kamen die Spenden  
Von drüben gesandt,  
Viel mehr und viel reicher  
Als wir es geahnt. —

„Wir danken, Geschwister,  
Mit Herz und mit Mund;  
Die Heilkraft der Liebe —  
Sie macht uns gesund.

Ein „Goch“ auf die Liebe,  
Ein dreimalig „Goch.“  
Sie machet zum Eden  
Die Erde ja doch.“

Und haben hienieden  
Wir Heimatrecht nicht —  
Erhalten wir Wohnung  
Beim Vater im Licht.

Den lieben Geschwistern Hofer gewidmet von  
R. Reimer.

Juni 1923.

---

### Dennoch!

Wir hier in den Gemeinden an der Wolotschna haben in den letzten langen, schweren Jahren reichlich Gelegenheit gehabt zu erfahren, was es meint: „Es ist unter Umständen schwerer, heroisch zu leben als heroisch zu sterben.“

Aber wir haben auch erfahren dürfen, welche Kraft und welchen Halt jene Position des Glaubens von Psalm 73, 23 gewährt: „D e n n o c h bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand.“

Alt. A b r. K l a s s e n,

Halbstadt, am Osterfest 1923.

### Pilgertrost.

Wohl wandert sich's auf weiter Reise  
Nicht allezeit auf glatter Bahn;  
Oft geht es schwer durch tiefe Gleise,  
Oft rauh und steil den Berg hinan.

Doch ist man oben — Welch' Entzücken!  
Das Auge blickt zurück und ruht;  
Dann darf man hoffend vorwärts blicken  
Und sammelt neuen Wandermut.

Auch hinter uns, ihr fernen Lieben,  
Liegt eine schwere, trübe Zeit;  
Die Freuden sind ihr fern geblieben,  
Sie brachte Glend, Angst und Leid.

Sie brachte Schmerz und bittere Tränen,  
Erpreßt durch eig'n' und fremde Schuld;  
Ja, oftmals mußten wir wohl wännen,  
Daß Gott entzog uns seine Schuld.

Und dennoch hat er uns erhalten,  
Nicht so gestraft, wie wir's verdient;  
In Liebe ließ er Gnade walten,  
Mehr, als zu hoffen wir erkühnt.

Drum wollen wir ihm fest vertrauen  
Auch für die künft'ge Lebenszeit!  
Laßt uns auf seine Hilfe bauen  
In Glück und Not, in Freud' und Leid!

R. Reimer.

Gnadenfeld. Juni 1923.





# Mosaiken

oder

## Bunte Steinchen

gesammelt

in den

## Steppen Süd-Rußlands

---

II. Teil.

---

Verchiedenen Inhalts.

Wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn. 1. Kor. 1, 31.

Lust du was Gutes,  
Wirf's ins Meer!  
Sieht's nicht der Fisch,  
Sieht's doch der Herr!

(Seemannspruch.)

Anna Friesen.

---

Den Weg durchs wilde Meer hat keiner nachgefunden,  
Der nicht mit Lebensstürmen stritt;  
Es ist ein Herz mit allen feinen Wunden  
Mehr wert als eins, das niemals litt.

(Familienfreund.)

S. M.

---

### Der Brief.

Es ist ein Brief mir  
Ins Haus geflogen,  
Es hat der Brief mir  
Am Herzen gezogen.

Ziehen war's nicht,  
War Zerren und Reißen,  
Bis daß die Tränen  
Flossen, die heißen.

Wer schrieb den Brief mir?  
War's ein Verwandter?  
Eine Geliebte?  
War's ein Bekannter?

Es war ein Fremder,  
Den auf der Erde  
Nie ich geseh'n,  
Nie sehen werde.

Standen im Briefe  
Tiefe Gedanken?  
Schrei eines Bettlers?  
War's eines Kranken?

Er schrieb: „Ich liege  
Seit Monaten sterbend  
Im Armenhause,  
An Schwindsucht verderbend.

Von Menschen allen  
Fragt nach mir keiner,  
Zwei alte Eltern  
Grämen sich meiner.

Hilft uns kein Sehnen,  
Hilft uns kein Bangen,  
Können nie mehr  
Zueinander gelangen.

Weil zum Reisen  
Kein Geld wir haben,  
Wird man mich fern  
Von den Eltern begraben.“

Als ich den Brief  
Gelesen, gelesen,  
Ist der Verstand gleich  
Zur Hand mir gewesen.

Sprach der Verstand mir:  
„Nicht laß dich belügen!  
Fremd ist der Mann dir,  
Nicht laß dich betriegen!“

Drauf, als zur Nacht ich  
Im Bette gelegen,  
War's wie ein Träumen.  
Raunen und Regen.

Sah ich zwei Alte,  
Die nie ich gesehen,  
Männlein und Weiblein  
Da vor mir stehen.

Sah ich die Hände,  
Die knochigen, alten,  
Nach mir sie ringen,  
Nach mir sie falten.

Rahlköpfig beide,  
Nickten, nickten —  
Trostlos beide  
Blickten, blickten.

Ist's wie ein Pfeil  
In das Herz mir gedrungen,  
Bin ich vom Bette  
Gesprungen, gesprungen.

Hab den Verstand  
Aus der Tür geschmissen,  
Habe das Geld  
Aus der Tasche gerissen:

„Laufe, du Post,  
Mit dreidoppeltem Gespanne  
Zu dem Bettler,  
Dem fremden Manne.

Hole ihn, Tod,  
Noch nicht heut, noch nicht heute!  
Draußen da warten  
Zwei alte Leute.

All ihr Leben  
War Not und Beschwerde,  
Einzig der Sohn ihnen  
Himmel und Erde.

Die wollen ihn haben; sollen ihn haben,  
Soll'n ihren Jungen begraben, begraben.  
In der Heimat, in Tränen und Schmerzen,  
In Vaters und Mutters brechendem Herzen.“

(E. v. Wildenbruch.)

Eingefandt von A b r. B h i l. S j a f.

Gnadenfeld, früher Blumenau b. Alexandrowsk. 1923.

## Das erste Paket.

„Gott, du labest die Elenden mit deinen Gütern.“

Psaln 68, 11.

Wenn im Herbst die ersten Schneeflocken vom Himmel herunterwirbeln und kraus durcheinander schwirren, dann jubeln die Kinder: „Hurra, es schneit, es schneit!“ — Und wenn im Frühling der Schnee verschwunden ist und das erste Veilchen schüchtern sein Köpfchen hebt, dann frohlocken die Kinder wieder: „Sieh da, ein Veilchen! Ach, wie lieblich es duftet! — Und wenn dann eines schönen Morgens die erste Schwalbe vor dem Fenster zwitschert, gibt's wieder helle Freude: „Horch, die Schwalben, die Schwalben sind da!“ —

So groß und noch viel größer war die Freude, als im April 1922 das erste Lebensmittelpaket aus Amerika ankam. Seit Weihnachten war das Brot knapper und knapper geworden; die Stückchen, die von der Mama zugeteilt wurden, waren immer kleiner und kleiner geworden. Und schließlich kam kein Brot mehr auf den Tisch. Hungrig setzte man sich an den Tisch, aß schweigsam die dünne Suppe, und hungrig stand man wieder auf. Immer bleicher wurden die Gesichter der Kinder, immer sorgenvoller das Gesicht der Eltern. Wenn man eine zeitlang das tägliche Brot hat entbehren müssen, dann lernt man die vierte Bitte des Vaterunfers verstehen und aus tiefster Seele beten: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ —

Und plötzlich war die Erhörung da! Eines Tages kommen die Kinder hereingestürmt: „Papa, Mama, für uns ist ein Paket angekommen! Der Onkel hat's gesagt.“ — „Papa, wann wollen wir es holen?“ — „Gleich, Kinder, gleich!“ — „Darf ich mit, Papa?“ — „Ach auch?“ — Und ich?“ — „Ja,

Kinder, ja!" — Und der Handwagen wird hervorgeholt, und im Sturmschritt geht's fort zur Paketabteilung.

Im Triumph kommt die Schar zurück auf den Hof. „Mama, wir haben viel, viel Mehl und ganz, ganz weißes!" — „Und Reis!" — „Und Tee!" so ruft's und sprudelt's durcheinander. „Und noch Zucker!" sagt der Kleinste und hebt wichtig den Finger. Weihnachtsstimmung und Weihnachtsfreude herrscht im Hause. Voll andächtiger Erwartung und mit leuchtenden Augen stehen die Kleinen im Kreise herum, wie die Säcke geöffnet werden, und von neuem hebt der Jubel an, wie die darin enthaltenen Schätze zum Vorschein kommen. „Jetzt kannst du wieder Brot backen, Mama!" — „Und Zwieback!" meinte der Kleinste und zwinkert mit den Augen. Und die Mama faltet gerührt die Hände: „Lieber Vater im Himmel, wir danken dir!"

Und dann sind sie noch oft gekommen, die lieblichen Boten, zu mir und zu andern, und immer haben sie dankbare Freude hervorgerufen. Ich habe oft gewünscht, die freundlichen, lieben Spender hätten mal können dabei sein, wenn ihre Pakete hier ankamen, hätten können die strahlenden Gesichter, die leuchtenden Augen sehen und den Kinderjubel hören, sehen die Tränen der Rührung und des Dankes, und sie wären um eine der schönsten und reinsten Freuden im Leben reicher geworden.

Gibt Dank, Ihr teuren Freunde, tausend Dank!  
Mög' Gott Euch segnen Euer Lebenlang!

P. J. B r a u n.

Neuhalsstadt.

**Je größer die Not, desto näher Gott.**

Gespensterhaft schleichend kam sie an, die Not. Den Bewohnern des Molotschnagebiets war sie fremd, und man kannte eine Regentin solcher Art bis daher noch nicht. Und ob man die Länge und die Breite ihrer Bedeutung auch noch nicht zu ermessen verstand, so ahnte man doch, daß etwas Tragisches im Anzuge wäre. Darum suchte man sich gegen sie auch auf alle nur menschenmögliche Weise zu verwahren, und staunend erfinderisch wurde man im Kampfe mit der Not. Umsonst! Die Not war da und mit ihr die Folgen. Herz- und gefühllos schaltete und waltete sie unter den Menschenkindern. Die großen Böden und Keller, die Zeugen vormaligen Wohlstandes, Komoden und Schränke, die Heimstätte einstiger Pracht und Herrlichkeit, zeitigten nicht viel anderes als hohlen Schall und gähnende Leere. Überall



**Bilder der Sorge, des Hungers und der Not.**

Bilder der Sorge, des Kummers und der Not. Schau nur hin und sieh! Wie sie schwanken die welken, hohläugigen



Gestalten: Kinder, Mütter, Greise. Und wie geschäftig sie sind! Sie suchen Pilze, Latich und andere Kräuter; Kräuter, mit welchen die Natur sonst doch so auffallend verschwenderisch umging, jetzt aber nur so spärlich jedem sein Teilchen zukommen läßt. Ein Greis mit geschwollenen Gliedern bleibt zurück. Er ist müde und fühlt auch keinen Hunger mehr. Er möchte etwas—ruhen—schlafen. . . . Gott sei seiner Seele gnädig! Warum schimmert in so später Nachtstunde noch ein „Schmierscherben“ durch das spärlich verhängte Fenster? Vor dem Tische sitzt in ärmlichem Kleide, das aus alten Mehlsäcken zusammengestickt ist, eine verkümmerte, elende Frau. Sie allein im Hause ist übriggeblieben und hält Nacht- und Totenwache bei ihrer an Hungertypheus und Pocken erkrankten Familie. Vor ihr auf dem Tische liegt die Hausbibel und ein Stücklein Ölkuchenbrot. Starren Blickes schaut sie unverwandt auf das Stücklein Brot, ohne einen Bissen davon zu nehmen, es muß ja für die Sterbenden bleiben, und schwere Tränen rollen ihr über die Wangen und fallen auf den Tisch. Gern möchte man der Unglücklichen und Verlassenen Trost zusprechen; aber auf ihrem Gesichte lagert ein Ausdruck der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, gegen den alle Trostworte ohnmächtig erscheinen.

Die Not hat ihr das Gepräge aufgedrückt. In der Schule sitzen die lieben Kleinen. Sie möchten so gerne dem Unterricht des Lehrers folgen. Ab und zu blickt es auch noch auf in den reinen Kinderäuglein. Dann aber schwindet jeder Glanz und mit gläsernem Auge sitzen sie teilnahmslos und zusammengekauert da, starren in die Unendlichkeit und träumen von Brot. Das macht die Not. Und aus dieser Not rief ich zu dir, o Herr, erhöhr mein Rufen!“

Und der Herr erhöhrte uns und gab's unsern Glaubensbrüdern dort in der neuen Welt ins Herz, mit uns zu fühlen.

Und sie fühlten gerade zur rechten Zeit, dazu recht spürbar mit Herzen, Mund und Händen. Das zeigen die vielen Kisten mit Mehl, Grütze, Reis, Milch, Zucker, Cocoa, Fett und die großen Ballen mit Kleidungsstücken und Wäsche. Wir unsererseits fühlten uns beim Anblick all dieser herrlichen Gaben der Liebe tief beschämt, wo wir so bald verzagten, so kleinmütig jammerten, so wenig Vertrauen hatten zu Gottes und der Menschen Liebe, und uns so ganz verlassen dünkten hier auf dieser alten Welt. Zugleich aber wurden wir auch ermutigt, allem Augenschein zum Trotz, auch wenn die Hilfe eine Zeit warten läßt, daran festzuhalten, daß das alte Lied von S. Neumark allezeit Wahrheit bleibt: „Wer nur den lieben Gott läßt walten . . . .“ Die M. M. N. Küche schaffte Wunder. Das Geknickte richtete sich auf. Es entstand neues Leben. Die Energie kam wieder und mit ihr die althergebrachte mennonitische Schaffensfreudigkeit. Ein großes Stück mennonitischer Kulturgeschichte und viele Menschenleben sind durch die Seile der Liebe und Barmherzigkeit da drüben hinübergerettet worden. Den Dank dafür nach Gebühr darbringen, können wir hier mit unseren unreinen Lippen und beschwertem Herzen nicht. Wenn wir aber über kurz oder lang von hüben und drüben in der neuen Welt sein werden, der neuen Welt, von welcher Petrus (2. Petri 3, 13) schreibt, dann soll das Danklied mit geheiligter Zunge desto herrlicher erschallen. Denn alle, alle Not hat dann ein Ende.

J o h a n n K a s d o r f,  
Lehrer an der Gnadenfelder Schule.

Gnadenfeld. 25. Mai 1923.

---

### Teure Freunde jenseits des Ozeans!

Der Herbst des Jahres 1921 war schrecklich für unsere Gegend. Das Hungerjahr fing an mit allen seinen Schrecken: Kinder und Erwachsene liefen in Scharen von Haus zu Haus, von Fenster zu Fenster, und den ganzen Tag hörte man: „Brot, wenn auch nur ein Krümchen! Wir und die Unfrigen sterben vor Hunger!“ Und in der Tat, die meisten waren blaß, sehr mager und die Augen eingefallen; man sah es ihnen an, daß sie nicht mehr lange in dieser Welt bleiben würden. Wer da konnte, gab ihnen ein wenig, was er sich selbst vom Munde absparte; leider waren solche nur wenige, und die Schar der Hungernden wurde immer größer. Ende November und im Dezember wurde die Zahl der Bettler kleiner, weil viele von ihnen an Erschöpfung starben. Rettung vor dem Hungertode suchend, fingen sie an Tiere zu essen, welche die Menschen früher nicht aßen: Griffen und aßen Katzen, Hunde, Steppmäuse und, als die wenig wurden, warfen sie sich auf das Mas, einerlei von welchem Tiere es war. Alles wurde aufgeessen. Aus Verzweiflung fingen sie an, Tag und Nacht zu stehlen und so dreist und mit solchem Erfolg, daß sie selten dabei ertappt wurden, ungeachtet dessen, daß fast in jedem Hause die Leute ihren geringen Vorrat bewachten, da sie selbst dem Schrecken des Hungers nahen. Solange es den Wirten möglich war, organisierten sie in den Dörfern Küchen und Kochen, wenn auch dünne, Grük- und Rübensuppe für die Hungernden, doch zu Neujahr 1922 hörte auch diese geringe Hilfe auf; von der Regierung wgr keine, und nun kam die Massensterblichkeit an Hunger und Fleckentypus; alle Schwachen kamen einer nach dem andern um, geduldig ihr schweres Kreuz tragend. Zu dieser Zeit war es schon bekannt, daß die Brüder jenseits des Ozeans mit ihrer Hilfe kämen, und der Glaube an

diese Hilfe stärkte die Hinfiehenden, und so mancher von ihnen blieb am Leben. Ende Februar war die Hilfe da und rettete ein gutes Drittel der Bevölkerung der mennonitischen Kolonien vom Tode. Es starben nur die, welche schon so erschöpft waren, daß ihnen auch die Nahrung nichts mehr half. Man konnte sehen, wie die Hungernden, besonders Kinder, sich schnell erholten, und die Sterblichkeit an Hunger hörte im April ganz auf. Als im Sommer in den benachbarten russischen Dörfern die Cholera-Epidemie anfang, die viele Opfer forderte, kamen unter unserer Bevölkerung, die schon gestärkt war, nur einzelne Erkrankungen vor. Daraus sieht man, was für eine wesentliche Hilfe für unsere Gegend die Brüder jenseits des Ozeans uns gebracht haben. Und möge ein jeder, der sein Scherflein dazu beigetragen hat, sich bewußt sein, daß er so manchen Hungrigen vom Tode errettete. Ich, als Arzt, der mit der Bevölkerung stets in Berührung steht, höre überall die tiefe Dankbarkeit dafür, daß die Hilfe noch im letzten entscheidenden Augenblick gekommen. Da, wo die Hungernden auf sich selbst angewiesen waren, wie in einigen russischen Dörfern unseres Kreises, kamen auch Fälle von Menschenfresserei vor, und das ist keine Fabel, sondern festgestellt von den Behörden und Ärzten. Daraus sieht man, bis zu welchen Greuelthaten der Hunger die Menschen treibt; und ich will mit meinem kurzen Bericht auch nur hervorheben, welch' eine Wohlthat die amerikanischen Brüder unserer Gegend erwiesen haben, weshalb auch ich mich der allgemeinen Dankbarkeit anschließe.

D r. A l b e r t R e t a t,

Arzt des Muntauer Rayons Halbstädter Wolost.

Muntau. 31. März 1923.

## Die helfende Hand.



## Rusländische Mennoniten — Amerikanische Mennoniten.

Helfet einander! Eine Schneeflocke weiß  
 Sprach zu der anderen im nahen Kreis:  
 Einzeln sind wir doch gar zu klein,  
 Schmelzen bald im Sonnenschein.  
 Helft mir, auch ich bin bereit,  
 Hügel und Täler bedecken wir weit!

Helfet einander! Ein Baumbättchen grün  
 Sprach zu dem andern: Die Sonne wird glühn;  
 Lang, eh der Abend bricht herein,  
 Müßt ich verwelken so ganz allein.  
 Helft mir! So helfe ich euch.  
 Wie werden die Bäume so schattenreich!

Helfet einander! Ein Sandkörnlein klein  
 Sprach zu dem andern im Morgenschein:  
 Warm aus dem Süden weht der Wind,  
 Einzeln wir bald vertrocknet sind.  
 Helft mir! Ich helfe euch gern —  
 Fließen als Bächlein zum Meere so fern.

Helfet einander! Ein Sandkörnlein klein  
 Sprach zu den andern, die ebenso klein:  
 Bläst mich der Sturmwind weit, weit fort,  
 Ach, was tu ich allein an dem Ort.  
 Helft mir! So bau'n wir geschwind  
 Einen hohen Berg und trogen dem Wind.

Die Schneeflocken bedecken weit und breit  
 Die Erde mit einem weißen Kleid.  
 Die Blätter waren dicht und grün,  
 Die Bächlein flossen zum Meere hin.  
 Und aus den einzelnen Körnlein Sand,  
 Entstand ein Gebirge im ganzen Land.

Drum reichen wir uns zum Werke die Hand,  
 Ob klein, ob groß, im ganzen Land,  
 „Für's Gute,“ soll unsere Losung sein.  
 Wir wollen in seinem Dienste uns freu'n.  
 Und Gott, der das Kleine segnen kann,  
 Sieht auch unsere Arbeit in Gnaden an.

(Ausgewählt.)

Frau Marien Dürken,  
 Geborene Pauls. Sonntagschullehrerin.

Alexandertal. 4. Mai 1923.



## Sei zufrieden.

Bist du die goldne Ähre nicht,  
 Die schwer vom Korn sich wiegt,  
 So sei die blaue Blum' im Feld,  
 Die frisch das Aug' vergnügt.

Kannst du als hoher Pfeiler nicht  
 Im stolzen Münster ragen,  
 So sei der kleinen Steinchen eins,  
 Die mit die Wölbung tragen.

Kannst du in Psalmen wunderbar  
 Nicht deinen Schöpfer preisen,  
 So singe wie ein Vöglein singt,  
 Sein Lob in schlichten Weisen!

Und schreibt die Welt den Namen dein  
 Einst nicht in Stein und Erz,  
 Begnüge dich, wenn dein gedenkt  
 Ein armes Menschenherz!

(Ausgewählt.)

Ein warmes „Vergelt's Gott“ an alle Spender, von

Anna Joh. Reimer, geb. Koop.

Rückenaau, Post Halbstadt. Juni 1923.

**Bericht.**

Ist sie wirklich da? Wirklich da, die amerikanische Menoniten-Hilfe? Sind die Produkte wirklich von uns abzuholen? Ist kein Aufschub mehr? — Mit solchen und ähnlichen Fragen wurde das Gnadenfelder Wolost-Komitee, A. M. K. in der zweiten Hälfte von März 1922, von vielen Hunderten hungriger, abgemagerter Personen bestürmt. Nur wer es gesehen, erlebt — hat eine rechte Vorstellung von dem Ausdruck der Freude und des Dankes, der sich nach Bestätigung der Tatsache, daß vom 25. März an 3500 Personen unserer Wolost in 30 Küchen täglich eine Ration kräftiger Speise erhalten würden, auf den Gesichtern der Notleidenden abspiegelte. Circa 15,000 Rg. Produkte sind vom 25. März 1922 bis zum 1. Juni 1923 unter die 13 tausend zählende Bevölkerung der Gnadenfelder Wolost verteilt worden, was zur Folge hatte, daß nach Einsetzen der A. M. K. die Zahl der am Hungertode in unserer Wolost Gestorbenen mit 61 Personen ihren Abschluß fand, und heute essen wir uns alle satt.

Wunderbar, höchst wunderbar läßt der Gott der Liebe seinen Kindern einmal durch Raben, ein anderesmal durch viele tausend Meilen entfernt wohnende Brüder unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen Brot zukommen. Ihm die Ehre, den Geschwistern in Amerika ein herzliches „Verkelt's Gott.“ Psalm 77, 11.

**R o r n e l i u s L ö w e n,**

Secretär des Gnadenfelder Wolost-Komitees d. A. M. K.

Gierschau, Gnadenfeld, Verdjansk, Ukraina. Juni 1923.



### Fremdes Leid.

Will eigenes Leid zu sehr dein Herz bedrücken,  
 Dann laß dein Aug' auf fremdes Leid nur blicken;  
 So trefflich kann dich nichts vergessen lehren,  
 Als das Bemühen, fremdem Leid zu wehren.

(Ausgewählt.)

E b a n g e l i n a K e m p e l,

Lehrerin der Handelsschule in Gnadenfeld.

Gnadenfeld. 8. August 1922.

### Bericht.

Tief, unauslöschlich tief haben sich die Erlebnisse des Hungerjahres 1922 unserm Gedächtnisse eingepägt. Ein jeder unter uns hat in dem verfloffenen Jahre seine eigenen Erfahrungen gemacht. Es war eine Zeit der schlimmsten Entbehrungen, der größten Not und Trübsal, aber auch eine Zeit der herrlichsten und schönsten Gebetserhörungen, der Hilfe aus des allgütigen, himmlischen Vaters Hand, als auch der selbstlosesten Nächstenliebe, die sich in der Hilfeleistung der amerikanischen Brüder äußerte. Die Schilderungen der großen Hungersnöte in Indien und anderen Ländern vor dem Kriege, haben wohl in manchem Christenherzen ein Mitgefühl geweckt und auch das Verlangen zu helfen, aber die Hungrigen waren viele tausend Meilen entfernt, und wohl selten wurde der Wunsch zu helfen in die Tat umgesetzt.

Das Jahr 1922 brachte uns die jammervollsten Hungergestalten nicht nur zu Hunderten vor unsere Tür, nein, unsere eigenen Kinder schauten uns aus hohlen Augen an, die Wangen blaß und eingefallen und wir konnten ihnen kein Brot geben. Und wieviele unglückliche Eltern haben ihre

Kinder Hungers sterben gesehen. Wenn es hier unter uns weniger Opfer gekostet hat, so ist dies nur der amerikanischen Hilfe zu verdanken, die der liebe Gott auf so wunderbare Weise, in der zwölften Stunde, als die Not am allergrößten war, ins Werk setzte.

Liebe Brüder, Geben ist seliger als Nehmen, das werdet auch ihr in dieser Zeit reichlich erfahren haben, und wenn ihr vielleicht auch in mancher Hinsicht große Enttäuschungen erfahren habt, so könnt ihr doch auch überzeugt sein, daß manch heißes Dankgebet zum Throne Gottes emporgestiegen — und noch steigen — für die erfahrene Hilfe, aber auch manche Fürbitte für die Brüder um reiche Vergeltung in himmlischen — religiösen — und irdischen Gütern.

A b r. A b r. B r a u n,

Leiter des Gnadenfelder Kirchenchors.

Gnadenfeld, Verdjansk, Zekaterinoslaw. Mai 1923.

### Wunderbare Quelle.

Wohltun ist Quelle

Im brennenden Sand!

(Usteri.)

Geben ist Aussäen; wer viel aussät, wird viel ernten.

(Anna Bollmar.)

Freundliches Geben zieret das Leben!

Freundlich Erbarmen läßt nicht verarmen.

Schließe dem Dürftigen Nimmer die Hand!

S e l e n a R e m p e l,

geb. Garder, Tochter des Peter Garder, Verfasser der „Losen Blätter.“ Gnadenfeld. 30. Mai 1923.

### A. M. N. — American Mennonite Relief . . . .

ein Wort von sehr wichtiger Bedeutung. Ein Volk aus der neuen Welt hilft einem aus der alten aus großer Not. —

Wer hätte das gedacht, daß das große Rußland einst auswärtige Hilfe bedürfen werde. Dieses einst so mächtige Reich mußte einen Rückgang erleiden, und das Volk in den meisten Kreisen dem schmachlichstn Hunger anheimfallen, oder sogar ein Opfer des Hungertodes werden. Der Allmächtige straft den Ungehorsam, aber er hilft auch den Seinen aus der Not. Es mußte so kommen; wer kennt Gottes unerforschliche Wege?

Die Mennoniten Rußlands haben doch während der Kriegstürme vieles erleiden müssen. Ihr Hab und Gut ging verloren; viele Wirtschaften sind samt allem Zubehör gänzlich ruiniert. Früher, wo ein Bollwirt im Stande war, hunderten von Menschen mit Nahrung ein Jahr durchzuhelfen, der mußte jetzt seine Nahrung aus der Hilfsküche holen. Und solches spendeten alles unsere Glaubensgenossen, die Mennoniten aus Amerika. Sie scheuten nicht Mühe noch Arbeit; mit was für Schwierigkeiten es auch verbunden war, sie wollten ihre Brüder in Rußland nicht darben lassen. O, das Wort „Relief“ ist doch sehr bedeutungsvoll. Was konnte es nicht alles ausrichten: Nahrung und Kleider gingen unter diesem Banner hinüber zur alten Welt. Der himmlische Vater hat seinen Segen dazu gegeben. Ihm sei Lob und Dank. Euch aber, ihr Lieben, können wir nur noch ein „Vergelt's Gott“ zurufen. Matth. 25, 40.

Heinrich G. Wiebe,

Schreiber im Wolost-Komitee der A. M. N.

Gierschau, Wolotschna, Laurien. 9. Juni 1923.

über ein Stündelein.

Dulde, gedulde dich fein!  
 Über ein Stündelein  
 Ist deine Kammer voll Sonne.

Über den First, wo die Glocken hängen,  
 Ist schon lange der Schein gegangen,  
 Ging in Türmers Fenster ein.

Wer am nächsten dem Sturm der Glocken,  
 Einsam wohnt er, oft erschrocken,  
 Doch am frühesten tröstet ihn Sonnenschein.

Wer in tiefen Gassen gebaut,  
 Gütt' an Güttlein lehnt sich traut,  
 Glocken haben ihn nie erschüttert,  
 Wetterstrahl ihn nie umzittert,  
 Aber spät, spät sein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.  
 Sag ihm ab, dem törigten Reid:  
 Andrer Gram birgt andre Wonne.  
 Dulde, gedulde dich fein!  
 Über ein Stündelein  
 Ist deine Kammer voll Sonne.

(Paul Henje.)

R a t h. L ö w s, Kindergärtnerin.

Gnadenfeld. Mai 1923.

### Bericht aus der Arim

Fürchterlich waren die Winter- und Herbstmonate 1921 und 1922, in der Arim. Will ja nur einiges persönlich Erlebtes mitteilen. Es verging keine Stunde, da nicht Bettler an der Türe standen, in Fegen eingehüllt und um Brot bettelnd. Doch bald wurden die Türen verschlossen, weil der Mehlsack leer wurde und man nicht mehr die Möglichkeit hatte, zu helfen. Dann kamen solche Trauergestalten, die entweder Haut und Knochen waren oder erschreckend angeschwollen, an die Fenstern, bis man auch diese schließen mußte. Auf der Straße sah man Hungergestalten, wie sie vom Winde oft niedergeworfen wurden.

Dann kamen die bis ans Krankenhaus, wo ich leitender Arzt bin, und baten um Aufnahme.—Ich mußte sie mit blutendem Herzen fortschicken, da ich nur ein bestimmtes Quantum für's Krankenhaus erhalten konnte. Man versuchte sich ja damit zu beruhigen, daß das Krankenhaus kein Speisehaus sei; und doch — —

Hin und wieder wurden auch solche ins Krankenhaus gebracht oder vor die Tür gelegt, die irgendwo auf der Straße oder hinter dem Strohhaufen aufgefunden wurden. Die meisten von diesen erlagen aber bald, ohne die Befinnung zu bekommen, als Unbekannte. Ja, wer diese Zeit nicht selbst erlebt hat, kann sich den Jammer und das Elend gar nicht vorstellen.

Oft konnte man Zeuge davon sein, wie sich die Bettler über das Nas hermachten. O, schrecklich war es, denn zu dem Hunger gesellten sich verschiedene schwere Krankheiten, und unter andern Infektionskrankheiten auch die „Rog“. — Gott sei Dank, die schwerste Zeit liegt wie ein Gespenst hinter uns. Im Herbst 1922 kam die Hilfe der amerikanischen

Brüder auch bis zu uns, wonach man so sehnsüchtig ausge-  
schaut! — —

Goffnungsboll schauen wir in die Zukunft, denn wir haben  
wiederum erfahren dürfen, daß der alte Gott noch lebt und  
das Schreien seiner Geschöpfe hört und erhört. Er macht  
seine Kinder willig, ihr Brot über's Wasser zu senden.

D r. P e t e r J. S a w a d s k y.

Karassan. 1923.

---

### Herbst 1921.

Still und einsam wird es schon  
In dem alten Garten,  
In den Bäumen spüret man  
Vanges, ernstes Warten.

Denn schon hat ein Frost gefärbt  
Gelb und rot die Blätter.  
Bald reißt sie von Ast und Zweig  
Wildes Herbsteswetter.

Tröstend neigt ein Horn sich  
Zu der jungen Linde:  
„Gib die welken Blätter gern  
Setz dem rauhen Winde.

Sieh, der strenge Winter wird  
Doch einmal vergehen,  
Dann wird, was jetzt sterben muß  
Wieder neu erstehen.

Und dann wird ein neuer Lenz  
 Neue Blätter bringen,  
 Und bei ihrem Rauschen wird  
 Nachtigall dir singen:

Doch die Linde schüttelt leis  
 Sich in stummer Klage:  
 „Ob ich aber überleb  
 Diese Wintertage!? — —

Und wir haben sie wirklich überlebt, diese schrecklichen Tage, die so drohend und drückend vor uns standen. Aber nur dank der freundlichen Hilfe der fernen Brüder in Amerika, die in wahrer Menschenliebe ihrer Stammesgenossen in Rußland gedachten und nach dem Worte des Herrn getan haben (Jes. 58, 7): „Brich dem Hungrigen dein Brot.“ Und in aufrichtiger Dankbarkeit wird es genossen. Möchten die freundlichen Geber davon überzeugt sein, so, wie ich es bin, die ich, als Frau eines Arztes, genug Gelegenheit hatte, mich von der Not, aber auch von der Dankbarkeit zu überzeugen.

M a r g a r e t a S a w a d s k y, geb. Reimer.  
 Karassan, Krim.

---

### Ein kurzer Bericht über das Diakonissenheim „Morija“ in Neu-Halbstadt.

Diese Anstalt wurde im Jahre 1909 von einem Kreise Gläubiger, hauptsächlich aus den Mennoniten, gegründet. Sie sollte die Ausbildungsstätte und das Erholungsheim mennonitischer Schwestern sein. Die Morijaschwestern arbeiten hauptsächlich in den Krankenhäusern Muntau und

Orloff und in der Srenanstalt „Bethania“ bei Pitškäs. Außerdem besorgen sie verschiedene kleine Stationen, wie Typhuskranken usw., auch arbeiten sie in Privathäusern. In der Anstalt sind gegenwärtig 22 ausgebildete Schwestern und 32 Schülerinnen. Früher wurde Marija durch freiwillige Spenden von mennonitischen Gemeinden und Privatpersonen, später durch die Arbeit der Schwestern selbst, unterhalten. Die Geschäfte des Diakonissenhauses besorgte die Verwaltung. Diese bestand aus 6 bis 8 Gliedern; dazu gehörten auch der Arzt, der Hausvater und die Oberin.

Gegenwärtig ist die Anstalt eine medizinische Schule, unter Vorsitz des Doktors Tavonyus, dem ein pädagogischer Rat zur Seite steht.

Die Verhältnisse der verflossenen Jahre machten die Arbeit in der Anstalt schon früher sehr schwer, aber der Winter 1921—22 brachte nie geahnte Leiden. Es war sehr wenig, manchmal gar kein Brot da; dazu herrschte eine große Kälte. Das Personal hatte Frostbeulen an Händen und Füßen. In der Zeit starb auch die Oberin von „Morija,“ Schwester Wera Michelson aus Livland, an Tuberkulose. Das war für die Anstalt ein schwerer Verlust; sie hatte seit der Gründung „Morijas“ mit viel Geschick und großer Treue die Arbeit geleitet. Früher kamen die Kewnbalescenten, besonders solche nach Typhus, den fast alle Schwestern durchgemacht haben, zur Erholung nach Morija. Jetzt aber konnte die Anstalt diesen nichts bieten, weil alles so knapp war. Die Regierung zahlte nur wenig, denn die Lebensmittel waren teuer und fast garnicht zu bekommen. Im vergangenen Frühlinge mußten wir unser Haus auf 3 Monate fürs Militär abgeben und in ein fremdes Quartier einziehen. Im Juli erhielten wir es jedoch wieder zurück. Als dann endlich die amerikanische Küche anfang zu arbeiten, wurde es



leichter, und wir schauten wieder hoffnungsvoller in die Zukunft. So half unser himmlischer Vater immer wieder auf verschiedene Weise. Er hat alles wohl gemacht. Dank der Pakete, die wir aus Amerika erhielten, konnte im Herbst ein neuer Kursus mit 10 Schülerinnen begonnen werden; denn Arbeit ist viel, und es fehlt noch sehr an Schwestern.

Im Namen des Pädagogischen Rates,

Sch w. M a r g a r e t e F r i e s e n.

Neu-Salbstadt. April 1923.

### Liebt Euch!

So tausendfach ist Menschennot,  
 So einfach: „Liebt Euch!“ das Gebot;  
 Keine Not so groß, kein Leid so schwer  
 Daß Menschenliebe nicht mächtiger wär!“

(E. v. Wildenbr.)

A n n a R e m p e l.

(Mitarbeiterin der Kindergottesdienste.)

Gnadenfeld. 4. Dezember 1922.

### Ein Opfer der Zeit.

Motto:

Ach, sie haben einen guten Mann begraben,  
Und mir war er mehr! . . . . . (M. Claudius.)

Als solchen kann man den im Dorfe Prischib, Melitopoler Kreis, Gouv. Zekaterinoslaw, am 1. Januar 1922 neuen Stils gestorbenen Arzt, Reinhold Kludt, bezeichnen. Er war geboren als sechstes Kind des im Jahre 1907 gestorbenen Gnadenfelder Gebietschreibers Johannes Kludt und seiner Gemahlin, Katharina, geb. Fischer, am 15. Januar 1870. Nach Beendigung der Kurse der Gnadenfelder Dorfs- und Zentralschulen und nach Erlernung der lateinischen und griechischen Sprachen in Privatstunden bei seinem damals im Dorfe Brunau, Marienpolder Kreis, als Pastor amtierenden Bruder Theodor Kludt, trat er in die 5. Klasse des Berdjansker Gymnasiums ein, wo er im Jahre 1893 sein Abiturium machte. Im Herbst des letzterwähnten Jahres bezog er die medizinische Fakultät der in Rußland geschätzten Univerſität Charkow, wo er fünf Jahre unter schweren Verhältnissen und bei ganz geringen Mitteln studierte, denn sein Vater konnte ihm, bei seiner zahlreichen Familie, nicht mehr als bis 350 Rubel zukommen lassen. Im Spätsommer des Jahres 1897 legte er bei der Staatskommission ein glänzendes Zeugnis als Arzt, besonders in seinen Spezialitäten: innere Krankheiten und Geburtshilfe, ab und wurde dann Landschaftsarzt im Berdjansker Kreise, wo er in den Russen- und Molokanendörfern Nikolajewka (unweit Berdjansk), Wosnesenka (Bauerdaß, unweit Melitopol) und Nowo-Wassiljewka den Zustand der leidenden Menschen mit großer Hingabe zu bessern sich bemühte. Nachdem er sich im Jahre 1899 mit der Pastorstochter Berta Baumann aus Pri-

schib verheiratet hatte, folgte er dem Rufe des Gemeinderates und nahm die dort vakant gewordene Stelle als Gemeinde-Arzt an, wo er in seiner Woiwost, die aus 7 bis 8 Dörfern bestand, und weit über die Grenzen desselben in großem Segen und mit in die Augen fallenden Erfolgen wirkte. Nie war es ihm zu viel, die zahlreichen Kranken, die — wie erwähnt — oft aus weiter Ferne gekommen waren, bei Tag und sogar bei Nacht anzunehmen, denn wie oft ist er des Nachts 3 ja 4 mal geweckt und zu Kranken geholt worden.

Außer seiner ärztlichen Tätigkeit, die sich auch bis ins Muntauer Krankenhaus erstreckte, hat er der Woiwostgemeinde Prischib viel, sehr viel Nutzen bringen können, blieb doch durch sein Wirken die Verwaltung in der örtlichen Zentralschule in Händen deutscher Lehrer und ist durch seine intensive Tätigkeit und durch nicht geringe persönliche Geldmittel die Prischiber Mädchenschule mit seinem großen, 2-stöckigen Gebäude erstanden, welche im Jahre 1910 zu einem siebenklassigen Mädchengymnasium erhöht wurde. Bis zum Jahre 1917 hat Doktor Kludt durch Gottes Gnade, wenn auch ein sehr arbeitsreiches, so doch ein in allen Hinsichten erfolgreiches Leben führen können, aber dann fingen auch für ihn und seine aus Frau und vier Töchtern bestehende Familie die Tage an, die ihnen nicht gefallen konnten, denn ausgenommen der pekunären Verluste durch Annulierung der russischen Wertpapiere, hatte er besonders in der unseligen Machnowszeit besonders viel durch nächtliche Überfälle und Beraubungen zu leiden, was ihn aber nicht abhielt, auch diesen Räubern in Notfällen ärztlich zu helfen. Im Jahre 1920 schon hatte das Prischiber Gebiet und besonders das Dorf Prischib eine große Hungersnot durchzumachen, welche sich naturgemäß auch ins Doktorhaus einschlich und zu diesem allen brach in seinem Doktorrajon eine verheerende Pocken-

und Typhusepidemie aus, an welcher Krankheit auch er — Doktor Kludt — sich durch Behandlung von Kranken in einer sehr armen, verkommenen und verlausten Familie ansteckte und nach 8-tägiger schweren Krankheit dieser Epidemie, trotz energischer Behandlung von 3 bis 4 Ärzten infolge von Herzschwäche erlag, tief betrauert von seiner Familie, Geschwistern und einem sehr großen Bekanntenkreise. Er starb sozusagen in seinen besten Mannesjahren und hätte der leidenden Menschheit noch lange dienen können, aber der allweise himmlische Vater hatte es anders mit ihm vor und führte ihn durch seinen Ruf zu der Ruhe, die er seinem Volke bereitet hat. Friede seiner Asche!

Er wird noch lange im dankbaren Andenken seiner gewesenen Patienten und Bekannten sein. An Typhus sind außer Doktor Kludt noch die unter uns wirkenden Ärzte—Seiler, Wagner, Paskalow, Dück, Meder, Spindler und Klassen zu frühzeitig gestorben. An anderen Krankheiten starben Dr. Dürksen und Dr. Peter Dück.

H e i n r i c h E d i g e r.

Gnadenfeld. Juni 1923.

---

**„Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.“** Klag. 3, 22.

Als wir noch zuhause waren, gab es wohl manch eine schlaflose Nacht und gestörte Sonntagsruhe, wenn Machno und die Anarchistin Maruffja unsere Gäste waren, doch hatten wir damals noch unser eigenes Haus, unsere warmen Betten und Kleider,— Essen mehr als wir brauchten. Zwar tat uns das Herz manchmal weh, wenn ein treues Roß oder eine Kuh nach der andern davongeführt und wir selbst manchmal arg grob behandelt wurden. Doch seit jener graufigen

Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar, 1919, wo wir bei starkem Frost und einer Kälte von über 15 Grad R., unter Flinten- und Kanonenschüssen in einer Stunde unser warmes Bett und das prächtige Heimatdörfchen Blumenfeld verlassen mußten, ist es doch noch ganz anders gekommen. Jetzt sind wir die unangenehmen Gäste geworden, die bei der verarmten Bevölkerung ihr Unterkommen und ihr Brot suchen müssen. Aber wir sind, Gott sei Dank, gesund und darum auch unverzagt.

Wie vielen Kindern und gebrechlichen alten Verwandten und Nachbarn geht's noch härter als uns. Von unserm ganzen Dörfchen ist buchstäblich kein Stein auf dem anderen geblieben, einige Wände und Keller ausgenommen, die mit Zement zu einem Guß verbunden waren. Die Kirche, die Schule, die Wohnhäuser, die Stallungen, die Gärten und Blumenbeete, — alles ist dahin, so daß man kaum noch Spuren davon findet.

Viele guten Menschen haben uns geholfen, doch den lieben Amerikanern verdanken wir am meisten. Kaum hatten wir notdürftig Unterkunft gefunden, da kam die Hungersnot. Was hätten wir da wohl ohne euer gutes Brot anfangen sollen? Es kam gerade, als die Not am größten war. Gott vergelt's euch tausendmal! Kein Becher Wasser, in Jesu Namen dargereicht, bleibt unbelohnt. Ihr habt viele von uns vom sichern Hungertode errettet. Vergelt's euch Gott. Unsere Worte allein sind ungenügender Dank.

E i n i g e B l u m e n f e l d e r.

Gnadenfeld. Mai 1923.

---

### Wir Bettler.

Wir alle steh'n als Bettler vor  
 Des lieben Gottes Gnadentor,  
 Wir Großen und wir Kleinen,  
 In Kron und Mütze, Helm und Hut,  
 Wir heischen Schenkung und Tribut  
 Mit Bochen und mit Weinen.



„Wir Großen und wir Kleinen.“

Und jeder hat das größte Recht,  
 Ob Fürst, ob Lump, Herr oder Knecht,  
 Wir strecken aus die Hände;  
 Mit Murren, unter Lärm und Zanf,  
 Empfangen wir, meist ohne Dank,  
 Tagtäglich Spend' auf Spende.

Was Gott nur gibt aus reiner Guld,  
 Das deutcht uns auf verjährte Schuld

Abfchläglicb nur entrichtet;  
 Denn wir, Salbgötter von Beruf,  
 Wir find doch wir, und der uns schuf,  
 Der ist uns auch verpflichtet.

Doch sagt zu unverständ'gem Schrei'n  
 Der milde Vater liebeich nein,  
 Dann folgt ein kläglich Toben!  
 Ging alles aus nach Wunsch und Wahn,  
 Wir hätten längst aus ihrer Bahn  
 Die halbe Welt geschoben.

Du guter Gott, wir find nur wir!  
 Verzeih uns Trog und Ungebühr,  
 Wie frech wir uns erühnen!  
 Betracht' uns mit Warmherzigkeit  
 Und gib: Du gibst uns jederzeit  
 Viel mehr, als wir verdienen.

(Dr. Weber.)

R a t h. R e i m e r.

Tochter des heimgangenen Ältesten David Dürksen,  
 Schöntal, Krin, der anno 1896 mehrere Ortschaften Nord-  
 Amerikas besucht hat.

Gnadenfeld. 16. Juni 1923.



Das Brot ist dahin aus unfrem Saß.—1. Sam. 7, 9.

Evang. Kempel ist die Tochter des heimgegangenen Predigers Gustav Kempel und der E. Dirks, Tochter des Missionars S. Dirks und eine Nichte der Frau W. Neuf., Amerika. Viel Schweres hat die Familie Kempel erfahren. In der Machnowszeit kam ihr Sohn Heinrich auf grausame Art ums Leben. Die Sachen wurden alle verbrannt. Kaum war es soweit, daß die Familie wieder ihr eigenes Brot aß, da brach in derselben Familie eine schwere Krankheit aus. Zuerst starb die kleine Enkelin der Frau G. Kempel, dann sie selbst. In der Hungerszeit ging es sehr, sehr knapp zu. Vater und die sieben Kinder arbeiteten schwer, um das tägliche Brot zu erwerben, spannten sich sogar vor den Pflug. Im Winter 1921—1922 fuhr der Vater nach dem Norden zu seinem kranken Bruder. Beide starben fern von der Heimat. — Inzwischen war der jüngste Sohn an der Schwindsucht erkrankt und starb im Frühjahr 1922, nachdem er zum Skelett abgemagert war. Stets war der heißeste Wunsch der Familie gewesen, ein eigenes Haus zu besitzen. Der Wunsch ist nie in Erfüllung gegangen. — W. Neufelds nahmen die Kinder im Herbst 1922 mit nach Amerika, worüber diese sehr froh waren.

E v a n g e l i n a K e m p e l,  
Lehrerin der Handelsschule.

Gnadenfeld. August 1922.



## Herbstwehen.

Der Sommer hat mit weicher Bitte  
 Den Herbst bezaubert und betört,  
 Daß, wenn das Zepter ihm entglitte,  
 Er nicht so schnell sein Reich zerstört,  
 Daß er die Rosen ruhig enden,  
 Die Sonne sacht verglühen laß,  
 Und nicht mit unbarmherz'gen Händen  
 In all das goldne Blüten faß!

Der Herbst versprach's! Und läßt's geschehen:  
 Nun sind die Tage golden klar,  
 Durch leichte, weiche Lüfte wehen  
 Raun schimmernd das Marienhaar.  
 Die Blätter sinken träumend nieder  
 Und färben sacht sich gelb und braun,  
 Und herzblutfarben flammt herüber  
 Der wilde Wein vom Gartenzaun.

Nur aus den Wiesen hebt sich's leise  
 Des Abends wie ein schwerer Traum,  
 Und spinnt in unheilvoller Weise,  
 Ein Schleiertuch um Busch und Baum;  
 Und hoch vom Waldrand klingen Töne,  
 Wie schmerzlich trüber Abschiedsgruß,  
 Daß eine Welt von solcher Schöne  
 In Wintersnot verderben muß!

R ä t e F r i e j e n, geb. Klaffen.

Rückenau. Mai 1923.

**Die Hand bei der Arbeit — das Herz bei Gott.**

Ein Jätffarren war unser Pflug und eine Harke unsere Egge. Die Zugkraft war ich und mein liebes Weib schob nach. So ging es mit keuchender Brust feldauf, feldab. Mein liebes Weib sollte zwar nur den Pflug halten, damit er nicht umkippe, aber sehr oft spürte ich, daß sie über ihre Kräfte nachschob, um mir die Last zu erleichtern. Sofort hielt ich dann an und bat sie, es nicht zu tun, sie solle sich ja nicht überanstrengen. Sie erwiderte aber, es komme mir nur so vor, hier gehe der Pflug wohl leichter. Ich spürte es aber immer wieder, daß sie es doch tat, so daß es manchmal ohne einen kleinen Streit nicht abging. In den Ruhepausen wurde dann gemeinsam berechnet, wieviel Mais, Rüben, Bohnen, Linsen usw. das Feld, ein Morgen groß, wohl bringen könne. Das Ergebnis war immer: „Dann brauchen wir nicht mehr zu hungern!!“ So ging es mit großem Mut und schwacher Kraft weiter, denn die Augen waren hohl und die Wangen eingefallen. Und der Lohn dieser Mühe und Arbeit? Eine — Mißernte! Allein, der Herr sorgte auf andere Weise, daß wir nicht mehr zu hungern brauchten.

J a k o b J a s t.

Lehrer zu Fürstenwerder.

**Es ist ein Schnitter, der heißt „Tod.“**

Es war im Jahre 1922 — ein Jahr des Schreckens, der Verzweiflung. Der Tod hielt seine reiche Ernte! Wie ein Schnitter mit der Sense durchzog er unsere Gegend, und mit großer Beute entfernte er sich; langsam nur! — Besonders in der Kolonie Prischib und den umliegenden Dörfern

hauste der Hungertod grausam! Ich war im selbigen Jahre als Lehrerin in einem deutschen Waisenhause angestellt. — Fünfundstiebzig Kinder wurden daselbst erzogen, geschult und ernährt. Natürlich wurden den Kindern die Speisen zugeteilt. Im Herbst bekam ein jedes täglich 1 Pfund Brot, 2 Teller Suppe und Tee. Allmählich aber wurden die Rationen kleiner und nahrungsloser. Schließlich war es Weihnachten, worauf die Kinder sich schon monatelang gefreut hatten, aber die Weihnachtszeit wurde ohne Brot gefeiert. O wie unbeschreiblich traurig war das Bild am heiligen Abend, als die Kinder, um den Baum versammelt, das Lied sangen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Leider konnten sie sich nicht freuen. Mit glanzlosen Augen, ganz abwesend, endigten sie das Lied und gingen dann hungrig zu Bette. Schluchzen hörte man aus verschiedenen Bettchen, und tonlose Stimmen lallten: „Mich hungert so sehr.“ Wie Messer schnitten uns diese einfachen Worte ins Herz; aber wir konnten die armen Kleinen nicht damit trösten, daß es morgen Brot geben würde. Allmählich wurde es ruhig — das Schluchzen war, wenn auch nur auf etliche Stunden, verstummt. Auch wir begaben uns zur Ruhe. In der Stille hörte man draußen den Sturm tosen und Regentropfen an die Fenster schlagen, als wollten sie uns sagen, daß auch der Himmel mit uns weine. — Da plötzlich erklang die Scheideglocke — so müde und kläglich! Es war im Laufe des Tages das achzehnte Mal, daß die Glocke erklang. O, schauriger Zustand! — Was mögen die Hingeshiedenen in ihren letzten Stunden noch ausgehalten haben?! Aber der Tod machte ein Ende den Qualen und Schmerzen! Was war in dem Schlafzimmer unterdessen geschehen? — Vier Knaben hatte der Tod an sich gerissen. O, es war eine schreckliche Nacht.

Nie vergeß ich sie! Nachher wurden noch 40 Kinder Beute des Todes!

Aber wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten! Durch die lieben Amerikaner gab er uns Brot. Gott vergelte diese brüderliche Nächstenliebe vielmal! Das ist unser täglicher, herzlicher Wunsch!

Katharina Ediger, Lehrerin.

Gnadenfeld. 18. Juni 1923.

### Unsere Harfen hingen wir an die Weiden. . . .

Er war kein Sänger und kein Musiker, war weder arm noch reich; er war Lehrer und besaß einen teuren Schatz — eine Hausorgel. Schlecht und recht war die Musik und erscholl in frohen, sowie in trüben Tagen. Gab's Freude im Hause, dann sang man zur Ehre des Schöpfers. Frau und Kinder ließen fröhlich ihre Stimmen erschallen. In schweren Zeiten brachte die Orgel das Leid der Familie zum Ausdruck, und mit den letzten Tönen des Liedes verklang gewöhnlich auch der letzte Schmerz. So verfloß manch schöne Stunde, bis es endlich nach Jahr und Tag Besuch im Dorfe gab. Ein grauer Gast, der Hunger, schlich langsam von Haus zu Haus und erschreckte die Leute mit seinem Besuch. Auch die Lehrerwohnung blieb nicht verschont. Ohne viel zu fragen, ließ der Gast sich nieder und richtete sich häuslich ein. Bestürzt sahen Vater und Mutter sich an; kalt rieselte es ihnen über den Rücken, aber die Sache ließ sich nicht ändern. Und so wurde bald dies, bald jenes Stück Hausrat fortgetragen und für ein Stücklein Brot veräußert — auf Drängen des ungebetenen Gastes. Mit der Zeit wurden seine Ansprüche immer größer und zuletzt wies er hohnlä-

chelnd auf die Orgel. „Es ist ein Luxusartikel, den du, lieber Schulmeister, nicht brauchst,“ sagte er. „Nein,“ lautete die Antwort, „es ist ein Stück von mir selbst, und ich kann die Orgel nicht entbehren!“ Der Hunger aber pfiß sich ein Liedchen und trommelte mit den knöchernen Fingerspitzen den Takt dazu auf dem ungedeckten Tische. Ein Schüttelfrost ging durch die Glieder des armen Schulmeisters. . . . Doch allmählich wurde der borstige Mann gefügiger; er widersprach nicht einmal mehr. Sogar die Musik verstummte nach und nach. Und als eines Tages das jüngste Töchterlein einmal wieder mit schwachem Stimmchen fragte: „Papa, warum kaufst du kein Brot —“ da mußte die Musik vom Hause des Lehrers Abschied nehmen. Noch an demselben Tage bezog das Harmonium das Haus eines mit mehr irdischen Gütern gesegneten Erdenbewohners, — und still war's und blieb's im kleinen Lehrerstübchen, auch dann noch, als der unangenehme Gast endlich die Wohnung verließ.

Und stumm und geknickt bis zum Grabe blieb auch manch gebrochenes Herz unter den Dorfbewohnern, denn der graue Gast hatte ihnen nicht nur die irdischen Güter, sondern auch die tiefste Herzensharmonie geraubt. . . . .

A. F. S u d e r m a n n.

Lehrer der Gnadenfelder Zentralschule.

Mai 1923.

**Ermutigung.**

Nimm die Harfe von der Weide  
 Und gebiete deinem Schmerz!  
 In dem Kampf mit schwerem Leide  
 Stählt sich oft das matte Herz.

Kannst du nicht vor denen singen,  
 Die dein Leiden nicht versteh'n,  
 Laß dem eig'nen Herzen klingen  
 Deiner Lieder. Melodien!

Wenn der Harfe Töne heben  
 Durch die dunkle Trauernacht,  
 Regt sich wieder neues Leben,  
 Und ein neuer Tag erwacht.

Süße Engelmelodien,  
 Babels Söhnen unbekannt,  
 Werden durch die Seele ziehen  
 Dir zum Trost im fremden Land.

Aus den Augen quellen Tränen,  
 Hoffend lauscht das Geistesohr!  
 Und ein namenloses Sehnen  
 Hebt das Herz zu Gott empor!

Dein Gefängnis wird sich wenden,  
 Gottes Macht wird dich befrei'n;  
 Deine Klagen werden enden  
 Und das Herz voll Jubel sein!

(Ausgewählt.)

Marie Sudermann, geb. Isaak.  
 Gnadenfeld. Juni 1923.

### Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

Die Wahrheit dieses Spruches haben wir reichlich erfahren. Große Not kam auch über uns Mennoniten Südrußlands infolge der gerade in unserer Gegend sich abspielenden Bürgerkriege und dann infolge der Mißernten. Litt man schon an der Not im eigenen Hause, so litt man noch nicht minder an dem Anblicke der vielen, vielen Elenden aus anderen Gegenden, wo die Not noch größer war, welche zu Skeletten abgemagert, andere von Hunger dick geschwollen, sich mühsam von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf schleppten, um unter Türen und Fenstern einen Bissen Brot zu erbetteln. Wie schnitt es ins Herz, wo man helfen mochte, aber nicht konnte! In der größten Not stellte sich Gottes Hilfe in der amerikanischen Mithilfe ein. Nicht nur, daß die im eigenen Dorfe am meisten Leidenden vor Hungertod und Verzweiflung bewahrt blieben, sondern mit dem Einsetzen der amerikanischen Rützen verschwanden auch alle die vielen bettelnden Jammergestalten von Türen und Fenstern. Von Todesfällen infolge Hungers hörte man nicht mehr.

Dem großen Gott und allen, die sich von ihm als Handlanger in der Hilfe haben brauchen lassen — einen herzinnigen Dank! — Außer der leiblichen Not und dem Bedürfnisse an leiblicher Speise machte sich aber auch noch ein anderer Mangel geltend: Die Mittel, den geistigen Hunger unserer Schuljugend zu stillen. Auch in dieser Hinsicht ist von mitleidigen Glaubensbrüdern im Auslande geholfen worden. Ein herzliches „Vergelt's Gott“. Leider aber ist noch nicht die ganze Not gehoben, Lehrbücher sind im Laufe des Jahres zerrissen, Schreibmaterialien sind verbraucht und nicht zu bekommen, so daß man in den Schulen nur wenig

auf Papier schreibt. Doch er, der geholfen, wird auch ferner helfen. Ihm wollen wir vertrauen!

Heinrich Janzen, Lehrer.

Mariawohl. Juni 1923.

### Ein kleines Erlebnis aus dem Hungerjahre 1922.

Im vorigen Frühlinge, an einem Sonntage, gingen wir, meine Freundinnen und ich, in den Wald. Wir wünschten so sehr, unsre trüben Gedanken, — die Sorge ums tägliche Brot — loszuwerden. Wir hätten gerne die Freude gefunden, die uns verlassen, aber auch hier bot sich uns ein trauriger Anblick. Im hohen harten Kraut (unsere Wälder sind nämlich in den Kriegsjahren sehr verwildert) stand ein kleines Kind, etwa 2 Jahre alt. Viele hungrige hatten wir gesehen, ja, wir sind selber oft recht hungrig gewesen, aber dieser Anblick schenkt uns Herz. — Händchen und Beinchen wie Stöcke, ganz verkrampft und wund vom harten, trocknen Kraut; die Gelenke an den Füßen und der Leib dick angeschwollen. Die Backknochen standen weit vor, und die großen, blauen Augen lagen tief im Kopf. Es hatte den Ausdruck eines alten erfahrenen Menschen auf dem Gesichte. Ernst schaute es uns an und streckte dann und wann das Händchen nach uns aus. Wie gerne hätte ich es behalten, aber der Gedanke an meine Geschwister erlaubte es nicht. Es war ein russisches Kind. Ich trug es in die russische Kinderanstalt. . . . .

Sara Kempe l.

Vorsteherin des Gnadenfelder Jungfrauenvereins.  
Gnadenfeld. März 1923.



Eine

## Prediger-Familie,

bestehend aus 13 Personen.

Galater 6, 9. 10. 2. Theß. 3, 16.



Geschwister Abram Nachtigal, Lichtfelde.

Bis hieher hat uns Gott gebracht	Ein mancher war dem Tode nah;
Durch seine große Gnade.	Doch noch zur rechten Stunde
Hat immer alles recht gemacht,	Kam Brot uns von Amerika.
Auch auf dem Hungerspade.	Preis Gott von Herzensgrunde!
Ihm, der bis heute Vater war,	Der Herr, der hat es so geführt;
Ihm traun wir uns und unsre	Der hat die Herzen dort ge-
Schar	rührt.
Auf ewig an. Ja, Amen!	Drum Halleluja. — Amen!

„Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist. . .“

Im Namen vieler Menschen rufen wir laut **D a n k e!**  
Matth. 25, 34. 35.

**A b r a m N a c h t i g a l,**  
leitender Prediger der Lichtfelder freien Gemeinde, mit Frau Frieda, geborene Nög, samt Kindern.

Ich heiße Abraham  
Und bin der ält'ste Sohn.  
Das teure Gotteslamm  
Ist auch mein Heiland schon.  
Achtzehn Jahre alt. Zum  
Herrn befehrt, 1922.

Mein Name Käte ist.  
Von Wuchs bin ich nur klein  
Doch Gott sei Dank, ein  
Christ  
Der darf auch ich schon sein.  
16 Jahre alt. Zum Herrn  
befehrt seit 1919.

Marietchen nennt man mich.  
Ich fühle mich recht schwach.  
Doch der zog mich zu sich,  
Dem einst das Herze brach.  
16 Jahre alt. Zum Herrn  
befehrt seit 1919.

Hier folgt Olga nun,  
Auch ich bin froh im Herrn.  
Wie selig läßt sich's ruh'n  
In Ihm, dem Morgenstern.  
15 Jahre alt. Zum Herrn  
befehrt seit 1919.

Man heißt die Lise mich  
Und ich bin dessen froh,  
Daß ich der Welt entwich,  
Das hält mich aber so.  
15 Jahre alt. Zum Herrn  
befehrt seit 1919.

Johannes hat man mich ge-  
nannt.  
Mein Name ist ja euch be-  
kannt.  
Ich bin des Waters zweiter  
Sohn.  
Auch kenn ich meinen Hei-  
land schon.  
14 Jahre alt. Zum Herrn  
befehrt 1922.

Mich kleinen Kerl kennt je-  
dermann.  
Auch mich nahm schon der  
Heiland an.  
Und wißt, komm ich zu euch  
einmal —  
Mein Nam' ist Petrus Nach-  
tigal.  
13 Jahre alt. Zum Herrn  
befehrt 1922.

Frida heiße ich,  
Und ich freue mich,  
Denn ich darf ein Schäflein  
Meines guten Hirten sein.  
10 Jahre alt. Zum Herrn  
befehrt 1922.

Mein Name ist im Haus be-  
kannt,  
Er wird mir nur zu oft ge-  
nannt:  
Ich heiße Jasch, und bin nur  
voll,  
Wie dort zu euch ich kommen  
soll.  
6 Jahre alt.

Die kleine Dide neckt man  
mich,  
Doch darum weine ich ja  
nicht.  
Mein rechter Name Lenchen  
ist —  
Die gern von Euch Produkte  
ißt.  
4 Jahre alt.

Ich habe tausend Namen  
sein,  
Doch David muß der rechte  
sein.  
Mich zieht's, mich zieht's, so  
klein ich bin  
So mächtig nach Kanada hin.  
4 Monate alt.

## Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

(Georg Herwegh.)

Das ist wahr — nur zu wahr. Der Mann mit dem liebevollen Herzen, dem weiten Blick und dem klugen Kopfe hats auch erfahren. Er war kein gewöhnlicher Mensch. Darüber waren alle einig, die ihn näher kannten. Unter günstigen Verhältnissen hätte ein bedeutender Schriftsteller aus ihm werden können. Er besaß die Gabe, alles Schöne, Hohe und Edle, das ihn begeisterte, in Worte zu kleiden. Aber nicht nur Idealist war er, sondern auch Realist. Er hätte ein Führer seines Volkes werden können. Die Schäden und Nöte seiner Zeit erkannte er mit praktischem Blick und fühlte „Tatkraft und Schwung“ in sich, den Kampf mit denselben aufzunehmen. — Aber, aber, schon in seiner frühesten Kindheit hatte sich „Frau Sorge“, die Sudermann so erschütternd in seinem Hauptwerk schildert, an seine Fersen geheftet und verließ ihn nicht sein Lebenlang. Stückweis raubte sie ihm alles, was er besaß und erlaubte es nicht, daß er in Verhältnisse kam, in denen er seine Talente und Fähigkeiten hätte verwerten können. Harte Arbeit, die über seine Kräfte ging, war schon in der Kindheit sein Loos. Mutterliebe, nach der er sich unaussprechlich sehnte, wurde ihm nicht zuteil. Der ungeheure Verneifer, der ihn beseeelte, fand an allen Ecken und Enden Zügel statt Flügel. Früh schon mußte er das Vaterhaus verlassen und mit Elle und Wage hantieren. All sein Sinnen und Denken aber gehörte seinen Büchern, und nach jahrelanger Mühe hatte er sich soviel Kenntnisse erworben, daß er Lehrer werden konnte. Mit großer Hingabe arbeitete er nun in seinem Beruf. Gott schenkte ihm ein frommes Weib, liebe Kinder, die ihn verstanden. — Aber die graue Frau wußte es schon so einzurichten,

daß ihn die Sorge ums tägliche Brot nie verließ. Das Gehalt war unendlich klein; die Kinder mußten ernährt, gekleidet werden und sollten auch etwas lernen. So gabs neben der aufreibenden Schularbeit noch schwere körperliche Arbeit zu tun. Die Muse stand daneben und ließ traurig die Flügel hängen. Wohl sammelte der abgearbeitete Mann in seinen wenigen Mußestunden verschiedenes Material. Er hoffte, wenn nicht früher, dann doch in seinem Alter, seine schriftstellerischen Ideen endlich einmal zu verwirklichen. An der öffentlichen Arbeit konnte sich der überbürdete Mann ebenfalls wenig betätigen, wegen Mangel an Zeit. Je älter er wurde, desto schwerer wurden auch die Verhältnisse. Krieg, Teuerung, Mißwachs kamen; in der bescheidenen Lehrerwohnung, wo Schmalhans stets Küchenmeister gewesen war, siedelte sich jetzt auf Wink der Frau Sorge gar noch der Hunger an. Und eines Tages klopfte auch der Halbbruder des Hungers, der Typhus, an die Thür, um sich ein Opfer auszusuchen. Seine Wahl fiel auf den herzkranken, vor der Zeit gealterten Hausvater. Was kümmerten ihn dessen menschenbeglückende Ideen; die angefangenen Arbeiten und das gesammelte schriftstellerische Material? — Er öffnete weit seine knöchernen Arme, drückte den müden Mann fest an sich — und das große Herz hatte aufgehört zu schlagen. — Mütterchen überlebte den geliebten Vater nur zwei Monate. Die 7 Kinder wurden in die ganze Welt zerstreut. . . . .

Diese Widmung wurde mir nach dem Tode meines geliebten Vaters zugesandt. Daß der teure Verstorbene auch in den schwersten Tagen nicht Mut und Hoffnung verlor, beweist sein Gedicht:

An mein Fräuchen, als wir brotlos waren.

Wohl jagen die Stürme,  
Den Staub ohne Ruh,  
Doch treiben sie Türme  
Von Wolken uns zu.

Wohl zucken die Blitze,  
Der Donner schlägt nach,  
Doch scheucht er die Hitze,  
Küßt Blümelein nach.

Wohl sucht vor dem Regen  
Ein jeder sein Dach,  
Doch folget der Segen  
In Menge ihm nach.

So geht's oft im Leben;  
Drum zage noch nicht — —  
Die Nacht kann erst geben  
Dem Sternlein sein Licht.

Anna Garder,

Tochter des Peter Garder. Verfasser der „Losen Blätter.“

## Der 3. März.

In dem Sarg, im Totenkleide,  
Liegt die Mutter mit dem Kind.  
Zärtlich mit dem Arm umschlungen,  
Süßt sie wohl ihr Schmerzenskind . . . .

O der Tod, der Fürst der Schrecken,  
Hielt gar reiche Ernte schon:  
Erst ließ er den Mann erblassen,  
Dann die Frau, — mit ihr den Sohn.

Doch, schaut ich auf diese beiden,  
Eh' man sie zum Grabe fuhr,  
War's als hört' ich immer wieder:  
Haltet ein, wir schlafen nur!

Himmelsfrieden, Leichenblässe  
Harmonieren gar lieblich hier;  
Selbst die Grübchen in den Wangen  
dienen noch dem Tod zur Zier.

Nur ein Zug, ein Zug voll Schmerzen,  
Zieht um den verstumten Mund.  
Dieser Zug hat seine Quelle  
Tief versteckt im Herzensgrund.

Nicht von körperlichem Leiden,  
Das im Tod verzerren soll,  
Nührt dies herbe Schmerzenszeichen,  
Denn es ist zu hoheitsvoll:

Von der Stirn kann man auch lesen:  
 „Ob als Mensch ich unterlieg',  
 Frag' ich's doch: Wo ist dein Stachel,  
 Tod? und Hölle, wo dein Sieg?

Noch ein Bild, ein Bild zum Weinen,  
 Bietet sich dem Auge dar:  
 Bei dem Sarg, ganz leise weinend,  
 Steht ein kleines Waisenpaar.

„Wer wird uns nun ferner lieben?  
 Ach, wie elend sind wir dran:  
 Wer wird mit uns jubeln, singen,  
 Wie's Mama so oft getan?

Wer wird uns zu essen geben?  
 Wer bringt abends uns zur Ruh?  
 Wer wird an dem Bettchen wachen  
 Bis die Auglein fallen zu?

Wer wird uns am frühen Morgen  
 Wecken mit dem süßten Kuß?  
 Wer lehrt uns dem Heiland danken  
 Für des Lebens Frohgenuß?

Sieh uns an, o liebste Mutter!  
 Nur noch einen einz'gen Blick!!“ — —  
 Doch sie heben schon den Deckel — —  
 Mutter kommt nicht mehr zurück . . . .

Weint nicht so, ihr armen Waislein!  
 Hemmt der bitteren Tränen Lauf!  
 Gebt die Händchen frei zum Herren  
 über Tod und Leben auf!

Betet: Lieber Vater, Trost der Waisen,  
 Sieh herein in unsre Not!  
 Vater, Mutter hast genommen;  
 Auch das Brüderlein ist tot! — —

Gorch! Da tönt's wie dumpfes Grollen  
 Aus dem off'nen Grab hervor.  
 Immer schneller, immer leiser,  
 Bis es dann sich ganz verlor. —

Nun noch richten flinke Träger  
 Schnell das Dach zum engen Haus — —  
 Dann zerstreu'n sich alle wieder —  
 Schnell entflieht des Todes Graus.

Ruht denn sanft, ihr meine Lieben!  
 Nicht vergift ein liebend Herz!  
 Tief erschüttert meine Seele  
 Dieser trübe dritte März.

Gedicht von Peter Garder, Ufa. Nach seinem Tode ein-  
 gesandt von seiner Tochter S e l e n a R e m p e l.

Gnadenfeld. Juni 1923.



## Die alte Weide.

An dem Dnjepr steht die Weide,  
 Taucht die Zweige in die Flut,  
 Singt ein Lied von ihrem Leide,  
 Das so weh dem Herzen tut.

Sommer war's, und grüne Blätter  
 Schmückten dann ihr stolzes Haupt.  
 Doch der Herbst mit Sturmeswetter  
 Hat sie alle ihr geraubt.

Traurig senken sie sich nieder  
 In des Stromes kalte Flut,  
 Nimmer kehren sie ihr wieder,  
 Jedes längst im Meere ruht.

Unheilvoll und klagend stöhnen,  
 Dneprwolken Tag und Nacht:  
 Wir sind alles lauter Tränen,  
 Die das Leid hergebracht.

Blumen, Gräser, Bäume, Büsche,  
 Menschen, Tiere — alles weint,  
 Wenn hinweg zu tun die Frische,  
 Traurig trüb der Herbst er scheint.

Und du wolltest stehn alleine,  
 Alte Weide, dich belaubt.  
 Wenn nach hellem Sonnenscheine  
 Alle andern sind beraubt?

Neige nicht so tief die Äste  
 In die kalte Dnjeprflut!  
 Was für andre ist das Beste.  
 Ist gewiß für dich auch gut!

R. M a r t e n s, Lehrer.

### Heimat für Heimatlose.

Wir sind ein Volk im Strom der Zeit,  
 Gespült ans Erdeneiland,  
 Voll Jammer und voll Herzeleid,  
 Bis heim uns holt der Heiland.

Das Vaterhaus ist immer nah,  
 Wie wechselnd auch die Lose.  
 Es ist das Kreuz von Golgatha  
 Heimat für Heimatlose.

(Rudolf Kögel.)

Wir sind ein Volk im Strom der Zeit, die Wahrheit dieser Zeilen haben auch die Mennoniten in Rußland in den letzten Jahren erfahren müssen. Wir sind wie ein schwankendes Schiffelein von der wilden Brandung mitgerissen; wohl leuchtet uns das Kreuz von Golgatha, — doch wo finden wir eine neue irdische Heimat? —

Auch ich bin eine Heimatlose. Früh nahm der Tod mir meine Mutter. Die Verhältnisse zwangen mich, mein Heim zu verlassen. Ich bin seit langer Zeit auf mich selber angewiesen und habe auch mit Gottes Hilfe für mich gesorgt bis zum Hungerjahre 1922. Dann war ich am Ende. Doch Gott half weiter durch die Hand unserer Brüder in Amerika. Sie schickten uns Brot, und ich fand eine Stelle als Köchin

in der Küche der amerikanischen mennonitischen Mithilfe. Über ein Jahr arbeitete ich schon in der Küche und habe das große Opfer unserer lieben Brüder jenseits des Ozeans so recht ermessen können. So wie ich ihrer stets mit dankbarem Herzen gedenke, so werden noch viele, viele ihre Hände falten und ein Dankgebet zum himmlischen Vater emporsenden, der sie täglich durch seine Handlanger speiset.

M a r i a S e i d e b r e c h t,

Möchin in der Küche der A. M. K., Mariawohl.

Mariawohl. 12. April 1923.

### Sehnsucht nach der Heimat.

Fahr ich auf leichtem zerbrechlichem Schiffe  
 Mitten durch dräuende Felsen und Riffe,  
 Heben sich zornig die Bogen und Wellen,  
 Möchten mein Schifflein zermalmen, zerschellen;  
 Wünsch ich nur eines mir:  
 „Näher zur Heimat dir, näher zu dir! ! !“

Im Jahre 1919 wurden wir aus unserm lieben Heimatdörfchen „Wiesenfeld“ vertrieben. Damals verstanden wir die Führungen unseres himmlischen Vaters nicht. Jetzt aber glauben wir, daß Er uns prüfen wollte, um zu sehen, ob unser Glaube auch in Trübsal und Not festbleiben werde. In der Hungerszeit lernten wir, was „vertrauen“ heißt, denn wir waren ganz allein von Gott abhängig. Wir haben seine Hilfe erfahren denn: „Keiner wird zuschanden, welcher Gottes harret.“ Nächst dem himmlischen Vater danken wir den lieben amerikanischen Freunden herzlich für die Mithilfe und all' das Gute. — Da wir hier keine Heimat

mehr haben, blicken wir sehnsüchtig nach einer Heimat aus.  
Doch wie der Herr führt! Röm. 8, 28.

Anna Friesen,

und ihre Eltern Jakob und M. Friesen.

Berdjansk, Laurien, Lesnoje.

**„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner  
Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“**

Matthäus 6, 33.

Wieder und wieder höre ich ein kleines Schulmädchel diesen Spruch aussagen. Die Tränen perlen die runden Wangen hinunter, und die sonst so sinnigen, großen Blau-Augen sehen nicht die Rosen- und Lilienpracht und das frische Tannengrün um sie herum. Das Sprüchlein ist gar so schwer zu erlernen, und die Angst vor des Lehrers Strafe ist groß! „Klein“ Hanna erfaßt eben noch nicht den Sinn des schönen Spruches, sonst würde es ihr leichter werden. Da kommt ihr ein guter Gedanke: Mutter hat öfter gesagt: „Wir dürfen Gott um a l l e s bitten. Er kann alles geben.“ Und die Kinderlippen bitten leise: „Lieber Gott! Hilf mir, daß ich den Spruch behalten kann!“ Und die kleine Fleißige hat ihn behalten; nicht nur für den morgigen Schultag — sondern für ihr ganzes Leben. Mit heiligem Staunen lauscht sie immer wieder den von großer Wahrheit und Weisheit zeugenden Worten unseres Herrn Jesu. Hanna hat Liebe ausgeteilt und viel Liebe genossen. Sie lernte das Leben von sonnigen — von den schönsten Seiten kennen, denn Heimatsluft umgab sie und Heimatsfrieden! — Da kam ein Trauer- in einer bitterkalten, stürmischen Winternacht. Wirkt denn die Natur auch auf die Träume der Menschen ein? — „Hanna steht am Ufer eines wildbrausenden, schwarzen Meeres.“

Hohe wilde Wogen überstürzen sich und rollen mit Zischen und Toben vom Ufer zurück. Sie weiß, daß sie durch dieses Meer hindurchgehen muß; sie weiß aber auch, daß sie es nicht kann. Hanna ist ganz allein, und hört doch eine Stimme neben sich: „Geh' durch das Wasser!“ — „Ich kann nicht,“ antwortet sie. Aber von der ruhigen, festen Stimme bezwungen, macht sie einen Schritt vorwärts, und sieht zugleich, daß eine große Welle ruhiger zurücktritt. Nun wird sie mutiger. Da kommt aber mit Brausen und Stürmen eine andere Welle. „Es geht nicht!“ ruft sie erschrocken. Doch ebenso rasch antwortet ihr die Stimme, und eine Kraft geht von derselben aus, welche Hanna mit festem Vertrauen und mit stillem Frieden erfüllt. Nun nähert sie sich rascher dem Meere, und je mutiger sie wird, desto kleiner werden die Wellen und ziehen sich immer weiter in die Ferne zurück. Nun steht Hanna am Wasser und zaudert noch einen Augenblick: „Meine Füße werden naß!“ — „Geh' nur und deine Füße werden trocken bleiben.“ Da hebt sie den kleinen Fuß, und — wo sie hintritt, ist trockener, sandiger Meeresboden. Nun liegt alle Angst hinter ihr; leicht und sicher schreitet sie vorwärts. In der Ferne hört sie die Wasser brausen, aber in ihrem Herzen ist Ruhe und heiliger Friede.“

Hanna ist nun älter geworden, aber ihren Spruch hat sie nicht vergessen. Dennoch hat sie ihn wieder und wieder lernen müssen, um vor ihrem großen Lehrer und Meister zu bestehen, um einen Halt zu haben in einsamen, dunkeln Wassern, um das Herz nicht vor Angst und Leid zittern zu lassen, wenn ihre Kinderchen an jedem Tage die kleinen, mageren Händchen falten, um zu beten: „Lieber Gott! gib allen armen Kinderchen Brot“ — und sie nicht wissen, daß sie selber es sind, für die sie beten! Hanna, mit

ihren Kindern, ist heimatlos. Sie wird wie ein loses Blatt vom Winde hin- und hergeweht; aber sie wandert ruhig und friedlich, denn sie trachtet einem Lande entgegen, welches jenseits des großen Wassers liegt — einem Reiche, nicht von dieser Welt, und sie hat dabei Wunder auf Wunder geschaut. Denn ihr ist viel Gutes zugefallen durch Menschen, welche dieselbe Straße wandern, nach dem Gebot unseres Erlösers: „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan,“ und : „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“

Gott segne sie alle, die Lieben, für die ich und all' die Meinen einen großen Dank im Herzen tragen!

M a r g a r e t e D y k,

Arbeiterin in der U. M. K. Küchen in Mariental.

Mai 1923.



Russische gläubige Frauen.

Dieses Bild zeigt russische gläubige Frauen, denen wir auf dem Wege nach Sagradowka begegneten, und die Gott und uns unter Tränen und auf den Knien für die U. M. K.-Mithilfe dankten.

### Wahre Freundschaft.

In einem großen, wunderschönen Walde lebte eine Schar lustiger Singvögelein, die ohne jegliche Belästigung sich ihres Daseins freuten. Nach einer Reihe von Jahren wurde ihre Freiheit beschränkt. Ein Teil der Vögelein floh infolgedessen in ein anderes, weiterentferntes Revier, wo sie nach früherer Weise ungestört fortleben konnten; der andere Teil blieb in der alten Heimat. Nach einiger Zeit erhob sich in derselben ein furchtbares Unwetter, das große Verheerungen anrichtete. Viele der warmen Nester der einst so fröhlichen Sänger wurden vernichtet und nicht wenige der letzteren getötet oder verwundet. Ihrer viele wurden der nothwendigsten Nahrungsmittel beraubt und waren in Gefahr vor Hunger zu sterben. Die ausgewanderten Vögelein hörten von der Not ihrer Brüderlein. Von tiefem Mitleid erfüllt machten sie sich eiligst dran, ihnen über Land und Meer Hilfe zu senden, was ihnen aufs beste gelang.

Doch so groß diese Leistung auch ist, sie befriedigt die barmherzigen Samariter noch nicht — mehr noch wollten sie für ihre bedrängten Genossen tun. In hochherziger Weise bemühen sie sich gegenwärtig, dieselben zu sich herüber zu holen, um dort ihre Freude mit ihnen zu teilen. Gott segne sie und ihr Bemühen.

Bernhard S. Peters

Rüdenau, früher in Schönfeld, Sekaterin. Gouv.

Abchiedsfeſt.

Es ſtedten die Blumen die Köpſchen zuſammen  
 Und blühten und glühten wie feurige Flammen;  
 Ein Flüſtern und Koſen erhob ſich im Tal,  
 Als wären verzaubert ſie allzumal.

Da, als ich ſie hörte, ſo murmeln und rauſchen  
 Durchſchritt ich die Fluren und wollt' ſie belauſchen;  
 Vergebens, ſie ſahen gar ſchelmlich mich an  
 Und wiegten die Köpſchen und ſchwiegen alsdann.

Doch da ſie auch noch ſo geheimnißvoll taten,  
 Wenn ich's nicht verſtanden, ſo hab' ich's erraten,  
 Sie wollten, noch eh' ſie der Sommer verläßt,  
 Zum Abſchied ihm heimlich bereiten ein Feſt.

Drum blühten ſo feurig die blühenden Wangen,  
 Wollt jede im hübscheſten Feſtschmucke prangen;  
 Die Armen, ſie wußtens: ſobald er entflo'h'n,  
 Dann drohet auch ihnen das Abblühen ſchon.

Nur eine, nur eine hat traurig geſchwiegen;  
 Am Boden ſah ich vereinsamt ſie liegen,  
 Und als ich voll Mitleid mich beugte hinab,  
 Floß Tau ihr, wie Tränen, vom Kelche herab.

Ich wollte das ſchmächende Köpſchen ihr heben  
 Und wollt eine Stütze der Hilfloſen geben;  
 Ein Mondenſtrahl hell auf die Weinende fiel —  
 Da ſah ich gebrochen, den ſchwankenden Stiel.

(Ausgewählt.)

Marie Frieſen,

Adoptivtochter des verſtorbenen Miſſionars Abr. Frieſen.  
 Rückenau. 28. Mai 1923.



Klage der mennonitischen Jugend.  
Sehnsucht nach Frieden.

Wir all' sind von den Geigen  
Auf welchen feinen Reigen  
Spielt toll das heiÙe Leben.  
Und hin muÙ jeder geben  
Des jungen Leibes starke Kraft  
Und feines warmen Blutes Saft.

Wir opfern alle unsre Jugend,  
Man raubt uns gar noch unsre Tugend.  
Doch in des Herzens Kämmerlein  
Da bleibt ein einsam Winkellein,  
Da ist's so schön, da ist's so licht,  
Das trübt das ganze Leben nicht.

Da schaut kein and'res Aug' hinein,  
Als unsres Heilands Blick allein.  
Er sieht die Sehnsucht nach dem Schönen  
Und unser Streben und das Sehnen,  
Das in dem Inn'ren ist doch immer  
Und kann gestillt doch werden nimmer.

Doch wenn verstummt einst diese Geige,  
So, lieber Gott, zu uns Dich neige.  
Bergib uns unsre Sündenschuld  
Und nimm uns auf in Deiner Schuld.  
Was uns gefällt hienieden,  
Das schenk uns dort — Den Frieden.

Anna Ediger, Klavier-Lehrerin.  
Gnadenfeld. Januar 1923.

### Innere Schönheit.

Früh in blühender Jugend lern,  
 O Jüngling, o Jungfrau,  
 Lebensglück.  
 Sie entfliehn, die holden Jahre!  
 Wie die Welle die Welle  
 Treibet eine Stunde  
 Die andre.

Keine kehrt zurück, bis einft  
 Dein Haupthaar schneeweiß  
 Der Purpur deiner Lippen  
 Ist erblichen; nur eine  
 Schönheit blieb dir — Christliche  
 Tugend.

(Jakob Balde.)

Eingesandt von *Anna P e n n e r*, Lehrerin.  
 Grim. Januar 1923.



Im Roggenfelde am Wege nach Halbstadt, vor der Ernte 1923.

## Höchste Weisheit.

Laß im kalten Weltgetriebe  
 Nicht das heiße Herz verarmen:  
 Höchste Weisheit ist die Liebe,  
 Göttlich' Mitleid und Erbarmen.

(Ausgewählt.)

\* \* \*

Frau Klaffen war von 1916—1918 Lehrerin an der Waisenschule zu Moskau, die gegründet im Jahre 1839 75 Tausende armer Kinder in großem Segen gearbeitet hat. Tausende armer Kinder haben darin Unterricht und Verpflegung erhalten. Viele der edelsten und besten Männer und Frauen Moskaus haben der Schule ihre Kraft und Zeit gewidmet, sei es durch Geldspenden oder dadurch, daß sie darin unentgeltlich Unterricht erteilten. Bis zum Jahre '14 befand sich dieselbe in blühendem Zustand. Auch die ersten Kriegsjahre machten noch wenig Eindruck auf die Schule. Dann aber kamen im Norden Missernten, und im Jahre '18 wütete der Hunger auch in Moskau entsetzlich. Wer eben konnte, flüchtete sich aus der Stadt. Mit blutendem Herzen mußten die Leiter der Anstalt diese endlich schließen, wodurch Hunderte armer Kinder wieder dem Elend der Straße preisgegeben waren. Auch das Lehrpersonal, das seine letzten Bissen mit den armen Kindern geteilt, mußten endlich vor dem Hunger fliehen. Da die Züge überfüllt waren, so dauerte es wochenlang, bevor man ein Billet erhalten konnte. Unjüngliche Strapazen hat auch Frau Klaffen auf der Reise in den Süden durchgemacht, alle ihre Kleider und Bücher unterwegs vertauscht, bis sie endlich nach 3 Monaten bei ihren Eltern in der Molotschna ankam, wo damals noch Brot war.

Gnadenfeld. Oktober 1922.

Katharina Klaffen,

## Die leere (weil ohne Fleisch gekocht) Kohlsuppe.

(Von Turgeneff.)

Tatjana, eine Witwe, hatte ihren einzigen Sohn durch den Tod verloren. Der zwanzigjährige Bursche war der beste Arbeiter des Dorfes gewesen. Als die Gutsherrin davon hörte, beschloß sie, der Alten ihr Beileid zu bezeugen. Noch am Begräbnistage machte sie sich auf den Weg. Die Tür der haufälligen Hütte stand offen, die Besitzerin war also zu Hause. Die Dame überschritt die ausgetretene Schwelle und blieb verwundert stehen. Ein merkwürdiger Anblick bot sich ihr dar. In der Mitte des Stübchens stand die alte Tatjana am Tisch und bewegte langsam und taktmäßig die rechte Hand; die gelähmte Linke hing schlaff herunter. Zuerst konnte sie nicht erkennen, was die Alte eigentlich machte. Dann aber gewöhnten sich ihre Augen an das herrschende Halbdunkel, und sie sah, daß die Alte „leere“ Kohlsuppe aus der Tiefe eines verräucherten Topfes herausholte und einen Löffel voll nach dem anderen verschlang. Das Gesicht der Witwe sah vergrämt und abgehärmt aus; die Augen waren rot und geschwollen, die Gestalt aber schien ungebeugt. Hochaufgerichtet, kerzengerade stand sie da, als ob sie sich in der Kirche befände. „Mein Gott,“ dachte die Besitzerin des Dorfes verächtlich, „man sollte meinen, die Alte sei aufgelöst vor Schmerz, und die ist gemütlich ihre Kohlsuppe! Wie roh und gefühllos doch diese Bauern sind!“

Alte Erinnerungen stiegen in ihr auf. Vor Jahren war der unerbittliche Tod auch in ihrem Hause eingekehrt. Er hatte ihr 9 Monate altes Töchterlein geraubt. Sie war damals so hingenommen gewesen von ihrem Kummer, daß sie zum Sommer nicht einmal ihre schöne, vor Petersburg gelegene Villa hatte beziehen mögen. Sie war in den ent-

stlich heißen, staubigen Straßen der Großstadt geblieben — nur um den kleinen Hügel ihres verstorbenen Lieblings öfter besuchen zu können.

Die Alte hatte unterdessen ruhig den Rest ihrer Kohlsuppe ausgelöffelt. Jetzt hielt es die Dame nicht länger aus. „Tatjana,“ sagte sie entrüstet, „ich begreife nicht, wie du in so einem Augenblick noch essen kannst. Hast du denn kein Herz? Hast du deinen Sohn denn nicht lieb gehabt?“ Langsam wandte sich die Angeredete nach der Sprecherin um. Tränen stürzten ihr über die eingefallenen Wangen. „Mein Wassja (Wilhelm) ist tot,“ sagte sie leise, und auch ich werde bald sterben. Es ist mir zumute, als hätte mir jemand den Kopf abgeschlagen. Aber die Kohlsuppe kann ich doch nicht verderben lassen. Sie ist ja g e s a l z e n.“ Die Herrin stand noch einige Augenblicke da und sah die Alte verständnislos an. Dann wandte sie sich um und ging achselzuckend fort. Mit so einem groben Materialismus war ja doch nichts anzufangen. — Die gute Dame hatte freilich keine Idee davon, wie „teuer“ eine Hand voll Salz in den Augen der blutarmer Bäuerin war! — —

Aus dem Russischen übertragen von

M. S a n z e n,

Lehrerin der russischen Sprache in der Gnadenfelder Elementarschule. Mai 1923.



Das Märchen vom Reichtum und der Not.

Es war'n einmal Bruder und Schwester:  
 Der Reichtum und die Not;  
 Er schwelgte in tausend Genüssen,  
 Sie hatte kaum trocken Brot.

Die Schwester diente beim Bruder  
 Viel hundert Jahre lang;  
 Ihn rührte es nicht, wenn sie weinte,  
 Noch wenn sie ihr Leiden besang.

Er fluchte und trat sie mit Füßen,  
 Er schlug sie in's sanfte Gesicht;  
 Sie fiel auf die Erde und flehte:  
 Hilfst Du, o Gott! mir nicht?

Wie wird das Lied wohl enden?  
 Das ist ein traurig Lied!!  
 Ich will's nicht weiter hören,  
 Wenn nichts für die Schwester geschieht.

Das ist das Ende vom Liede,  
 Vom Reichtum und der Not:  
 An einem schönen Morgen  
 Schlug sie ihren Bruder tot. — —

(Ausgewählt.)

Saben nicht auch wir Christen der Not in früheren Tagen oft kalt und teilnahmslos gegenübergestanden? Ist es da ein Wunder, daß alles so kam, wie es kam? Gott mußte uns in die Wüste führen! Aber er hat nach seiner unaussprechlichen Barmherzigkeit doch auch wieder

freundlich mit uns geredet. — — Ihm sei Ehre und Anbetung in Ewigkeit!

Aus dem Russischen übertragen von

E v a n g e l i n e N e u f e l d,

Lustigstal, Krim. 1923.

geb. Reimer.

**Motto: Hilf dir selber, so hilft dir Gott.**

Im Frühjahr 1922. Schreiber dieses sitzt mit Frau und drei Kindern im Alter von 5 Jahren und darunter, am Frühstückstisch. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern . . .“ (Matth. 4, 4,) heißt der Text der Morgenandacht. Wie? Drängt sich nicht die Brotfrage immer wieder mit unerbittlicher Gewalt in den Vordergrund? Ist's denn genug, neben schwachem Bries eine winzige Brotration, aus Mais und ungeschältem Hirsenmehl, um zu leben? Früher wäre solche Ration nur Vorkost gewesen, heute aber alles. Am meisten leidet noch der kleine Wiegling, da die Mutter so elend. — Tief atmend tritt der Lehrer in die Klasse. Schläffe, bleiche Gesichter; schläfrige Gestalten, denn manche haben nur Bries im Magen. Extraenergie seitens des Lehrers ist nötig, Leben in die Bude zu bringen. Später foltern den Lehrer Gewissensbisse, eins und das andere der Kinder zu sehr angegriffen zu haben. Dazu Mangel an Schreibmaterial, Büchern; es soll aber was getan werden. Nach Besper, d. h. nach Schluß, gilt's auch für den Lehrer: Grabe, jäte, setze, denn Staat und Gemeinde haben mit sich selbst zu tun. Wie tröstend, daß dann auch die zweite Hälfte sich bewahrheitet: „so hilft dir Gott.“ Diesmal z. B. durch Amerika.

S a k o b D a v i d S a r d e r, Lehrer.

Rückenau, Wolotschna.

### Flick an Flick.

Im Frühjahr 1923. Der schlimmste Hunger ist vorüber. Frei atmet die Brust. Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich. Ferner sind die Ernteaussichten derart, daß wir unser täglich Brot haben könnten. Nur eins. Hatte alles andere im vorigen Jahre den Nahrungsmitteln gegenüber keinen Wert, so ist es gegenwärtig vielfach mit der Kleidung, besonders mit der Leibwäsche und Beinkleidern für Männer, und den Kinderkleidern. Sehr zeitgemäß, wenn ein Schüler bei der Steigerung der Eigenschaftswörter, ohne die Absicht zu haben, einen Witz zu reißen, begeistert fortfährt: „Loch, Locher, am Lochsten.“ Gäng und Gäbe müssen unsere Frauen Samstags erst Flick auf Flick setzen, wenn die Männer Sonntags nicht ohne Hemd sein wollen. Besonders schlimm stehts hierin in manchen Familien, deren Hausvater, wie z. B. auch in der Lehrerschaft, an seinen Beruf mehr gebunden ist, der kaum einen Nebenverdienst oder Zeit zu Spekulieren hat. Mein der Allmächtige, der die Brotfrage geregelt hat und noch regelt, der wird auch hierin Wandel schaffen. Ja, der äußersten Kleidernot ist bei manchem durch die lieben Spender da drüben hinter der Atlantik, die Spitze gebrochen. Ihm, dem Herrn, wollen wir weiter vertrauen.

S a f o b D. S a r d e r, Lehrer.

Rückenau, Molotschna.

### Zwei Bilder.

Zwei Bilder vom vorjährigen Frühling stehen mir besonders in lebhafter Erinnerung. Ich gehe aufs Feld hinaus. Wen sehe ich da? Meinen Nachbar hinter einem Pferdejä-



karren sich schleppend, den drei seiner Töchter schweratmend ziehen. Ihre Kost bestand tatsächlich nur aus der einen Ration der U. M. K. Küche. Wer den Hausvater sah, ob hier oder auf der Straße, sagte vor sich hin: „Na, der erreicht die nächste Ernte nicht mehr.“

Zweites Bild: Ich besuche meinen Kollegen W. im Nachbardorfe. Wie sieht er aus? Sein Blick? Seine gebärden? „Gast du noch was zu essen?“ begrüßt er mich. Wir treten in seine Klasse, denn wo die Pflicht ruft, muß das Gefühl, resp. Hungergefühl, schweigen. Pflichtgefühl ist da, aber wo die Begeisterung? Kein Wunder bei knurrendem Magen. Zum Schluß ertönt das Lied:

Tod, mein Güttlein kannst du brechen,  
 Das ein Werk von Leinen ist;  
 Aber du hast nichts zu rächen,  
 Meine Schulden sind gebüßt.  
 Ja, gebüßt, doch nicht von mir,  
 Nein, der Mittler starb dafür.

Text und Stimmung des Lehrers harmonieren.

J a k o b D. G a r d e r, Lehrer.

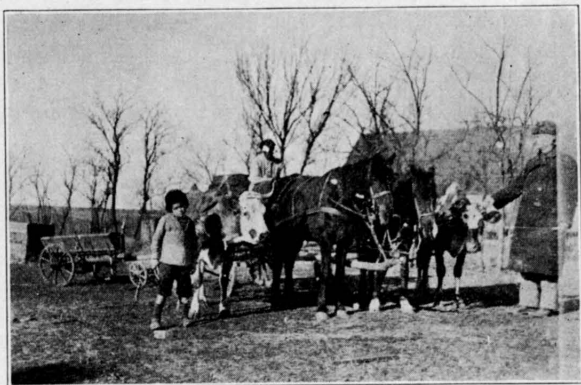
Rüdenau, Molotschna.

### Nüm. 8, 20. 22.

Es ist in der zweiten Hälfte des Winters 1921—'22. Im Stalle bei uns sind noch zwei arme, abgemagerte Klepper. In der Krippe und in den Maußen ist nur Spreu und Stroh, ausnahmsweise etwas Heu, aber kein Kraftfutter. Nur das eine Pferd gehört dem Bruder, das andere hat der Eigentümer ausgeliehen fürs Futter zur Arbeit, da er selber gar kein Futter mehr hat. (Es erlebte den Frühling aber schon nicht.) Die Tiere sind so schwach, zudem sehr schorfig,

daß sie sich nicht getrauen, sich niederzulegen. Wenn aber die Mattigkeit zu groß wird, daß sie nicht mehr stehen können, und sich hinlegen, so kommen sie allein nicht auf. Dann muß alle Mannschaft auf Deck zur Hilfe: Wir Brüder, die Schwester, die Nichte, die Tochter, zuweilen noch jemand von den Nachbarn, da alle selber kraftlos sind. Dem armen Pferde wird ein Strick um den Leib gelegt, alle greifen zu und mit viel Anstrengung wird das Tier auf die Beine gehoben und einige Zeit gehalten, bis es sich etwas ans Stehen gewöhnt. Immer nach einigen Tagen wiederholt sich die Geschichte. Und mit solchen Kleppern und schwachen Milchkühen mußte die Frühjahrssaat eingebracht werden.

Verschiedene Gespanne gibt es jetzt: Vor dem Pflug 2 Pferde und 2 Kühe, der eine Pferd und 2 Kühe, oder umgekehrt 2 Pferde und 1 Kuh, auch 3 Kühe und 1 Pferd oder umgekehrt, manchmal nur einige Kühe, ausnahmsweise nur 2—3 Pferde, aber immer zwei, drei, vier Wirte zusammengepannt.



Pfluggespann von 4 Großbauern in Alexandertal.  
H. Gooßen auf dem Witbe.

Da sah man oft solche Szenen: Man fährt noch nur zum zweiten oder dritten mal um den Acker, und schon will es nicht mehr. Das eine Pferd liegt auf der Seite, die Beine von sich gestreckt, die Zunge aus dem Maule hängend, es kann allein nicht mehr auf. Das andere steht und zittert. Die Wirte haben sich die Nachbarn auf dem Felde zusammengerufen, und nun wird versucht, das Pferd mit großer Mühe aufzurichten. Dann geht es wieder einige Zeit, bis sich dieselbe Geschichte wiederholt.

Mit den Kühen ist es nicht viel besser, die zudem nicht bloß arbeiten müssen sondern auch die Familie mit Milch, und durch die Milch, resp. Sahne und Butter mit dem nötigen Fett versorgen sollen; und auch das Brot muß für Butter eingetauscht werden, wobei es für ein Pfund Butter oft nur zwei Pfund Mehl gab.

So wurde die Frühjahrsausfaat eingebracht. Und das Ergebnis — eine Mißernte wieder! Doch Gott hat auch im Winter 1922—23 geholfen, wozu er Menschen von drüben als Handlanger brauchte. Auch ist jetzt wenigstens für Butter und verschiedene Sachen Brot zu kaufen. — Gott hat geholfen, hilft, und wird weiter helfen.

P e t e r T ö m s.

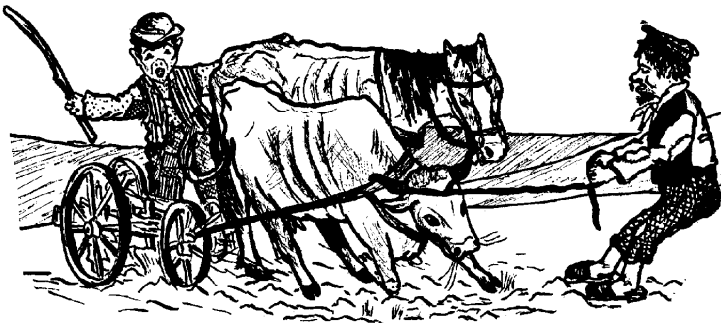
Rückenau, Molotschna.

**Der Großbauer z i e h t seine erste Frühlingsfurche.**

Viel Mühe hat es uns gemacht,  
 Doch nun — ich bin zufrieden und mein Herze lacht.  
 Mit Seheraugen blick ich knusprig Brot, —  
 Und lauter Segen — keine Not.  
 Ja, will man dem Erdenschoße etwas abgewinnen,  
 So muß der Schweiß auch in die Furchen rinnen!

J. M a r t e n s.

Juni 1923.



**Der Großbauer zieht seine erste Frühlingsfurche  
 in der Wolotschna.**

## Ostern im Schnee.

„Weihnacht' im Alee,  
 Ostern im Schnee.“  
 Die alten Leute sagen.  
 Daß dieses wahr,  
 Sieht man ganz klar  
 Bei uns in diesen Tagen.

Am Weihnachtsfest,  
 Wo Winter läßt  
 Sonst seine Strenge walten,  
 Da sproßt' das Gras,  
 Daß man vergaß  
 Den Winter ganz, den kalten.

Was sieht man heut  
 Zur Osterzeit?  
 Ist's nicht, als ob wir träumen?  
 Wohin ich seh',  
 Nur Schnee und Schnee  
 Auf Gräsern, Dächern, Bäumen.

Der Winter ist  
 Für kurze Frist  
 Nun wieder Herr der Erde! —  
 Wie toll er's treibt,  
 Der Trost uns bleibt:  
 „Es muß doch Frühling werden!“

In den Ostertagen 1923 von

S e l e n a G a r d e r,

Tochter des bekannten Predigers und Dichters, Bernh.  
 Garder. Steinbach.

Per pedes apostolorum. . .  
oder: zu Fuß.

1912.

In 1912 sah man auf unsern Landstraßen Fuhrwerke aller Art. Da begegnete man schweren Verdeckwagen von blanken, wohlgenährten Rossen gezogen, Droschken mit gepuhten, glücklich und gesund aussehenden Menschen besetzt. Da fuhr der stolze Gutsbesitzer auf seinem Phaeton mit Gummirädern. Autos sausten durch die Dörfer zum Entzücken der Kinder und Schrecken der Kühner und Gänse, verfolgt von den gereizten Dorfsköttern (Sunden).

1922.

In 1922 boten dieselben Landstraßen ein ganz anderes Bild. Menschen mit blassen Gesichtern, hohläugig, meistens mit schweren Bündeln auf dem Rücken schleppten sich mühsam dahin. Nie vergesse ich mein liebes verstorbenes Brüderchen Hans (16 Jahre alt). Fast jeden Sonnabend nach Schulschluß schleppte er sich die 18 Meilen von R. bis G., nur um seinem Großmütterchen etwas zu helfen, da ihr Sohn, unser Onkel, schwer krank darniederlag. Gatten's die Verwandten auch knapp, so konnte er sich hier doch über Sonntag etwas stärken, da sie immerhin mehr hatten als wir. — Pflüge, Karren, aus zwei Rädern zusammengesetzt, mit einem Kasten oder auch nur einem Brett darauf, ersetzten die weichgepolsterten Federtwagen. Diese jämmerlichen Fuhrwerke wurden von einem elenden Klepper gezogen und, „dem war's sehr schwach im Magen, fast mußte der Fuhrmann die Mähre tragen.“ Nur durch lautes Geschrei, indem es Schläge regnete und der Eigentümer nebenher ging,

war so eine jämmerliche Kreatur zu bewegen, vorwärts zu gehen.

1923.

In 1923 ist es schon soviel besser, daß man doch Wagen, mit zwei Kühen bespannt begegnet, seit man auf die Idee gekommen ist, diese als Zugtiere zu verwenden. Sehr belebt sind unsere Landstraßen jetzt durch die Fußgänger. Ich allein habe im Laufe eines Jahres über 800 Mei-



Milchkühe — ein Armutsbild der Zugkraft.

len zurückgelegt, kleinere Strecken von 5—6 Meilen nicht gerechnet. Auf meinen Wanderungen habe ich nun beobachtet, daß besonders das „schwache Geschlecht“ stark auf der Straße vertreten ist. Die Frau, die früher nur ans Haus und an die Wirtschaft gebunden war, hat gezeigt, daß sie in Fußtouren etwas Erstaunliches leisten kann. Ganz biblisch mit Sandalen oder auch barfuß sieht man sie gehn. Wollschuhe, Socken, Lappen, alte Galoschen und alle mögliche unbeschreibliche Fußbekleidung muß die Schuhe ersetzen.

Aber „es gibt nichts Böses, wo nicht auch etwas Gutes dabei wäre,“ sagt der Russe, und so ist es auch in dieser Hinsicht. Wir haben nie gewußt, was für ein Segen in solchen einsamen Foktouren liegt. Wie herrlich und leicht wandert es sich am Morgen dahin! Fern im Nebel sieht man die Dörfer rechts und links auftauchen. Frei und froh ist's einem um's Herz; man hat den Alltagsstaub abgeschüttelt und alle Sorgen zu Hause gelassen. Und dann — wenn die Sonne aufgeht und die Taupfen wie Diamanten an den Gräserhalmen funkeln — da ist die Seele allein mit ihrem Gott und singt und jubiliert mit den Lerchen um die Wette. Von Herzen können wir jetzt mit dem Dichter ausrufen: „Wer recht in Freuden wandern will, Der geh' der Sonn' entgegen.“

S u j e P e t e r s, Lehrerin.

Rückenau-Schönfeld. 25. Juni 1923.

### Vier Bilder aus dem russischen Alltagsleben.

(Aus nichtmennonitischen Kreisen.)

#### E r s t e s B i l d.

Sie: „Nun, können wir schon gehn?“

Er: „Sogleich. Will nur mal sehn, ob die Luft rein ist — Fertig. Gehn wir . . .“ — Alles still, . . . Kein Licht mehr zu sehn. — „Wenn der Mond nur nicht so hell schiene!“

„Aber aufschieben geht doch nicht länger. Wir wagens. Nimm das Beil und komm!“

Ob auch alles glatt abläuft? Daß die Fahrt zu der Kranken uns gestern auch verhindern mußte! Es war so neblig und windig. Das schönste Wetter zu so einem Vorhaben. Es müßte ein Wunder geschehen, wenn man uns heut' nicht ertappt. Nun, frisch gewagt ist halb gewonnen.



Aber hast du auch bemerkt, wie wenig Bretter schon nur am Zaun sind? Weißt du, vor kurzem stand noch fast der ganze Zaun und jetzt . . . . Wahrscheinlich haben die Lehrerinnen den Zaun so geplündert. Schließlich haben sie ja auch das größte Recht darauf, da es ja der Schulzaun ist.

Mein Gott! wie das knickt und knackt!

Achtung! Es kommt jemand. Schnell hinter die Büsche! So, das hat noch geglückt . . . .

Sie brechen weiter.

Wäre es nicht besser, wir schieben es bis morgen auf?

Und dann? Du sagtest doch selbst, daß zu morgen keine Brennung sei. Diese schreckliche Kälte! Über 15 Grad K. und im Wohnzimmer unter 5 Grad K.!

Am anderen Morgen schreibt die Teilhaberin dieser nächtlichen Expedition, Ärztin des Petropawlower Bezirks, eine Bittschrift an ihre Behörde. In dieser schildert sie die schreckliche Lage des medizinischen Personals. Sie bittet den Bezirk, energische Maßregeln zu ergreifen, wenn dieser nicht ohne Ärztin bleiben will, da man diese bald wegen S o I z d i e b s t a h l s arretieren werde. . . — Petropawlowka im Winter 1921—'22.

### Z w e i t e s B i l d.

Die Ärztin begegnet einer Bauernfrau, und diese verkündigt ihr: Die amerikanische Hilfe ist da!

Sol! Nun, das ist gut. Essen ihre Kinder auch dort?

Ja.

Werden die Speisen auch schmackhaft und nahrhaft zubereitet?

Nein, denken Sie sich nur: Man gibt weißes Brot heraus, aber es ist leider fauer. Man versteht nicht zu backen, wahrscheinlich hat man keine Hefe. Mit dem Brot geht's schon

noch, aber die Suppe ist abscheulich! Es ist ein braunes Gebräu von unbeschreiblichem Geschmack. Auch die hung- rigsten Kinder könnens nicht hinunterbringen. Meine Manja aß gestern davon und bekam Erbrechen. Sind Sie noch nicht dort gewesen?

Nein, noch nicht, bin aber auf dem Wege dorthin. . . .

Ein großes Gebäude. Ziemlich reinlich. In dem Eß- zimmer trifft die Ärztin den Vorsitzenden, einen Bauern aus dem Dorfe.

Bin gekommen, die Küche zu besuchen.

Bitte schön! — Hier ist das Brot. Sehen Sie mal, wie weiß und locker! Kaum können wir uns noch daran erin- nern, als wir solches aßen.

Darf ich versuchen?

Bitte sehr!

O, das Brot schmeckt sehr gut! Und man erzählte mir, daß Sie saures Brot backten.

Ja, es ist wahr. Bis jetzt haben wir auch saures Brot ge- backen. Das kam daher, weil wir Sauerteig benutzten, aber dann erinnerten wir uns, daß wir früher ja das Brot mit Hefe backten. Nach einigen Versuchen gelang es uns auch, dieselbe herzustellen. . . . hier ist die Küche. Zwei riesen- große Kessel mit einer braunen Brühe darin. Sie versucht davon.

Abfscheulich! Woraus kochen Sie die Suppe?

Aus amerikanischen Produkten nach der Norm: Kakao, Milch, Zucker, Reis oder Maisgrüße und Kokosbutter.

Ist es denn in der Instruktion gesagt, daß Sie das alles zusammenmischen sollen?

Das freilich nicht. In der Instruktion ist nur die täg- liche Ration angegeben. Und wir richteten uns genau nach der Vorschrift. . . . Dorf Petropawlowka, im Mai 1922.

## D r i t t e s B i l d .

Doktor, geben Sie mir etwas! Ich werde noch verrückt vor Schmerzen!

Was soll ich Ihnen geben? Wir haben eben nichts.

Kann man denn keine Medizin bekommen, — kaufen?

Ich weiß wirklich nicht. — Ein Rezept könnte ich Ihnen geben.

Bitte, tun Sie das! Vielleicht bekomme ich die Arznei in der Waldheimer Apotheke.

Dort finden Sie nichts: Die Apotheke wird ebenfalls von der Verwaltung des medizinischen Rajons versorgt. — Aber ich werde Ihnen etwas sagen. Schreiben Sie nach Lokmat zu dem Spekulanten N. Wenn er die Arznei nicht gerade auf Lager hat, so kann er sie Ihnen doch verschaffen.

—Winter, 1921—'22.

## V i e r t e s B i l d .

Ukraine. Winter, 1921—'22.

Doktor, ich weiß es schon, Sie haben die Medizin, die ich brauche, doch nicht; aber das schadet nichts, bitte, verschreiben Sie mir etwas. Mein Bruder fährt nach Charkow und wird mir die Arznei besorgen. Sein Bekannter dient nämlich in der Zentralapothek.

Nein, nein! Bemühen Sie sich nicht! Sie können bei uns jetzt alles unentgeltlich bekommen, was Sie brauchen. Wir erhalten ja Medikamente und Verbandstoffe aus der U. R. A. . . .

Ärztin des Gnadenfelder Medizinischen Bezirks, die sich vom Winter bis zum Frühling 1921—'22 in Regierungskdiensten im Dorfe Petropawlowka befand,

D r. M. D i r k s .

Gnadenfeld. Juni 21 1923.

(Geborene Tschamowa.)

Nicht Erfundenes, sondern Erlebtes,  
 oder  
**Wie bei uns der Idealismus durch den Realismus verdrängt  
 ward.**

(Ein Hochzeitsgedicht von anno 1922.)

Mutter und 4 Kinder gehen zur Hochzeit. Die Kleine Tilly hält einen ziemlich dürftigen Blumenstrauß in den Händen. Die Kinder tragen Kleider aus verschiedenerlei Stoff.

Marie:—O wie freu' ich mich heut, Mutter, daß wir auch zur Hochzeit geh'n!

Mutter:—Erst zum Stall, die Pleß braucht Futter! (reicht Marie einen Schlüssel. Theo. schließt sich der Schwester an.) Laß ihn nicht das Schloß verdreh'n.

Saus:—Mutter, laß doch deine Sorgen nur dies einmal zu Haus!

Mutter:—Ja, wenn ich nicht müßte schütteln unsern Mehlsack aus!

Tilly:—Möcht' doch nur auch Frä. Kempel über meinen Strauß sich freu'n!

Mutter:—Agemeiner Dürre Stempel müßt' nicht aufgedrückt ihm sein!

Marie und Theo. kommen vom Stall. Alle gehen ab. Mutter hat einen Strickstrumpf aus verschiedenem Garn und strickt im Gehen. Von Zeit zu Zeit bleibt sie in Gedanken versunken stehen. Die Kinder ziehen sie dann am Arme oder am Kleide fort.

Theo.:—Mutter, sieh doch dort das Schwälbchen, wie es schwebt in blauer Höh'!

Mutter (in Gedanken):—Warum wohl nur unser Kälbchen garnicht frißt den Gartenklee.

Hans:—Mutter, sieh' das Finkenestchen, o wie niedlich! Sieh' doch, sieh'!

Mutter (zu Marie):—Ob auch wohl noch Salz im Kästchen, das am Herde hängt, Marie?

Marie:—O natürlich!—Sieh' die Rose (bricht sie, riecht). Riech' mal, wie sie duftet! Fein!

Mutter riecht, blickt aber gedankenvoll auf Hansens verfeuerte Samthose:—Ob ich wohl in Hansens Hose setze einen Flicken ein?

Marie (bückt sich, besieht Weilchen): — Mutter, sieh die blauen Weilchen, o wie zierlich, nett und klein!

Mutter (wendet sich um, will zurück—ängstlich) :—Ob nicht schon nach einem Weilchen bei uns wühlt des Nachbars Schwein? (Marie zieht die Mutter fort.)

Theo.:—Mutter, sieh' das weiße Häuschen drüben an des Baches Rand!

Mutter (für sich):—Ob auch wittert wohl ein Mäuschen unser bischen Zuckersand?

Marie (zeigt) :—Sie, das Dunkel dieser Bäume, wundervoll smaragdengrün!

Mutter:—Ob auch durch die Kellerräume wohl genügend Luft kann zieh'n? (Bleibt stehen.)

Hans (faßt die Mutter etwas ungeduldig an die Hand):—Mutter, komm doch schnell, die Sonne schon ganz tief am Himmel steht!

Mutter (entzieht ihm die Hand):—Guck' zu Haus mal in die Tonne! Unser Fleisch zur Neige geht!

Theo. (lustig):—Sieh' das Lämmlein auf der Weide! Wie es springt! Nun steht's und horcht! (Racht.)

Mutter (zu Marie):—Ob die Nachbarin, Frau Heide, mir wohl etwas Grüte borgt?

Gans (hebt den Finger, horcht):—Hörst du nicht das Wächlein rauschen fern dort in dem Waldesgrund?

Mutter (für sich):—Meinen Schal muß ich vertauschen, ist mir so wie so zu bunt!

Theo. (läuft umher, versucht mit dem Taschentuch einen Schmetterling zu fangen):—Wie ich wohl den Falter greife, mit dem Gut ich ihn verfehl'!

Mutter (zu Marie):—Liebe Zeit, wie Koch ich Seife, habe weder Fett noch Öl! (Weißt stehen.)

Marie (schlägt verzweifelt mit der Hand; blickt Gans an, damit er die Mutter auf andere Gedanken bringe).

Gans (mit scheinbarer Lustigkeit):—Sieh doch, wie die Wüchlein tanzen, wie auf rasend wilder Flucht!

Mutter (zu Gans und Marie):—Habt ihr von den Grünkohlpflanzen gestern Raupen abgesehen?

Lilly (fällt der Mutter ins Wort):—Mutter, kauf' mir eine Puppe, die auch schließt die Augen schön!

Mutter (halb wehmütig, halb ironisch lächelnd):—Ja, wenn auf der Lattichsuppe wären Augen mal zu seh'n!

Marie:—Tausend, tausend Blumen sprießen dort im grünen Wiesengrund!

Mutter:—Unsern Kohl muß wohl ich gießen, sonst erziel ich doch nur Schund!

Theo.:—Mutter, sieh' die kleinen Spinnen, weiße Fäden ziehen sie!

Mutter (wehmütig auf ihren Strumpf blickend):—Ich muß wohl noch Wolle spinnen, abends spät und morgens früh.

Gans:—Mutter sieh' doch, an der Linde, wie dort blüht der Wahn so rot!

Mutter:—Ob man wohl auch Thornrinde mischen könnte unters Brot?

Theo.:—Mutter, sieh die kleinen Ziegen! Dort sie laufen!—Weit, ganz, weit!

Mutter:—Aus den letzten Bettbezügen muß ich Tilln mach'n ein Kleid!

Gans (begeistert):—Mutter, denk' dir nur, aus Emden haben Bartels einen Brief!

Mutter:—Aus den Laken mach' ich Semden, drauf bis jetzt der Theo. schlief.

Marie:—Mutter, Sildebrandts Melanie trägt jetzt eine richt'ge Uhr!

Mutter:—Wenn man doch die Kofkastanie könnt zu Prips verwenden nur!

Theo.:—Frieren wir dort was zu essen!

Gans:—Gibt es einen Hochzeitsjchmaus?

Mutter:—So was muß man jetzt vergessen, leer ist Keller, Küch und Gaus!

Theo.:—Warum gab's zum Mittagessen wieder heut' kein Stücklein Brot?

Mutter:—Habt ihr wieder mal vergessen, daß in Rußland Hungersnot?

Gans (traurig):—Früher gab's bei uns zu sehen Butter zu dem Brote noch!

Mutter (vortourfsvoll):—Weißt du nicht, daß die muß gehen, ganz und gar zum Prodnaalog (Naturalsteuer)?

Marie:—Wenn für alle uns're Mühen wir nur hätten Milch genug!

Mutter:—Weißt du nicht, daß Bleß muß ziehen dieses Jahr den schweren Pflug?

Gans (freudig):—Seht, dort ist das Gaus zu sehen, schön geschmücket ist die Tür!

Marie:—Kommt, laßt schnell hinein uns gehen, gratulieren müssen wir!

Alle treten vor das Brautpaar; Tilly, reicht den Strauß.  
 Tilly:—Ich reiche bescheidene Blümlein dir dar; das Leben streu bess're, dies wünsch' ich fürwahr!

Mutter:—Ich wünsche viel Korn euch und Brot in das Haus! Fleisch, Schmalz, Öl und Butter nie möchten geh'n aus!

Sans:—Ich wünsch', daß du Pferde könntest halten in Ruh (zum Bräutigam) und nicht brauchst zu pflügen dein Land mit der Kuh!

Theo.:—Und ich wünsch', daß Zwieback und Kuchen stets frisch am Sonn- und am Werktag du hätt'st auf dem Tisch.

Marie (zur Braut):—Daß nie leer von Wäsche Kommode und Schrein, du nicht brauchst zerschneiden die Bettücher dein!

Alle zusammen:—Wir wünschen viel Segen, wir wünschen viel Glück, nie treffe euch Kummer und mißlich Geschick!

P. R.

### Eine Laufkommission.

„Eine Laufkommission? Was ist denn das?“ höre ich den erstaunten Leser fragen. — Sie wurde in unserem Dorfe vom Schulrat gewählt, sie bestand aus zwei männlichen und zwei weiblichen Personen und hatte die Aufgabe, die Kinder in der Schule nachzusehen, und wenn nötig, zu bereinigen. Es gruselt dich, lieber Leser, bei dem Gedanken, in unsere Schule einzutreten? Da muß es arg sein! Nun, traurig genug sieht's da aus, aber so schlimm ist's doch nicht. Ein Blick auf die Kleider der Schüler sagt uns viel — mehr als lange Erklärungen. Blick an Blick, Loch an Loch, Naht an Naht — gute Schlupfwinkel für kleine Parasiten und der Kampf mit den Letzten ist für unsere lieben Hausfrauen ein



geradezu verzweifelter geworden. Tagsüber strickt und flickt die gute Mutter, und gehen die Kinder abends erst zu Bett, dann zieht sie ihnen das Hemd, wenn noch ein solches da ist, aus und reinigt es von Ungeziefern. Oft haben die Mütter uns Lehrern ihre Not geklagt und uns gebeten, die Kinder, auch die nachlässigsten, durch die auch die reinlichsten immer wieder mit Läusen besetzt wurden, zur Reinlichkeit anzuhalten, was auch oft geschehen ist. Aber bei der monatelangen Einquartierung während der Frontzeit, bei den wenigen und schlechten Kleidern und Betten, war es fast unmöglich, auch bei der größten Anstrengung, Herr dieser ungebeten Gäste zu bleiben. Ist's drum ein Wunder, wenn durch mancherlei Nöten im Kampf ums Dasein einige Familien mutlos wurden und sich gehen ließen? Um aber auch die Nachlässigsten wieder anzuspornen, wurde die obengenannte Kommission gewählt und mit Erfolg. Wär's nicht traurig, man könnt' drüber lachen. Jetzt ist die Lage bedeutend besser, denn in manchen Familien ist durch die amerikanische Hilfe der größten Kleidernot abgeholfen. Gott vergelt's den Spendern!!

G e i n r i c h B o t h, Lehrer in Rückenau.

### Ein Bild aus der Hungerszeit.

Es war richtiges Aprilwetter, draußen, wo Frühling und Winter sich um die Oberhand stritten, und drinnen, im Herzen der Frau im Schulhause zu Neu-Salbstadt, wo freudige Hoffnung und tiefe Wehmut miteinander wechselten. Denn traurig tönte fast täglich die Totenglocke in dem Dorf Prischib und Hoffental, wo viele Menschen an Hunger starben oder krank lagen, und draußen gingen immer noch die ar-

men Kinder hungernd und wimmernd herum, und die Frau konnte ihnen nichts weiter reichen, als eine Tasse warmen Prips, oder einen Teller Wassersuppe. Doch warum fühlte sie heute den schweren Druck im Herzen nicht so sehr wie sonst? Warum schien ihr der schwarze Riesenvogel, der mit mächtigen Schwingen unsere Gegend zu erdrücken drohte, die Hungersnot, nicht mehr so schrecklich? Eine große, große Freude war eingekehrt mit der Ankunft Herrn Millers, des ersten amerikanischen Wohltäters, den wir hier hatten. Er hatte in Neu-Galbstadt eine Küche in Aussicht gestellt. Nun wird ihr kleines Mädchen nicht mehr nachts halb schlafend nach Brot fragen, denn es wird ein schönes Stückchen Weißbrot bekommen; und auch ihr kleiner Junge wird seinen Gürtel nicht mehr so fest um sein mageres Leibchen schnüren, er wird Kakao und Reis essen. O, wie herrlich!

Doch, wer steht vor der Türe? Eine arme, bleiche Frau, die um etwas Essen bittet. Die Schullehrersfrau gibt der Armen, was sie hat und ein ermunterndes Wort dazu. Da schaut die arme Frau sie an und sagt: „O, Tante, mein Herz ist wie ein Stein, ich kann nicht mal mehr weinen! Mein Mann ist verhungert und meine zwei Kleinen von 2 bis 4 Jahren liegen schon den 8. Tag und können nicht sterben. Ich konnte ihnen, ehe ich sie einschloß und wegging, nur jedem eine Tasse voll Salzwasser geben. O, wenn doch der Herr sie schnell nähme! Das kleine Mädchen sagte mir, wenn sie nur einen Bissen Brot hätte, so würde sie gesund werden!“ — Aber wo war Brot? Nirgends. — Die Frau tröstete die Arme, so gut sie konnte, aber vergessen kann sie dieses Bild bis heute nicht!

E. R e m p e l,

Tochter des verstorbenen Missionars Geinr. Dirks.  
Neu-Galbstadt. Juni 1923.

### Untergang einer armen Familie während der Hungerjahre in Süd-Rußland.

In einer kleinen Mietswohnung lebte glücklich und zufrieden der Fabrikarbeiter Jaschka S. mit seiner Frau und einem Kindlein. Was schadete es, wenn sie nicht sehr klug und gelehrt waren; sie konnten beide weder lesen noch schreiben. Aber er war ein starker Mann und sie eine fleißige Wäscherin, so daß sie sich redlich durch ihrer Hände Arbeit ernähren konnten. Aber es blieb nicht so. Die Fabrik wurde geschlossen; Jaschka S. suchte sich Dienste als Tagelöhner. Sie lebten immer ärmlicher, aber mitleidige Menschen halfen ihnen. Dann kam die schreckliche Hungersnot! Jetzt hörte die Mithilfe ihrer früheren Wohltäter allmählich auf. Der Hunger trieb die arme Familie Pferde-, Hunde-, Katzen- und Krähenfleisch zu essen, was eine schwere Krankheit zur Folge hatte. Davon konnte Jaschka S. sich nicht mehr erholen. Er blieb schwach und krank und konnte nicht mehr arbeiten. Bleich und hohlwangig wandte er bettelnd von Haus zu Haus. Seine schwarzäugige Frau lauerte an den Türen, um durch List etwas zu erhaschen, weil das Bitten gar so wenig einbrachte. Zuhause aber jammerte ihr Kind um ein Stückchen Brot. Wie hatte sich der kleine blondlockige Junge in kurzer Zeit so sehr verändert! Wie ein welckes Blümlein ließ er das Köpfchen hängen, und schmerzlich verzerrt war das bleiche Gesichtchen. Er starb bald, aber wie sollte er begraben werden? Die Erde war hart gefroren, und den armen Eltern fehlte die Kraft, ein Gräblein zu graben. Darum haben sie es in ein Baumloch gelegt, und weil das Loch zu klein war, mußte das Kindchen krumm darin liegen. Dann haben die Eltern ein Lied gesungen und das Vaterunser gebetet, und so gut es ging, zugesharrt.

Endlich, endlich war die langersehnte amerikanische Mithilfe da, aber zu spät für Jascha S.: er war die gute kräftige Kost nicht mehr gewöhnt und mußte sterben. Frau S. ist durch die amerikanische Mithilfe das Leben erhalten geblieben. Wollen hoffen, daß sie sich auch moralisch wieder aufrichtet!

F r i e d a K e m p e l,

Kinderärztnerin. Enkelin des verstorbenen Missionars  
H. Dirks. Neu-Salbitadt. Juni 1923.

### Charfreitag 1922.

Ein trüber, sehr stürmischer Tag. Ich befand mich gerade in S., wohin ich gerufen worden war, meine kranke Schwester zu pflegen. Seit drei Wochen hatte ich kaum das Zimmer verlassen und sehnte mich unbeschreiblich nach Bewegung und frischer Luft. Die Patientin befand sich, Gott sei Dank, auf dem Wege der Besserung; so beschloß ich, nach B. zu gehen, um den neuen Prediger L. zu hören, von dem man sagte, daß er sehr schön predige. Das Frühstück, bestehend aus einer Tasse schwarzen Biers, mit einem Stückchen gemischten Brotes, nahm nicht viel Zeit in Anspruch, und so machte ich, von dem kleinen Dienstmädchen meiner Schwester begleitet, mich gleich nach dem ersten Läuten auf den Weg. Wir fanden die Kirche gedrängt voll. Kaum gelang es uns, ein Plätzchen auf einer „lehnlosen“ Bank zu erwischen.

Während der Predigt hatte ich Gelegenheit, mich wieder einmal davon zu überzeugen, daß es am meisten Eindruck macht, wenn das einfache klare Wort Gottes von der Kanzel verkündigt wird. Denn keine kunstvolle Abhandlung hielt der junge Geistliche. An der Hand der Bibel zeigte er ein-

fach und schlicht die Notwendigkeit der Wiedergeburt. Meine junge Begleiterin sprach denn auch auf dem Rückwege unbehohlen ihre Bewunderung darüber aus, daß der „Onkel“ alles so deutlich erklärt habe. Nach beendigtem Gottesdienst verlas der Prediger wie gewöhnlich die Totenliste. „Es sind,“ sagte er, „Gott sei Dank, schon weniger — nur 18 . . . Haben wir doch schon über 30 Leichen in einer Woche begraben müssen.“ Es folgten die Namen und Krankheiten der Dahingeshiedenen. „Gestorben an Typhus, gestorben an Hunger,“ tönte es wieder und wieder an unser Ohr. Wenn ich mich recht erinnere, war nur eine einzige Person nicht an Fleckentyphus oder Hunger gestorben. Stumm, bleich saßen die Leute da. Niemand weinte, niemand zeigte ein Zeichen des Bedauerns. Zu sehr schon waren die Leute an das Elend gewöhnt. — Nachher forderte der Prediger dringend auf, etwas getrocknete Kirschen zusammenzubringen, wenn man Ostern überhaupt das Abendmahl halten wolle. Sollten gar keine Kirschen vorhanden sein, dann möchte man etwas anderes Dörrobst bringen; sei auch dieses nicht aufzutreiben, dann möchte man wenigstens etwas Rübensaft bringen. So arm waren die Gemeinden, daß sie nicht einmal mehr den Abendmahlswein anschaffen konnten. — Nachmittags holten mich drei kleine Schülerinnen meiner Schwester zu einem Spaziergange ab. Wir suchten Veilchen im „Busch,“ fanden aber kein einziges. Das Jahr 1922 war sogar arm an Blumen!

Um ihren Heimatort S. doch auch nicht in einem zu ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen, fingen die beiden Kleinen Ruffinnen an, mich auf die Merkwürdigkeiten desselben aufmerksam zu machen. Dazu gehörten auch die drei Kirchhöfe des Ortes. Sie luden mich ein, dieselben zu besuchen. Um dorthin zu gelangen, mußten wir das Armenviertel pas-

fieren. Vor einer Hütte bemerkte ich eine Menschenmenge. Die kleine Lydia berichtete mit großer Zungenfertigkeit, daß dort ein Begräbniß gefeiert werde. Die Garders seien beide gestorben, ob an Typhus oder an Hunger, wisse sie nicht genau. Wir gingen hin. Das Vorhaus des Hüttchens war so klein, daß außer den beiden Leichen nur noch wenige Personen darin Platz fanden. Nie zuvor hatte ich so ein Begräbniß gesehen. Die beiden Leichen lagen auf rohen Brettern. Sie waren bis zum Halse hinauf in weiße Laken gewickelt, so daß sie aussahen wie Mumien. Sager, knochig und fast schwarz waren die Gesichter. Ich blickte mich in der Versammlung um. Auch die Gesichter der Lebenden sahen merkwürdig dunkel aus. Das kam wohl daher, daß diese Menschen schon monatelang ihre Magen mit allerlei Surrogaten statt mit vernünftiger Nahrung gefüllt. Die meisten waren schlecht, sogar lumpig, gekleidet. Manche Frauen hatten sich in alte Decken gehüllt statt der Umschlagtücher. Prediger Garder war gerade am Schlusse der Leichenrede angelangt und schilderte nun noch den Ort, wo es keine Hitze, keine Kälte, weder Hunger noch Durst gibt. An dem Gesang des Schlußliedes beteiligten sich nur wenige müde Stimmen; dann wurden die Leichen auf einen mit zwei Klappen bespannten Bretterwagen gebracht. Der Sturm zerzauste unbarmherzig den grauen Bart und das spärliche Haupthaar des Mannes, zerrte an der Haube der Frau, als wolle er ihr dieselbe vom Kopfe reißen. Es war eine Kunst, bei dem holprigen Wege und dem entsetzlichen Sturm, die Leichen glücklich bis zum Kirchhof zu bringen. Während der Fahrt schienen die Toten fortwährend die Köpfe zu schütteln und dem Leichengefolge zuzumicken. Drohend schienen sie uns zuzuflüstern: „Hätten wir wirklich umkommen müssen, wenn ihr euer letztes Stücklein Brot mit uns geteilt? Viel-

leicht hätte Gott euch mehr gegeben, wenn ihr euer bißchen mit uns geteilt, die wir garnichts hatten!“ Endlich, endlich gelangten wir auf dem Kirchhofe an. Die Sonne wollte bereits untergehen. Vor einem ziemlich flachen Grabe wurde Halt gemacht. Man ließ die Leichen mit den Brettern zusammen hinein. Unten hatte das Grab rechts und links je eine Nische. Da hinein wurden die Leichen geschoben, die Bretter, auf denen sie gelegen, vorgestellt und das Grab mit Erde gefüllt. Die Männer mußten sich beim Schaufeln oft abwechseln, denn alle waren kraftlos. In der Nähe von Garders Grab wurde schon wieder ein anderes gegraben von einem müden zerlumpten Mann. Eine Tochter des verstorbenen Ehepaars hatte den Kopf auf den Wagen gelegt und weinte herzbrechend. Diese kam aus einer brotreicheren Gegend, wo sie gedient hatte; sie war auch besser gekleidet. Die übrigen Kinder waren vom Elend so niedergedrückt, daß sie ihre Trauer nicht einmal äußern konnten. Finster blickten die Söhne vor sich nieder. Nach dem Gebet am Grabe sprach Prediger S. noch liebevoll mit den Angehörigen und langsam, müde, ohne viel zu sprechen, zerstreute sich die Menge. . . . Mich aber verfolgten die beiden Köpfe der beiden Alten noch tagelang. Immer wieder tauchten die hagern, vergrämten Gesichter, die auf der Bahre lebendig geworden zu sein schienen, vor mir auf. — Immer wieder mußte ich mich fragen: „Saben wir Christen wirklich unsere Pflicht getan? Sätten wir uns nicht noch ein bißchen mehr einschränken, nicht noch ein bißchen mehr abgeben können? Ist es wirklich nicht anders möglich, als daß Leute in unserer Mitte vor Elend umkommen? — — Bald hörten wir, daß auch die drei Söhne der Deutchen gestorben seien; für sie kam die Hilfe zu spät. — —

Nie werde ich das Begräbniß vergessen; und doch versicherte man mich, daß dieses noch sehr anständig und vornehm gewesen, im Vergleich zu den Massenbestattungen in den umliegenden lutherischen Dörfern. In B. hatte der Prediger eine Zeitlang von der Behörde gewaltsam Menschen mobilisieren lassen müssen zu den Leichenbegängnissen. Die Leute waren so abgestumpft und müde vom Elend, daß sie ihre Toten nicht einmal mehr begruben. — —

A. Reimer.

Gnadenfeld. Juni 1923.

### Kennst Du das Land?

Kennst du das Land, wo schwer und dumpf die Ketten  
Klirren,

Ob ihrer schmähl'gen Pflicht wohl selber schier empört?

Kennst du das Land, wo trüb und bang die Seufzer schwirren  
ten

In unterird'ischen Kellerräumen ungehört?

Kennst du das Land, wo Ströme bitterer Tränen flossen

Von angstverzerrten Angesichtern bleich und hohl?

Kennst du das Land, wo Freunde scheidenden Genossen

Die Hände drückend, seufzten: „Lebt auf ewig wohl!“

Kennst du das Land, wo wilde Fieberphantasien

Die armen Typhuskranken quälten Tag und Nacht?

Kennst du das Land, wo selbst der Leichenwagen Ziehen

Auf schreckensmüde Menschen nicht mehr Eindruck macht?

Kennst du das Land, wo stumm und mit verstörten Mienen

Der Doktor vor dem grimmen Senfemanne stand?

Kennst du das Land, in dem längst keine Medicinen,

In Apotheken leere Fächer nur bekannt?



Kennst du das Land, das Dornen dort verheerten,  
 Wo einstmal's goldiggelbe Ähren grüßten dich?  
 Kennst du das Land, wo halbvertierte Menschen nährten  
 Vom Fleisch der Krähen und gefall'nen Pferde sich?

Kennst du das Land, wo du sah'st Freudentränen weinen,  
 Wenn kleinen Kindern drückt der Tod die Augen zu?  
 Kennst du das Land, wo hinter Dorngehegen, Zäunen  
 Manch' irrer, lebensmüder Wandrer ging zur Ruh? — —  
 Du kennst es wohl, es ist das arme Rußland!

Weißt du es wohl, warum von allen diesen Dingen  
 Wir heute reden wie von einem bösen Traum?  
 Weißt du es wohl, warum nun Jubellieder klingen,  
 Wo noch vor kurzem wir zu hoffen wagten kaum?

Du weißt es wohl, es ist die edle Nächstenliebe,  
 Die mutig übers Meer sich einen Weg gebahnt!  
 Du weißt es wohl, es sind des Mitleids zarte Triebe,  
 Die Wunder hier vollbrachten, wie wir nie geahnt!

O tausend, tausend Dank den fleiß'gen Helfershänden,  
 Die Tag und Nacht in unserm Dienste sich geregt!  
 O daß doch un're armen Zungen Worte fänden,  
 Das auszusprechen, was die Seelen uns bewegt!

O möchte stets die hehre Nächstenliebe blühen,  
 Die auch der Tränen denkt, im fremden Land geweint!  
 O möchten hüben sowie drüben Herzen glühen,  
 Die Dankbarkeit und treue Liebe fest vereint!

Gewidmet den lieben Geschwistern D. M. Hofer, von  
 R. R e i m e r.

Der Hunger und die Hilfe.  
An unsere Helfer in Amerika.

Viel Dank für all' die Liebesgaben,  
Die die fernern Brüder gespendet haben!

Ihr wißt nicht, wie weh der Hunger tut.  
Es stirbt jede Freude, es sinkt aller Mut,  
Wenn groß und größer wird die Not,  
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot;  
Wenn die Kinder bitten: „Uns hungert, Mama!“  
„Mußt warten, Liebling, es ist nichts mehr da.“  
Der stärkste Glaube will uns verlassen,  
Man kann's nicht begreifen, man kann es nicht fassen,  
Wenn der Nachbar stirbt, und auch jener ist tot,  
Sie sind verhungert, sie hatten kein Brot.  
Vor Fenstern und Türen das Jammern und Weinen  
Der Hungernden, frierenden Großen und Kleinen.  
„Gabt Erbarmen, Leute, stillt uns're Not,  
D gebt uns nur einen Mund voll Brot!“  
„D geht von dannen, hört auf, seid stille!  
Ich kann euch nichts geben, 's sind euer zu viele.“  
So spricht wohl Vater, doch Mutter still eilt  
Und oft mit den Armen den Bissen noch teilt,  
„Denn,“ spricht sie für sich, „die Hilfe ist nah,  
Man denkt ja an uns in Amerika.“  
Wie langsam schleichen Stunden, Tage,  
Und bang und lauter wird die Frage:  
„Ist denn die Hilfe nicht bald hier?  
Müssen wirklich alle sterben wir?“  
Geschwollen schleichen die Menschen herum,  
Sie betteln nicht laut mehr, sie bitten nur stumm.

Doch wenn die Not am allergrößten,  
 Ist Gottes Hilfe bekanntlich am nächsten.  
 Und endlich läuft von Mund zu Munde  
 Die liebliche, die frohe Kunde:  
 „Wißt ihr es schon? Jetzt ist sie da,  
 Die Hilfe aus Amerika!“  
 Es gibt noch wirklich Lieb' auf Erden.  
 Schon heiterer die Mienen werden,  
 Und frischer Mut und froher Sinn  
 Auf's neu in Herz und Haus einziehn.  
 Zwar war's im März und im April  
 Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.  
 Jedoch war dankbar man gestimmt,  
 Denn eine Ration gab's für jedes Kind.  
 Doch als die vielen Pakete gekommen,  
 Da wurde dem Hunger der Stachel genommen.  
 Sie sind oft reichlich eingekehrt  
 Und haben viel Freude und Glück beschert.  
 Drum vielen, vielen Dank dort drüben,  
 Den Brüdern und Schwestern, den vielen Lieben.  
 Wir rufen euch zu: „Bergelt's euch Gott!“  
 Ihr tatet G r o ß e s, ihr stilltet die Not.“

Und Euch, liebe Hofers, mög' Gott geleiten  
 Auf der beschwerlichen Reise, der weiten:  
 Gleichviel, ob auf der Eisenbahn, oder auf dem Ozean.  
 Zum Schluß will ich Euch noch sagen,  
 Daß auf Gebetshänden wir Euch tragen,  
 Bis Ihr in der Heimat drüben  
 Euch wiederseht mit allen Lieben.

E i n g e s a n d t.

Bruderliebe.

Merkt auf, ich will euch heute singen  
 Gar wundersame Mär;  
 Die soll erschallen und erklingen  
 Gar tief und hoch und hehr.

Der Bruderliebe gilt dies Lied,  
 Und allen will ich's sagen,  
 Daß Treue noch auf Erden blüht,  
 Daß warm noch Herzen schlagen.

Als wir im jüngst verfloß'nen Jahr  
 Heiß beteten zu Gott:  
 „O Vater, unser dich erbarm,  
 Hilf uns aus uns'rer Not.“

Da hat man unsern Ruf gehört  
 Jenseits des Ozeans,  
 Gott hat der Menschen Herz geführt  
 Zu helfen, wie ein Mann.

Und Mittel man und Wege fand,  
 Wie uns zu helfen sei;  
 Auch Brüder hat man hergesandt,  
 Voll Glaube, Liebe, Treue.

Man schickt uns unser täglich Brot  
 Schon länger als ein Jahr.  
 Gelindert ist jetzt uns're Not,  
 Die groß und trostlos war.

Serr Siebert, Neufeld und Archbiel,  
 Auch D. M. Hofers, und Unruh,

Sie hatten all' ein Reiseziel:  
Molotschna — ach, das warst ja du.

Denn alle ein Gefühl sie trieb  
Gerüber über's Meer,  
Das war die heil'ge Bruderlieb',  
So tief, so hoch, so hehr.

Sie brachten außer Speis' und Trank  
Den Glauben uns auf's neu  
An Menschenliebe, Gott sei Dank!  
Und Jesu Lieb' und Treu'.

Und dies vergessen wir Euch nie,  
Daß Ihr Euch nicht gescheut  
Vor großer Arbeit, vieler Müh.  
Gott Lohn's in Ewigkeit.

A n n a R e m p e l.

### Klage des alten Mütterleins.

Hunger, Hunger, kein Brot im Haus —  
Mir heben die Hände —  
Kalt, o wie kalt, die Kohlen aus —  
Es triefen die Wände. — —

Sterben, ja sterben möcht' ich schon —  
Bin müde, vom Leben!  
Wehe, weh, es kann ja der Sohn  
Mir den Sarg nicht geben! — —

(Ausgewählt.)

L y d i a M a r t e n s.

(Die Mutter der Lydia Martens ist im vorigen Jahre in  
Waldheim verhungert. — —)

Gnadenfeld. Juni 1923.

### Schlaflose Nächte.

Lautes Schluchzen unseres sechsjährigen Töchterchens brachte unser Blut wieder in Bewegung. An Schlaf dachten, meine Frau und ich, garnicht, da man jeden Augenblick erwartete, daß Machnowzenbanden mit fürchterlichem Fluchen und Kolbenschlägen gegen Türen und Fenstern Einlaß verlangen würden. Warum nur kamen diese Unholde mit Vorliebe des Nachts, da sie doch auch am Tage frei und ungehindert raubten und mezelten?

Trotz all' unserm Bemühen, die Gemüther der unschuldigen Kinder vor dieser furchtbaren Angst zu bewahren, lagen auch sie schon oft ohne Schlaf da und lauschten gespannt, ob nicht Schritte zu vernehmen seien, wobei uns jedesmal das Blut in den Adern erstarrte. Schritte waren zu vernehmen; das war die Ursache des lauten Schluchzens und Rufens: „Papa, sie kommen wieder, mir ist so bange.“

Die Zeiten änderten, das Leben wurde sicherer.

\* \* \*

Papa, jetzt wird Amerika bald Brot bringen, ja?“

„Ja, mein Kind, aber jetzt mußt du auch schlafen.“

„Papa, dann werden wir auch Suppe aus der Küche holen, ja? Werden dann auch die Bettler dort essen?“

„Vielleicht ja, aber jetzt, mein Schätzchen, schließ auch die Augen und schlaf. Wir werden morgen sehen.“ Stunden vergingen in so einem nächtlichen Gespräche zwischen mir und meiner Irma, einem Mädchen von 2½ Jahren.

Die Speisefüchen waren längst errichtet. Sämtliche Gespräche der Bewohner drehten sich um das Wie und Wann der Speisen; natürlich waren auch die kleinsten Kinder genau unterrichtet über die Speisung der A. M. R., und lange trösteten wir uns und unsere Kinder damit, daß bald Hilfe

kommen werde und ein Tag nach dem anderen, eine bange, lange Nacht nach der anderen berging, und keine Hilfe war da. Der Rettungsplan schien mir vollständig gescheitert zu sein, wurden doch Tausende um uns her die Beute des Hungers. Aus meinen verzweifeltsten nächtlichen Grübeln, lenkte die kleine Schwägerin meine Gedanken immer zur Hoffnung, zum Glauben zurück. Doch nur auf kurze Zeit hatte Gott uns die kleine Trösterin geschenkt, denn nachdem sie sich etliche Monate herzlich gefreut hatte zu dem, was man uns von jenseits des Ozeans herüber geschickt, nahm Gott sie zu sich.

Nur das Schlagen der Nachtigall erscholl durch die stille Frühlingsnacht. Es schien alles in süßer Ruhe zu schlummern; doch blickte man in die Schlafgemächer, so fand man dort manch ein Elternpaar, das in banger Sorge um ihre Kinder, keinen Schlaf finden konnte. In den schwersten Stunden fanden wir Trost in den Worten unseres Meisters: Auch unsere Kinder lauschten gerne den Erzählungen, wie ein höheres Wesen alles regiert. Heute aber hatte man in Gegenwart der Eltern und Lehrer zu den Kindern gesagt: „Es gibt keinen Gott, es gibt kein höheres Wesen, und wenn euch jemand davon vorspricht, so glaubt ihm nicht, gehorcht euren Eltern und Lehrern nicht, wenn sie euch auf ein ewiges, seliges Leben hinweisen.“

Alles haben wir ertragen, aber dieses uns nehmen zu lassen, hieße uns und die Kinder ins Verderben stürzen, und wir sehnen uns nach einem freien Plätzchen, wo wir ruhig unseres Glaubens leben können.

N i c. R e m p e l.

Mariental. Juni 1923.

## Not und Hilfe.

Des Weges schritt finstern Blickes,  
Gemessen, mit ernster Gewalt,  
Ein Eindringling, Gast des Geschickes,  
Der Hunger, die Schreckensgestalt.

Mit Schauern wir sahen ihn kommen,  
Doch — flehten vergebens zu Gott, —  
Er ging nicht vorbei, und beklommen  
Ward dann unser Herz in der Not.

Zuerst in die Hütten der Armen,  
Bedrückten von Sorgen und Schmerz,  
Er drang herrisch ein ohn' Erbarmen  
Und quälte das zagende Herz.

Wie schrecklich, wenn Stürme umtoben  
Das Schifflein mit brausender Wut,  
Wenn es dann geborsten, zerstoben  
Im Rachen der siedenden Flut

Auf ewig verschwindet und lieget  
Nun tief auf dem finstern Grund,  
Das Grab der Vergessenheit sieget,  
Der finstere, schaurige Schlund:—

So ist auch der Kampf mit dem schweren,  
Dem elenden Hungergespensst,  
Das alles im Nu kann verheeren,  
Was blühte im fröhlichen Lenz. —



Dort unter der zierlichen Linde  
 Steht traulich ein freundliches Haus . . . .  
 Die Mutter tritt ein mit dem Kinde,  
 Doch traurig und müd sieht sie aus.

Verödet, geleert sind die Zimmer,  
 Ein Anblick von Jammer und Not,  
 Da hört man der Kinder Gewimmer:  
 „O Mutter, o Mutter, gib Brot!“

Sie tröstet dann liebend die Armen:  
 „Nur still, bis die Mithilfe kommt,“  
 Sie schaut sie mit tiefem Erbarmen  
 Und betet ergeben und fromm.

Das Schluchzen und Weinen der Kleinen  
 Zerreißt ihr beinahe das Herz;  
 So fängt dann auch sie an zu weinen  
 In ihrem verzweifeltsten Schmerz.

Ihr Gatte stand treu ihr zur Seite, —  
 Doch nun liegt er kalt in dem Raum,  
 Dem Hungertod fiel er zur Beute  
 Und träumt einen himmlischen Traum.

Mit Stöhnen erhebt sich ein Kleiner,  
 O welch eine Jammergestalt!  
 Verlumpt ist er, wie ein Zigeuner,  
 So schleppt sich mit müder Gewalt

Von einem zum andern der Arme:  
 „O Tante, nur ein Stückchen Brot!“  
 Mich hungert, o habt doch Erbarmen,  
 Entreißt mich dem bitteren Tod!“

So ruft voll Verzweiflung der Knabe,  
 Weint, bittet ergreifend und klagt,  
 Doch auch jede dürftigste Gabe,  
 Sie wird diesem Kleinen versagt. —

Es rieselten leise die Glocken  
 Und deckten das Bettelkind zu  
 Und setzten sich ihm auf die Locken,  
 Doch — der schläft in seliger Ruh.

Die Mutter indessen, sie flehte  
 In Jammer und Not zu dem Herrn,  
 Da wurden erhört die Gebete  
 Ganz plötzlich erschien ihr ein Stern.

Der Jubelruf scholl durch die Gassen:  
 Die Hilfe, die Hilfe ist da!  
 Da füllten sofort sich die Straßen  
 Mit Leuten von ferne und nah.

Wie herrlich das Weißbrot dann schmeckte,  
 Die Grütze, der Reis, der Kakao,  
 Wie schön sich die Tische uns deckten!  
 Uns spielte im sonnigen Blau

Die Hoffnung dann wieder. Die Wangen,  
 Sie färbten sich frisch und gesund;  
 Dann priesen wir Gott und besangen  
 Den Retter mit fröhlichem Mund.

M a r i a L ö w e n.

Halbstadt. 1923.

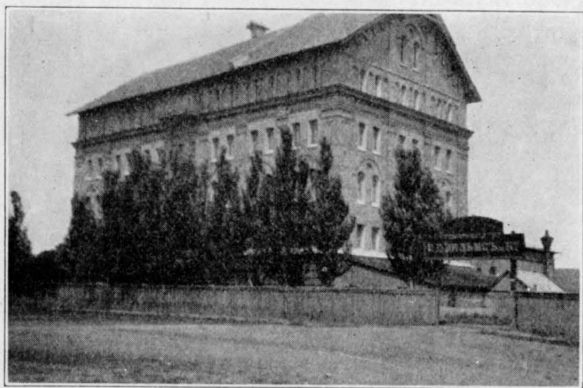
### Der Schulze von W.

#### Etwas aus unsern Erlebnissen der letzten Jahre.

Im Jahre 1914 brach der große Weltkrieg aus. Wir wußten, daß Krieg sei, haben aber anfänglich verhältnismäßig wenig davon erfahren. Es wurden verschiedene Steuern aufgelegt, Pferde ausgehoben, es gingen freiwillige Sanitäre, doch konnten wir noch mehr oder weniger ruhig als Landleute unserm Berufe leben. Doch immer schwerer wurde der Druck. Deutschenhaß und Deutschenbeße nahmen zu, es wurde verboten, in den Gotteshäusern zu predigen; überhaupt deutsch zu sprechen, wer es doch tat, wurde schwer bestraft. Uns Unerträgliche steigerte sich der ohnehin so schwere Stand durch das Gesetz der Landliquidation. Wir wollten und konnten es kaum glauben, daß dies ein vom Kaiser unterschriebenes Gesetz sei und wir wirklich alles Vermögens beraubt und von unsern Wirtschaften verjagt werden sollten.

Dann kam die Februarrevolution (1917) und wir waren aus der uns drohenden schweren Lage befreit. Doch war die Ordnung gelockert und zerrüttet und lange Unsicherheit herrschte. Im Oktober 1917 kam dann die Bolschewickengierung ans Ruder. Da waren dann alle Bänden der Ordnung und des Gesetzes vollends gelöst. Jeder tat, was er wollte und ihm gut dünkte. Furchtbar haben wir in der Zeit gelitten. Raub und Mord war an der Tagesordnung. Mit Bangen schauten wir zu den Fenstern hinaus, wenn die Räuber längs der Straße jagten, ob sie auf den Hof kommen würden. Und sie kamen einzeln und zu mehreren. Mit Revolvern in den Händen wurde Geld, Kontribution und immer wieder Geld, Gold und Silber gefordert und geraubt und mitgenommen, was ihnen gefiel. War der Wirt nicht auf dem Platze, dann waren sie wie besessen. — Ich war im

Jahre 1917 zum Schulzen gewählt und kam in dieser ganzen Zeit der Umwälzungen, die manchmal dreimal des Tages stattfanden, auch nicht los, da wir monatelang in der Frontlinie uns befanden. Habe den größten Ansturm immer aushalten müssen und kann es nur Gottes bewahrender Gnade verdanken, daß ich noch am Leben bin. Waren die „Freiwilligen“ („Weißen“) zurückgedrängt, dann wurde ich von den Roten wieder als Vorsitzender angestellt. Diese arretierten mich, weil ich angeblich die Ihrigen ausgegeben hatte; die anderen wieder beschuldigten, daß ich die Roten



Dampfmühle von G. G. Wilms & Co., Halbstadt.

in Schutz nehme und verheimliche. — Es war eine sehr schwierige Zeit. Oftmals bin ich mit dem Tode bedroht worden. Einmal forderte ein Bandit, ich sollte Gewehre herausgeben, die ich unbedingt haben müsse, weil ich Schulze sei. Ich mußte mich in der Stube aufstellen und er legte den Revolver auf mich an. Unser Sohn S., der allein dabei war (die anderen hatten sich alle im Keller versteckt), hat ihn weinend, er solle mich verschonen. Schließlich ließ er ab

und nahm nur Geld und wollte das beste Pferd. So ritten die Unholde davon, um wieder anderen Platz zu machen.

Im Herbst 1919 wurden unsre Kolonien von machnowschen Banden überflutet, die dann größtenteils auf geraubten Federwagen auf die Höfe sprengten, Pferde nahmen, Komoden und Schränke ausleerten und Gewalttaten verübten. Uns nahmen sie Federwagen, Pelze, Überzieher, Kleider, Schuhe und vieles andere. Die besten Pferde wurden zuerst genommen, dann auch die übrigen, genommen, umgetauscht und immer so weiter, bis nicht mehr was zu nehmen war.



Der altmodische Leiterwagen in der Molotschna.

Sehr selten war es, wenn man in diesen Jahren nicht beständig Einquartierungen hatte und dann mitunter bis über 20 Mann, denen dann das Beste aufgetischt werden mußte und die doch selten zufriedenzustellen waren. Ebenso ging's über's Getreide und Futter auf den Böden, bis man sich zuletzt noch schriftlich verpflichten mußte, daß nichts mehr da sei. Trotzdem wurden immer wieder Hausfuchungen vor-

genommen. Jahrelang, auch bis jetzt noch immer, werden immerwährend Führen und Vorspann genommen, wobei man manchmal wochen- und monatelang unterwegs war und vielfach ohne Fuhrwerk allein nach Hause kam, froh, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Unter solchen Umständen ist ja an ein Wirtschaften oder an Arbeiten nicht zu denken. Na, in der Zeit der Front, die hier monatelang stand, war besonders unser Dorf die Zielscheibe der Geschosse und des Angriffs von seiten der Panzerzüge, die bis auf die 5—6 Werst entfernte Eisenbahnstation kamen und von dort Tausende Granaten und Bomben in unser Dorf sandten, die mit unheimlichem Geheul angefaßt kamen und dann unter furchtbarem Krachen plagten, Stahlsplitter usw. nach allen Richtungen schleudernd. — Wie oft und viel haben wir im Keller geseessen und hinter Mauern Zuflucht gesucht. Wie manches heiße Gebet ist in den Tagen zu Gott emporgestiegen und er hat es wunderbar erhört! — Trotz des vielen Schießens, das oft Tag und Nacht uns umkrachte, ist verhältnismäßig wenig Schaden angerichtet worden. Es haben ja viele Gebäude gelitten, eins brannte ab, auch waren 6 Menschenleben zu beklagen und andere verwundet, aber es hätte sehr viel schlimmer werden können. Unser Lehrer Löws samt seiner Frau wurde so bei 70 Faden von mir entfernt, auf dem Steige von einer Bombe zerrissen und sogleich getötet.

Als dann die „Freiwilligen“ sich zurückzogen, wurde die Front aufgehoben und wir waren Untertanen der Mätteregierung. Gott hat durch viele schwere Gerichte und Heimsuchungen zu uns geredet und hat uns vielfach von der Erde und von dem materialistischen Sinne losgemacht, daß wir ihn von ganzem Herzen suchen sollten und wir danken ihm für alle Führungen, die er mit uns gegangen und wenn auch

die Zukunft dunkel vor uns liegt und wir nicht wissen, auf welche Weise wir weiter bestehen und existieren sollen, sowohl in wirtschaftlicher als auch nun mehr noch in religiöser Hinsicht, so wollen wir doch dem Herrn trauen, der Wolken und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn; der wird auch Wege finden, wo unser Fuß gehen kann.

Der Sch u l z e i n W.

W. 20. Februar 1923.

Nachschrift: Im Anfange der Revolution wurden alle Verbrecher losgelassen und die Gefängnisse teilweise niedergelassen. Es war ja goldene Freiheit und niemand sollte gefangen sitzen! — Aber in der Folge reichten die Gebäude nicht mehr zu, alle Gefangenen unterzubringen und die Keller mußten herhalten. In unserm Dorfe waren im vorigen Jahre zwei große Keller voll Gefangener Mennoniten, worunter auch mein Bruder S. war, die sieben Wochen gefangen waren. Mehrere von ihnen wurden erschossen. Es sind von den Hof- und Landbesitzern wohl nur wenige, die nicht wegen irgend einer Ursache arretiert worden sind. Ich selbst habe schon viermal gefessen und bin auch gegenwärtig einer der Vertreter unsres Dorfes, auf die alle Verantwortung für versteckte Gewehre, Banditen, Diebe, Räuber, Deserteure und dergleichen gelegt wird und die dafür bestraft werden sollen, nach Ermessen des außerordentlichen Dreigerichts, auch selbst mit dem Tode, laut Dekret.

Derselbe.

### Ein Traum, der in Erfüllung ging.

Es war im Januar 1915, als ich mich zu einer Mobilisation in der Stadt Tarkma einfinden mußte. Hier hatte ich gleich in der ersten Nacht einen bedeutungsvollen Traum. Mir war's, als säße ich am Tische im elterlichen Hause, und lese in der Bibel, während meine Angehörigen um mich her versammelt waren und mir zuhörten. Der Abschnitt, den ich las, war eines sehr traurigen und ernstesten Inhalts, so daß ich innerlich ganz bewegt wurde und anfing zu weinen. Je weiter ich las, desto mehr wurde ich ergriffen, und unter Schluchzen sprach ich, bei einem Verse innehaltend: „Wie schrecklich ist das!“ Da erwachte ich und richtete mich auf, um über den eigenartigen Traum nachzudenken. Ich war noch ganz erregt, und mein Herz bebte in mir ob dem Gedanken, daß der Herr vielleicht zu mir geredet habe. Doch was war es nur, das ich soeben gelesen hatte, und was stimmte mich so traurig? Könnte ich doch nur den eben verlesenen Text ermitteln, dachte ich bei mir selbst. Doch da fiel mir auf einmal ein, daß, wenn dieser Traum vom Herrn sei, er mir auch den betreffenden Text angeben werde, und sofort sprach ich meinen Wunsch aus: „Herr, nenne mir die Bibelstelle!“ „Jeremia 9, 19.20.“, sagte eine Stimme zu mir so klar und so deutlich, daß ich von dem tiefsten Bewußtsein durchdrungen wurde: „Es ist der Herr!“ Gern hätte ich das betreffende Wort heiliger Schrift gleich nachgeschlagen und gelesen, da ich aber nur ein russisches Testament bei mir hatte, so konnte dieses nicht gleich geschehen. Ich prägte mir nun den gegebenen Text erst gründlich ein und ging dann zur Ruh, denn es war Mitternacht. Als ich nach Hause kam, las ich mir den Text und die damit in Verbindung stehenden Verse in der Bibel nach. Sie waren mir ganz fremd, da ich sie nie zuvor gelesen hatte. Ich erzählte den Traum meinen



Verwandten und einigen Freunden, aber die Bedeutung desselben blieb mir noch einige Jahre verborgen. Doch die Jahre flogen, die Verhältnisse veränderten sich, und des Herrn Wort, Jer. 9, 19. 20. 21, trat in Kraft! „Der Tod ist zu unsern Fenstern hereingefallen,“ das heißt unverhofft und unerwartet schnell hereingebrochen, „und in unsre Paläste,“ unsre prunkvollen Gebäude „gekommen, die Kinder zu würgen auf der Gasse und die Jünglinge auf der Straße.“ In der verschiedensten Weise hat der Tod unter unserem Mennonitenvolke in Rußland seine Ernte gehalten: in dieses so sichere Haus brach er ein durch Mörderhand, in einem anderen holte er seine Opfer durch epidemische Krankheiten und noch auf andern Stellen forderte er seinen Tribut durch das schreckliche Hungergespöst, so daß in der Tat „die Leichname der Menschen lagen wie der Mist auf dem Felde und wie Garben hinter dem Schnitter, die niemand sammelte,“ wie es in Vers 21 heißt. Auch Vers 18: „Ach, wie sind wir so gar verstört, und zu Schanden worden! Wir müssen das Land räumen; denn sie haben unsre Wohnungen geschleift,“ findet volle Anwendung in unserer tragischen Geschichte, wie aus den vielen vorhergehenden Berichten ersichtlich ist. Somit ist das Wort, welches Gott seiner Zeit wider Israel redete, auch in besonderer Weise an unserem Mennonitenvolke in Rußland buchstäblich in Erfüllung gegangen. Ohne Zweifel hat Gott dabei keine andere Absicht verfolgt, als uns von dem irdischen Sinne loszumachen und uns für den Himmel zu erziehen. Möchten wir uns alle beugen unter die gewaltige Hand Gottes, auf daß er uns erhöhe zu seiner Zeit. (1. Petri 5, 6.)

A b r. S i e m e n s.

Chicago, früher Krim, Süd-Rußland.

6. Oktober 1924.

# Mosaiken

oder

## Bunte Steinchen

gesammelt

in den

## Steppen Süd-Rußlands

~~~~~  
III. Teil.  
~~~~~

Für die Kinder.

## Vergißmeinnicht!

Blau ist ein Blümlein,  
Das heißt: Vergiß nicht mein;  
Dies Blümlein leg ans Herz  
Und denk an mich!

(Aus einem Liede.)

Die Kinder in Rußland werden die U. M. N. nie vergessen!

---

## Ist's auch eine Freude . . . .

Weinachten ist vorüber. Das Mehl geht zur Meige, der Ölkrug ist fast leer. Finster und schweigend sitzt der Vater da. „Wird das neue Jahr uns Hilfe bringen?“ Das ist die alte und doch ewig neue Frage, die sich ihm wieder und wieder aufdrängt. Mit kummervollem Gesicht hantiert Mütterchen in der Küche. Sie bereitet die kargliche Abendmahlzeit. Da, was ist das? Weint dort jemand? Nein, Gesang ist's! Zuerst leise und schüchtern, dann lauter und lauter übertönt er das Geheul des Sturmes. Jetzt kann sie auch die Worte verstehen. Es ist das Lied:

Ist's auch eine Freude, Mensch geboren sein?  
Darf ich mich auch heute meines Lebens freu'n?  
Wo so viele Tränen, soviel Angst und Not?  
Sobiel banges Sehnen, Schmerz und endlich Tod!  
Ja, es wär' zum Weinen, wenn kein Heiland wär',  
Aber sein Erscheinen bracht' den Himmel her!

Daniel Janzens Lena ist's, aus Margenau, die vor den Türen singt, um ein Stücklein Brot; ein paar Löffel Suppe zu erhalten. Armer Wurm! Kaum zehn Jahre alt, und schon drängt sich ihm die Frage auf: „Ist's auch eine Freude, Mensch geboren sein?“ Doch — kann es anders sein? Selbst die Stärksten liegen am Boden. — Nicht nur die leiblichen Kräfte sind lahmgelegt, nein, auch das geistliche Leben scheint erstorben zu sein. Ein jeder fürchtet, in der ihn umgebenden Nacht der Sorge und des Elends unterzugehen. Ist's da ein Wunder, daß auch bei Kindern der Frohsinn schwindet?

Mit Tränen in den Augen öffnet die Mutter die Thür und zieht das halberstarrte Kind herein. Das Lied hat zu ihrem Herzen gesprochen. — Sie setzt die arme Lena an den warmen Ofen, gibt ihr einen Teller Suppe, und ein winziges Stücklein Brot. Gerührt und erfreut dankt Lena. Dann hüllt sie sich fester in die fadenscheinige, als Umschlagetuch dienende Decke und geht weiter. — — —

Endlich, endlich ist der lange, lange Winter überstanden.

Der Frühling hat wirklich Hilfe gebracht. Doch manche alte und junge Erdenpilger hören den Kuckuck nimmer schreien. Sie sind an Krankheiten, die infolge von Unterernährung entstanden, gestorben. Lena aber ist erhalten geblieben. Sie sitzt nun in der Kirche und singt mit schallender Stimme: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen!“ Als die Not am höchsten stieg und sie für all ihr Singen kaum einen Löffel Suppe mehr erhalten konnte, — da half der liebe Gott auf wunderbare Weise. Er schickte Schiffe übers Meer und speiste seine hungrigen Kinder. Darum erfüllt heute, am Dankfest, froher Dank das Herz des kleinen Mägdeleins. Sie weiß es ja, daß es der liebe Gott ist, der es den guten Amerikanern ins Herz gegeben, der hungrigen Kleinen Rußländer zu gedenken.

Wer sich der Armen erbarmt, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten. Sprüche 19, 17.

E l i s a b e t h S e i d e b r e c h t.

Gnadental. 27. Mai 1923.

Mel.: „Womit soll ich dich,“ oder: „Sieh', hier bin ich, Ehrenkönig.“

Sieh, es steht vor deinen Türen  
 Oft ein Kind, vom Hunger bleich:  
 Will mit seinen Bitten rühren,  
 Daß die Hand ihm Gaben reich',  
 Kommt mit frisch benetzten Wangen  
 Von dem Grab der Eltern her;  
 Klaget laut mit wehem Bangen:  
 „Keine Heimat hab' ich mehr!“

Ach, wie viele solcher Kinder gab's und gibt's auch noch im großen Rußland. Wer da helfen könnte! Wir Missionen können jetzt nur wenig tun, da wir, infolge des Bürgerkrieges und der Mißernten verarmt sind. Wir freuen uns und danken Gott, daß unsere amerikanischen Glaubensgenossen so viel tun, um solcher Not zu steuern. Auch ist die amerikanische Hilfsaktion bereit, die gegründeten Kinderheime zu unterstützen, wo viele solcher armen Kinder Unterkunft finden. Traurig ist für uns aber, daß in den Kinderheimen den Kindern nichts erzählt werden darf von Jesu, dem großen Kinderfreunde, der da gesagt hat: „Ich bin das Brot des Lebens“ (Ev. Joh. 6, 48) und: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ (Matth. 4, 4).

M a r i a D i r k s,

Tochter des heimgegangenen Missionars zu Guta-Bargot auf Sumatra, und Ältesten der Gnadenfelder Gemeinde, Heinrich Dirks.

## Das Bettelkind.

Mel.: Was kann es Schön'res geben.

Von aller Welt verlassen, zerlumpt, beschmutzt mit Kot,  
Auf kalten, dunkeln Straßen beklag ich meine Not.

Die Mutter liegt im Grabe, der Vater mich verließ!  
O gib mir eine Gabe, den jedermann verließ!

Bedecke meine Blöße und still' den Hunger mein!  
O bitte, bitte, flöße mir etwas Liebe ein!

Wie war mein Leben traurig in kalter Sturmesnacht,  
Wenn Winde scharf und schaurig mir wild Musik gemacht!

Mich lehret niemand beten ein Vaterunser fein;  
Verbrecherpfade treten drum bald die Füße mein.

Im Laster aufgezogen, im Herzen ungesund,  
Voll Bosheit und verlogen, also geh' ich zu Grund!

Wer bietet voll Erbarmen mir eine Retterhand?  
Wer reißt den blöden Armen weg von des Abgrunds Rand?

R o r n. M a r t e n s, Lehrer.

Großweide. Mai 1923.

### Hunger.

Es war ein Februartag, stürmisch und kalt, zudem regnete es, und der Wind peitschte den Leuten den kalten Regen ins Gesicht. In einer Straßenecke unserer Stadt S. hockte ein Tatarenkind und bettelte um Brot, immer die Worte wiederholend: „Kufotschek Chlebba, Tjottuschka, Djadjuschkafa!“ (Ein Stückchen Brot, Dinkeln, Lantchen.) Doch nur selten legte jemand einen Geldschein in das schmutzige, magere Händchen, denn der Bettelnden waren so viele. Weit öfter hörte man die in Rußland übliche Redensart: „Boch das!“ (Gott wird geben), mit der man Bettler abweist. Und doch, gar viele solcher Scheine brauchte man, um auch nur ein Pfund Brot zu kaufen. Zum Abend wurde das Flehen immer dringender, und die Gaben immer spärlicher. Die Nacht verbrachte das arme Geschöpf, in seine Lumpen gehüllt, auf der Straße. Am folgenden Morgen dasselbe Bild. Mit heiferer, herzerreißender Stimme flehte das Kind, aber ohne viel Erfolg. Wieder wurde es Abend. Wie ein Häufchen Unglück kauerte das arme Würmchen in seiner Ecke. Plötzlich aber richtete sich die bis zum Skelett abgemagerte Gestalt empor und schrie, daß es durch Mark und Bein drang immer wieder: „Boch das!“ Es war vor Hunger irrsinnig geworden.

Anna P e n n e r, Lehrerin.

Simferopol. Oktober 1922.

---

„Euer himmlischer Vater nähret sie doch.“ Matth. 6, 26.

Einen herzlichen Gruß an die amerikanischen Kinder, welche dieses in ihre Hände bekommen mögen, aus dem Süden Rußlands! — Ich bin ein kleines, russisches Mädchen, aus einem Dorfe, wie es eure Augen wohl nie geschaut.

O daß ich euch mal unsre russischen Häuschen und unsre Kirche zeigen könnte! Freundlich, rein und malerisch sah noch alles vor Kurzem aus. Ich lebte so sorglos in einem solchen Häuschen bei meinen Eltern, mit noch vier Geschwistern. Fragte ich wohl schon einmal, wo kommt denn die Nahrung, wo kommt denn die Kleidung für mich her? Ach nein, es wurde von mir so selbstverständlich dahingenommen. Aber, was wird denn das Antlitz meines Vaters so finster, warum die sorgenden Blicke meiner Mutter? Ja, kann es denn sein, — der Brotkorb ist leer? Vater, Mutter, uns hungert! Die Not wuchs mit Riesenschritten, und es geschah etwas Schreckliches: Meine Eltern gaben mir mit abgewandten Gesichtern eine Tasche um den Hals und einen Stab in die Hand, der brannte in den Fingern — es war der Bettelstab. Und ich mußte ausziehen, auf die Barmherzigkeit fremder Leute angewiesen. Wohl reichte man mir noch zuweilen einen Bissen; doch — o weh — bald blieben vor den Tausenden von Bettlern die Thüren verschlossen, denn die Not war auch dahinter eingekehrt. Fast wäre auch ich, wie so viele, dem Hungertode erlegen. Doch da geschah ein Wunder: Wohl hatte auch ich einmal von einem Amerika gehört, doch schien es mir so fern wie der Mond von meiner Heimat entfernt. Und von dort kam uns die Hilfe! Ich hörte von einer schon arbeitenden amerikanischen Küche in einem deutschen Dorfe. Dahin lenkte ich meinen matten Gang. Und ich ging nicht leer aus. Euch, lieben Amerikanern, dank' ich es, wenn ich den Bettelstab verbrennen durfte und jetzt, gekräftigt von so nahrhafter Speise wieder gesund und satt bin. Arbeiten will ich, wo es mir geboten wird, dabei immer eurer dankend gedenken. Und euch ihr Kinder, die ihr in der Ferne euer Leben lebt, wünsch' ich eine schöne Jugend, daß ihr bewahrt bleiben möchtet von



Leiden und Sorgen! - Dankt eurem Schöpfer und dankt den lieben Eltern für jedes Große und Kleine, das euch geboten wird!

Anna Ediger, Lehrerin.

Verdjansk. April 1923.

---

**Das schönste Denkmal.**

Auf die Tafel der Geschichte  
In Granit und Marmorstein  
Schreiben mit des Schwertes Spitze  
Helden ihre Namen ein.

Mit der Feder leichtem Zuge  
Schreibt ein schöpferisch Talent  
Seines Geistes Meisterwerke  
Auf Papier und Pergament.

Aber schöner als in Bücher,  
Besser als in Stein und Erz,  
Schreibst du dich mit Liebestaten  
In ein dankbar Menschenherz.

(Gerok.)

Arthur KempeL,

Gnadenfeld. Okt. 1922.

12 Jahre alt.

---

Berwehre der Sonne den Schimmer,  
Verbiete dem Wasser den Lauf,  
Barmherzigkeit ruhet nimmer,  
Die Liebe hört nicht auf.

(A. Bollmar.)

Alice Enns,

Gnadenfeld. Juni 1923.

14 Jahre alt.

## Gnadensfelder Kirche.

## Sollt ich meinem Gott nicht singen?

Gesang verschönt das Leben,  
 Gesang erfreut das Herz,  
 Ihn hat uns Gott gegeben  
 Zu lindern unsern Schmerz.

Wieviel Ursache hat man doch, seinem Schöpfer zu singen und ihm zu danken! Und wie erhebt ein schöner Gesang! Oft und gerne haben wir in den früheren Jahren gesungen. Und doch kann auch die Lust zum Singen vergehen. Als im Jahre 1922 die Sorgen um's tägliche Brot kamen und die Not bei uns immer größer wurde, da verstummte allmählich der Gesang. Auch die Kleinen saßen, mit blassen Gesichtern, stumm da, und weder ein lustiges Lachen noch ein fröhliches Liedchen war mehr zu hören. O, wieviele Gebete sind in dieser Zeit emporgestiegen zu unserm himmlischen Vater! Und er, der gesagt hat: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen,“ hat auch uns errettet. Ja, er hat uns geholfen durch unsere Glaubensgenossen in Amerika. Wir erhielten Brot; die Not schwand allmählich und die Kräfte zum Arbeiten und auch die Lust zum Singen kehrten wieder. Sollten wir unserm Gott dafür nicht singen, sollten wir ihm nicht dankbar sein? Gelobt sei sein Name in Ewigkeit! Am Sonntage, im Kindergottesdienste, da singen auch die Kinder wieder mit fröhlicher Stimme und von Herzen das Liedchen: „Gott ist die Liebe,“ oder „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen.“ Den lieben Helfern in Amerika sagen auch unsere **A I E I N E N** ein herzliches „Danke“ für all das Gute, das sie an uns getan, — daß wir jetzt wieder singen und fröhlich sein können.

Sollt' ich meinem Gott nicht singen?  
 Sollt' ich ihm nicht dankbar sein?  
 Denn ich seh' in allen Dingen,  
 Wie so gut er's mit mir mein'.

Ist's doch nichts als lauter Lieben,  
 Was sein treues Herze regt.  
 Das ohn' Ende hebt und trägt,  
 Die in seinem Dienst sich üben.

Alles Ding währt seine Zeit,  
 Gottes Lieb' in Ewigkeit!

M a r i a B a r t e l, Kleinkinderlehrerin.

Gnadenfeld. 15. Juni 1923.

### Jesus liebt die Kinder!

Mark. 10, 13—16.

Der barmherzige Gott, der in Christo Jesu unser Vater geworden ist, läßt die Sonntagsschule in unserm Dorfe — Alexandertal — lieblich blühen, gedeihen und wachsen. Obwohl das Dorf nur ungefähr 450 Einwohner hat, so hat die Sonntagsschule doch manchmal bis 160 Teilnehmer aufzuweisen, meistens Kinder und Jugend. Wir freuen uns und sind fröhlich im Herrn, der die kleine, tapfere Schar, trotz der antireligiösen Wirren der Zeit, so reichlich mit geistlichen, himmlischen Gütern für die Stürme des Lebens ausrüstet. Alle Lehrer, Lehrerinnen und Kinder der obengenannten Sonntagsschule senden einen herzlichen Gruß der Liebe, welche wir in den letzten 1½ Jahren von „d o r t a u s“ so tief empfunden, an alle Lehrer, Lehrerinnen und Kinder der Sonntagsschulen in Amerika.

„Sonntagschule, du sollst leben,  
 Lieblich blühen und gedeih'n;  
 Dank sei dem, der dich gegeben,  
 Um in dir uns zu erfreu'n. . . . .“

Lehrer und Lehrerinnen: Jakob Mart. Dückmann, Peter Mart. Dückmann, Johann Kor. Dürksen, David Dav. Pauls, Peter Hübert, Johann Joh. Töms, Agnes Unger, Vene Joh. Töms, Liese Pet. Both, Susi Pet. Both, Mariechen Pet. Funk, Meta Pet. Reimer, Meta Nr. Pauls.

Alexandertal. 1. Juni 1923.



Einen herzlichen Dank sagen alle Kinder — große und kleine — den lieben G e b e r n für alle guten Gaben! Auch unser einjähriges Söhnchen laßt ein Dankeschön und wir mit ihm. Einen dankbaren, herzlichen Gruß von

Joh. u. Kath. Martens.

Mariental. Juni 1923.

## Gedicht von Frau Gustav Kempel,

geschrieben nach dem Tode ihres Sohnes Heinrich. Dieser fiel in unserer Gegend als erstes Opfer der Machnowze, auf der Reise von Silberfeld nach Gnadenfeld.

Es ging ein schwaches Kindelein  
An feines Vaters Hand  
Den schmalen Lebensweg hinan,  
Zum obern Vaterland.

Das Kindelein war stets froh, vergnügt,  
Und traf es je ein Schmerz,  
Dann floh's sogleich in seiner Not  
An feines Vaters Herz.

Das Kindelein trug in seiner Hand  
Manch' Spielzeug, groß und klein;  
Der Vater schenkte es aus Lieb'  
Zur Freud' dem Kindelein.

Auch trug es zärtlich an der Brust  
Ein'n schönen Blumenstrauß;  
Der Strauß war seine Freud' und Lust,  
Sog süßen Duft daraus.

Da kam 'ne böse Bubenbord',  
Beneidete das Kind,  
Sie riß ihm all' sein Spielzeug fort  
Und knickt' 'ne Blum' geschwind.

Das Kindelein weint, das Kindelein schreit:  
„Ach meine liebe Blum'!  
O Vater der Barmherzigkeit,  
Warum ließt du es tun?“

Warum riß't du in deiner Macht  
 Nicht deine Blum' zurück?  
 Was haben sie mit ihr gemacht,  
 Wie grausam sie geknickt!

Daß all' mein schönes Spielzeug fort,  
 Das macht mir auch wohl Schmerz,  
 Doch daß mein Blümlein ist verdorrt,  
 Das bricht mir fast das Herz!"

Der Vater legt nun seine Hand  
 Dem Kindlein auf das Haupt:  
 „Setz nur den Blick zu mir gewandt,  
 Setz nur gekämpft, geglaubt!

Setz lern' verzeihen, liebes Kind,  
 So wie ich dir verzieh'n,  
 Und Haß und Nachsicht dräng geschwind  
 Aus deinem Herz und Sinn.

Setz lerne lieben, so wie ich,  
 Den Sünder, nicht die Sünd';  
 Dann findest wieder sicherlich  
 Den Herzensfrieden, Kind.

Und deine Blume hob ich auf,  
 Und nahm sie an mein Herz,  
 Trug sie ins Heimatland hinauf,  
 Dort fühlt sie keinen Schmerz.

Sie blüht dort in dem bessern Land  
 Viel schöner als sie je  
 Könnt blühen hier im Wüstenland,  
 Und in dem Sündentweh!

Auch deine andern Blümelein,  
Die früher welkten hin,  
Sie wachsen droben und gedeih'n,  
Sie duften dort und blüh'n.

Bern dich mehr freu'n zum Vaterland  
Und richt dorthin den Sinn.  
Ich führe dich mit fester Hand  
So gerne ja dahin."

„Ja, Vater, du bist groß und gut,  
Und ich bin schlecht und schwach,  
Mach du mich stark, und mach mich gut,  
Mich treu und folgsam mach'.

O lehr mich glauben fest und treu  
Daß deine Führung gut,  
Daß ich, wie schwer der Weg auch sei,  
Doch steh' in deiner Hut.

O lehr mich lieben, wie ich muß,  
Dich, Vater, inniglich,  
Und auch trotz Mühsal und Verdruß,  
Den Nächsten, gleich wie mich.

Gib frohe Hoffnung mir ins Herz  
Und glück- und seligsein,  
Daß ich bei allem Pilgerschmerz  
Doch bleib dein Kindelein.

Laß mich nicht los von deiner Hand,  
Sonst käm' ich weiter nicht;  
Bis ich im obern Vaterland  
Dich preisen darf im Licht.

Ich möchte deine Blume sein,  
 Dir blühen hier und dort,  
 Mit allen meinen Kindelein,  
 Durch Ewigkeiten fort.

Du bist ja meines Herzens Grund,  
 Erfrischest mein Gemüt,  
 Du machst mein krankes Herz gesund  
 Mit deiner Lieb' und Güte.

Du bist mein Vater, ich dein Kind,  
 Und Christ, der Heiland mein,  
 Erlöset mich von Schuld und Sünd'  
 Und ew'ger Angst und Pein.

Du bist mein Helfer in der Not  
 Und linderst all' mein Leid,  
 Dein eigen sein, Gott Zebaoth,  
 Ist höchste Seligkeit.

Drum preis' ich dich und lobe dich,  
 O nimm mein Lob doch an!  
 Wieviel hast du, o großer Gott,  
 Für mich, dein Kind, getan!

Frau Gustav Kempel war eine Tochter des Ältesten und Missionars Heinrich Dirks.

#### Aus dem Munde der Kinder.

Eines Tages steht ein dreijähriges Mädchen ganz allein an der Tür der A. M. R. Küche zu C. Es ist das Kind einer gänzlich verarmten Arbeiterfamilie. Des Kindes Mut-



ter geht auf Tagelohn aus, sein Vater ist in der U. M. K. Küche als Wasserträger angestellt. Im Vorübergehen frage ich:

„Guten Tag, Leni, wie geht's?“

„Schweres Leben,“ antwortet die Kleine.

„Ja, was ist dir denn so schwer?“

„Keine Klöße,“ lautet die Antwort.

„Was tust du denn hier?“

„Warte auf Vater.“

„Weshalb kommt er denn immer noch nicht?“

„Trägt viel Wasser.“

„Nun und wo ist deine Mutter?“

Leni seuzt schwer. „Wäscht . . . Löppts.“

„Dann gibt's bei euch wohl nichts zu Mittag, wenn Mutter auf Arbeit aus ist?“

„Doch, Kakao aus Küche.“

„Nun, siehst du, das Leben ist nicht gar so schwer. Du trinkst Kakao und trägst ein schönes Mäntelchen, das habe ich noch garnicht gesehen.“

„Bekommen,“ triumphiert Leni und streichelt zärtlich den weichen Stoff.

„Auch trägst du ein neues Mützchen.“

„Feine Mütz'!“ Die Kleine reckt stolz das Köpfschen.

„Wo hast du denn das alles her?“ frage ich endlich.

Da bricht ein Leuchten aus des Kindes Augen. Die kleine Hände falten sich: „Gute liebe ‚Merikaner' alles Leni geschenkt!“

W. D ü c k,  
Lehrerin.

Laurien. März 1923.